

Schwäbische Heimat

Oktober–Dezember DM 9.00



1991/4

NS-Strafjustiz
in Stuttgart

«Museum im Adler»
in Benningen

Aussichtstürme als
nationale Denkmäler

Rutschpartien ins Tal –
Holztransport im Schwarzwald

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad Theiss-Verlags und des DRW-Verlags Weinbrenner bei.

Inhalt

HERMANN BAUSINGER Zur Sache: Regionale Kultur – stark verkleinert	293
HEINZ BARДУА Das Wappen des Zollernalbkreises	294
ULRICH GRÄF Von der Burg zur Ölmühle – Denkmalschutzpreis 1991 des Schwäbischen Heimatbundes	295
FRITZ ENDEMANN Nationalsozialistische Strafjustiz in Stuttgart	303
ERNST SCHÄLL Friedrich Adler – das Geburtshaus des Künstlers in Laupheim ist renoviert	314
CHRISTIAN GLASS Museen des Landes Nr. 19: «Museum im Adler» in Benningen	319
BARBARA HAPPE Erinnerungen einer Leichenbitterin aus Bleichstetten auf der Schwäbischen Alb	325
RAIMUND KOLB Ein verkannter schwäbischer Künstler – Franz Joseph Spiegler zum 300. Geburtstag	329
EVA VON KALCKREUTH Späne, Erdklumpen und Flintenschuß – Die Inbesitznahme eines Rittergutes	337
OSWALD SCHOCH Rutschpartien ins Tal – Vom Ries-Betrieb im Nordschwarzwald	339
FRIEDEMANN SCHMOLL Schau und Anschauung – Aussichtstürme als Landschaftsbauwerke und nationale Denkmäler (1)	353
IMMANUEL FISCHER Erinnerungen eines Landpfarrers (Schluß) sh intern Reisen 1992	361 368 369
Anschriften der Autoren und Bildnachweis Buchbesprechungen sh aktuell	373 374 385

Zur Sache: Regionale Kultur – stark verkleinert

Hermann Bausinger

In meiner Heimatstadt schloß vor kurzem eine der großen Banken drei ihrer kleinen Filialen. Sie gab diese Information nicht in einer verschämten Mitteilung an ihre Kundschaft, sondern in der Form einer aufwendigen Werbekampagne, in der die Reduktion als enormer Fortschritt für Kundinnen und Kunden verkauft wurde, – in den verbleibenden Geschäftsstellen stehe nunmehr ein differenziertes Beratungssystem zur Verfügung. Dies entspricht sicher den Tatsachen. Nur: die alte Frau, die bisher in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft an jedem Monatsende das Ersparte aufs Konto ihrer Enkelkinder einzahlen konnte und die sich für junge Aktien, Leitzinsen und Disagiosätze herzlich wenig interessiert, kam in der Argumentation nicht vor; ihr Problem liegt ja auch nicht auf der Linie besonders profitabler Geschäftsinteressen.

Ein wenig erinnerte mich der Vorgang an die jüngste Entwicklung in den Rundfunkanstalten unseres Landes. Zunächst war von Regierungsseite eine vollständige Fusion von Süddeutschem Rundfunk und Südwestfunk geplant; dieser Plan wurde dann allerdings nur in abgeschwächter Form, in partiellen Zusammenlegungen verwirklicht. Der Vergleich hinkt insofern, als hier auch in der öffentlichen Diskussion von Anfang an die Kostenfrage im Vordergrund stand, – man erhoffte sich von jedem Schritt der Vereinigung Einsparungen, die sich nachträglich freilich als relativ bescheiden herausstellten. Aber auch hier wurde (und wird) argumentiert, die Veränderung habe das Programm nicht nur nicht schlechter gemacht, sondern effektiver, umfassender, gehaltvoller. Wie aber sieht es tatsächlich aus – beispielsweise im Bereich der regionalen Kultur?

Eines der Ergebnisse der Kooperation zwischen SDR und SWF ist das gemeinsame Hörfunkprogramm S 2 Kultur. Ein Kulturprogramm täglich fast rund um die Uhr – das läßt sich hören. Aber vor der Vereinigung gab es praktisch zwei solche Programme, und es ist nicht zuletzt die regionale Kultur, die beschnitten wurde. Für das Landesstudio Tübingen beispielsweise wurde die Zahl der abendlichen Kurzbeiträge «Kultur regional» halbiert; die

Sendung «Forum regional» wird nur noch zweimal statt dreimal monatlich bestritten; «Literatur regional», früher zweimal monatlich von Tübingen produziert, hat nur noch einen, zudem sehr viel engeren Sendeplatz im Monat. Die allwöchentlichen landeskundlichen Vorträge des SDR sind ebenso ersatzlos weggefallen wie die halbstündigen Features, die alle 14 Tage zu hören waren. Dies bedeutet, daß weniger Autoren und daß Autoren weniger zu Wort kommen; ihnen fehlt ein wichtiges Sprachrohr, und es ist kaum verwunderlich, daß einer von ihnen anmerkte, in dem neuen Programm werde Kultur als eine Art Ekzem betrachtet, das verödet werden muß.

Hörerinnen und Hörer haben weniger Auswahlmöglichkeiten, und ihre Interessen an Regionalkultur werden nicht ausreichend bedient. Ein gewichtiges Alibi ist freilich schnell bei der Hand: Neu ist auch S 4, ebenfalls ein Gemeinschaftsprogramm, vorweg getestet auf Hörerverträglichkeit und tatsächlich gut aufgenommen – mit den Einschaltquoten dieses Programms kann S 2 nicht entfernt konkurrieren. Nun soll hier gewiß keine Breitseite gegen Unterhaltung abgefeuert werden. Aber wenn das Bundesverfassungsgericht den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten «essentielle Funktionen für die demokratische Ordnung ebenso wie für das kulturelle Leben in der Bundesrepublik» zuwies, dann war gewiß nicht in erster Linie an den Kulturverschnitt der leichten Unterhaltung gedacht. Und das Regionale? Es taucht in dem Unterhaltungsprogramm nur als eine Art Stimmungselement auf – regionale Kultur als anbietende Klangfarbe in einem ansonsten neutralisierten Allerweltsprogramm. Beiträge, die heimatliche Kultur ernst nehmen – ein Aufarbeiten der eigenen Geschichte, Hinweise auf regionale Kunst, Porträts heimischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller – solche Beiträge sind in den Programmen seltener geworden. Das Stichwort Heimat war lange Zeit reserviert für schöne Kulissen, hinter denen das, was wirkliche Heimat ausmachte, immer mehr zerbröckelte. Inzwischen suchen viele diese wirkliche Heimat neu zu festigen und weiterzuentwickeln: Es ist deutlich geworden, daß es auf die Strukturen ankommt und nicht allein auf die Fassaden. Der Rundfunk sollte sich von dieser Erkenntnis nicht beurlauben. Wenn ein neuer Hit oder ein alter Evergreen in schwäbelndem Ton angesagt werden, ist dies noch nicht regionale Kultur.

Das **Titelbild** zeigt die Obere Burg in Talheim, Landkreis Heilbronn. Im Blickfeld der Westteil, das sogenannte Schmidberg'sche Schloßchen, das im Volksmund auch Judenschloß heißt. Welche Auszeichnung dieser Gebäudeteil erhalten hat, erfahren Sie auf den Seiten 295 ff.

Aus dem früheren Kreis Balingen, dem größten Teil des Altkreises Hechingen sowie kleineren Bestandteilen der ehemaligen Kreise Rottweil, Sigmaringen und Stockach wurde 1973 der Zollernalbkreis gebildet. Bereits vor der Konstituierung des neuen Landkreises bat der vorläufige Kreistag um Gestaltungsvorschläge für das neue Wappen.

Die Wappen der beteiligten Alt-Kreise, von denen lediglich der Kreis Rottweil noch wappenlos gewesen ist, zeigten folgende Bilder. Kreis Balingen: Unter goldenem Schildhaupt, darin eine schwarze Hirschstange (Württemberg), in Rot eine zweitürmige silberne Burg. Kreis Hechingen: In Silber auf gezinntem rotem Schildfuß sitzend ein rot bewehrter schwarzer Adler (Preußen), mit den Fängen den von Silber und Schwarz gevierten Zollernschild haltend. Kreis Sigmaringen: Über einem von Silber und Schwarz gevierten Schildfuß (Zollern) in Rot ein schreitender goldener Hirsch. Kreis Stockach: Von Gold und Blau gespalten, vorne drei blaue Hirschstangen (Nellenburg), hinten ein an einer silbernen Hellebarde mit rotem Schaft anklimmender, rot bewehrter und bezungter goldener Löwe.

In jedem dieser früheren Kreiswappen kam entweder die Hirschstange oder der gevierte Zollernschild vor, so daß sich diese beiden Wappenbilder zur Gestaltung eines die Integration der Bestandteile des neugebildeten Landkreises fördernden heraldischen Bildkennzeichens anboten. Aus diesem Grunde legten sowohl die Archivdirektion Stuttgart als auch ein vom Landratsamt beauftragter Kunstmaler mehrere entsprechende Entwürfe vor, aus denen schließlich in der Sitzung des Kreistages am 28. Januar 1974 das jetzige Wappen ausgewählt wurde.

In diesem Wappen sollen der Zollernschild in der vorderen und das württembergische Wappen in der hinteren Schildhälfte auf die beiden bedeutendsten ehemaligen Territorialherrschaften hinweisen, die die Geschichte des Kreisgebietes geprägt haben.

Das Innenministerium Baden-Württemberg hat dem Zollernalbkreis am 2. August 1974 das Recht zur Führung dieses Wappens verliehen.



Heraldische Beschreibung: In gespaltenem Schild vorne von Silber (Weiß) und Schwarz geviert, hinten in Gold (Gelb) drei liegende schwarze Hirschstangen übereinander.

Von der Burg zur Ölmühle – Denkmalschutzpreis 1991 des Schwäbischen Heimatbundes

Ulrich Gräf

Das weit gefächerte Spektrum der württembergischen Denkmallandschaft drückt sich auch 1991 im Denkmalschutzpreis (Peter-Haag-Preis) des Schwäbischen Heimatbundes aus. Wie in den letzten Jahren konnte auch dieses Mal aus einer großen Zahl von Bewerbungen ausgewählt werden. Es waren so viele denkmalpflegerisch beispielhafte Renovierungen von Gebäuden dabei, die den Satzungszielen dieses Denkmalschutzpreises entsprachen, daß die Auswahl der Preisträger so schwer war wie noch nie. Dies zeigt sich in der Zahl der Preise, die wir von den üblichen drei auf fünf erhöht haben, um den vielen guten Bewerbungen gerecht werden zu können.

Obere Burg in Talheim – eine spätgotische Wohnstätte

Die sogenannte Obere Burg war das Stammschloß der Herren von Talheim und geht in großen Teilen auf einen Wiederaufbau der Zeit von 1380–1400 zurück. Nach dem Aussterben der Herren von Talheim im Jahre 1605 kam die gut ausgebaute Ritterburg am Nordhang des Schozachtals in wechselnde Hände. Der westliche Teil der Burg, um den es sich hier handelt, gelangte als württembergisches Lehen an die Familie von Schmidberg in Lehren-

steinsfeld und ist seither auch als *Schmidbergsches Schloßchen* bekannt. 1778 bezogen vier jüdische Familien aus Horkheim diesen Teil der Burg; von daher rührt eine heute noch im Volksmund gebräuchliche Bezeichnung als *Judenschloß*. Das Oberamt Lauffen sprach damals von einem alten, sehr baufälligen, dreistöckigen Schloß, das an die jüdischen Familien vermietet worden war. 1841 wurde der westliche Burgteil mit dem sogenannten Schneck, einem Treppenturm an der westlichen hinteren Mauerecke, an jüdische Bürger verkauft und ist seitdem in Privatbesitz.

Die Obere Burg in Talheim ist baugeschichtlich hochinteressant als Beispiel eines Ganerbenschlusses, eines Schlosses mit mehreren erbberechtigten Besitzern, das sich mit Schildmauer und mittelalterlichen Fachwerkaufbauten auf den steinernen Burgmauern erhalten hat. In der Literatur wird darauf Bezug genommen, daß sich im 15. Jahrhundert auskragende Aufbauten in Fachwerkkonstruktion zu Wohngeschossen entwickelten; sie sind nur noch in wenigen Beispielen wie etwa hier in Talheim, Kreis Heilbronn, in dieser Form erhalten. Durch die dendrochronologische Datierung der Bohlenbalkendecke in das ausgehende 14. Jahrhundert wird die burgenkundliche Bedeutung der heute wieder sa-



Obere Burg in Talheim, Fachwerkgeschoß im Westteil. Kammer mit Bemalung des 17. Jahrhunderts.



Blick in das Zimmer mit gewölbter spätgotischer Bohlenbalkendecke.



nierten Wohnung im zweiten Obergeschoß deutlich. Aus jener Zeit stammen die Balkendecke der Bohlenstube, die Bohlenwände und das gotische Ständerwerk der Treppenhalle.

Heute besitzt die Familie Striegel im zweiten Obergeschoß eine Wohnung im Stockwerks- und Bruchteilseigentum an der Burg. Sie hat diese Wohnung mit großem Aufwand erhalten und gesichert. Der rücksichtsvolle Umgang mit der vorhandenen Bausubstanz zeigt in anschaulicher Weise spätmittelalterliche Wohnkultur im Inneren. Verstellende Einbauten aus unterschiedlichen Zeiten wurden entfernt, Zerstörungen soweit möglich repariert, um den spätmittelalterlichen Wohngrundriß mit seiner großzügigen gotischen Treppenhalle, mit der repräsentativen Bohlenstube samt anschließender Küche und den Schlafkammern wieder entstehen zu lassen. Die Farbgebung von Fachwerk und Putz einschließlich seiner Struktur wurde nach Befund und, wo nicht mehr vorhanden, nach historischem Vorbild erneuert. Der Versuch, eine Möblierung zu wählen, die einer spätmittelalterlichen Wohnung am ehesten entspricht, ist dabei besonders hervorzuheben. Von der jüdischen Vergangenheit des Gebäudes zeugen Brandspuren an der Bohlenwand, die von einem Chanukka-Leuchter herrühren.

*Altes Pfarrhaus in Zimmern-Stetten –
«gestelztes Einhaus» mit Zierfachwerk*

Das alte Pfarrhaus von Stetten, Gemeinde Zimmern ob Rottweil, in exponierter Ortslage gegenüber der Kirche ist 1664 wieder aufgebaut und 1689 endgültig fertiggestellt worden, nachdem es im Dreißigjährigen Krieg niedergebrannt und die Pfarrei 32 Jahre verwaist war. Grundlegende Erneuerungsmaßnahmen wurden 1760 notwendig; ein rückwärtiger Anbau von 1824 und nochmals daran anschließend von 1914 bis 1919 eine Schwesternstation haben dem Gebäude sein heutiges Volumen und Erscheinungsbild gegeben. Der dreigeschossige Zierfachwerkbau auf hohem massivem Sockel und mit dreigeschossigem liegenden Stuhl aus dem 17. Jahrhundert tradiert einen Bautyp, der für landwirtschaftliche Nutzung als «quergestelltes» bzw. «gestelztes Einhaus» offensichtlich auch für die Pfarrhäuser jener Zeit üblich war.

Die Familie Nübling hat das Gebäude nach einer bereits erfolgten Außenrenovierung erworben und nun auch im Inneren soweit als möglich das histori-

sche Gefüge mit der Ausstattung wie Bohlenstuben, Wände, Decken und Fußböden mit hohem Aufwand erhalten. Die Ablesbarkeit der Nutzungen des Wohnteils im ersten und zweiten Obergeschoß des Stallbereichs im massiven Erdgeschoß und des seitlich angegliederten Scheunenteils ist weiterhin – trotz neuer Nutzung – vorhanden. Der Scheunenteil wurde ohne störende Einbauten und Verkleidungen belassen und nicht, wie heute üblich, zur Garage «mißbraucht». Der Stallbereich nimmt jetzt eine Diele mit Nebenräumen auf. Die Wohnschosse zeigen ihre ursprüngliche räumliche Aufteilung und sind in der für diesen Haustyp üblichen Grundrißstruktur belassen. Die hölzerne Treppe wurde bis auf neue Wangen restauriert und wieder eingesetzt. Auf dem Dachboden gefundene alte Kacheln wurden nachgebrannt und in zwei Grundöfen in den Stuben eingebaut.

In den Wohngeschossen ist im Flur die ursprüngliche Fachwerkgestaltung mit grauer dekorativer Bemalung nachzuvollziehen; sie ist gesichert. Diese Dekorationsfassung auf Fachwerk und Putz gibt auch in ihren Resten neben den erhaltenen und teilweise erneuerten Wand- und Deckenvertäferungen noch einen Eindruck von der Raumgestaltung des 17. Jahrhunderts wieder. Die Farbgebung entspricht innen wie außen den restauratorischen Befunden.



Dekorationsbefund aus dem 17. Jahrhundert auf dem Fachwerk im Treppenhause des Stettener Alten Pfarrhauses.

Linke Seite: Altes Pfarrhaus in Zimmern-Stetten, Kreis Rottweil. Rückansicht des Gebäudes mit den Lauben.



Oben: Haus Glockengasse 2 in der Katharinen-Vorstadt in Schwäbisch Hall. Außenansicht im Erscheinungsbild des 19. Jahrhunderts.

Unten: Spätgotisches Bohlenzimmer in der Überfassung des vorigen Jahrhunderts.



Das alte Pfarrhaus in Stetten bei Zimmern ob Rottweil veranschaulicht heute mit seinem Fachwerkwohnteil auf massivem Stallgeschoß und nebenliegendem Ökonomiebereich den Bautyp des gestelzten Einhauses, wie er in der Gegend häufig vorkommt, und dokumentiert auch in der neuen Nutzung seine ortsbauhistorische Bedeutung. Mit seinem Zierfachwerk und den übereckgestellten Bohlenstuben ist das Gebäude ein wichtiger Blickpunkt im Ortskern.

*Haus Glockengasse 2 in Schwäbisch Hall –
Bewahrung der gewachsenen Strukturen*

Der denkmalpflegerisch Interessierte ist auch heute noch immer wieder hin- und hergerissen, wenn es darum geht, ein sehr altes Gebäude mit mittelalterlichen Resten und noch gut übernommenen Ausstattungen des 19. Jahrhunderts zu bewerten und dann eine Entscheidung zu fällen, für welche Wiederherstellung oder Erhaltung man sich am besten entscheide. Man möchte schließlich doch soweit als möglich das Gebäude im bestmöglichen Erscheinungsbild zeigen.

Dem Gebäude in der Katharinenvorstadt von Schwäbisch Hall ist das hohe Alter nicht anzusehen. Große Teile des Dachstuhl und Reste im Fachwerkgerüst sind dendrochronologisch datiert auf 1395. Ein Gebäude also, das in seinen Ursprüngen auf die Anlage der Katharinenvorstadt jenseits des Kochers zurückgeht. Das äußere und innere Erscheinungsbild vermittelt dagegen auch nach der Sanierung des Gebäudes den Eindruck späterer Umbauphasen des 19. Jahrhunderts. Zeichen des Baualters sind die vorhandenen Balken-Bohlen-Decken, der stattliche Gewölbekeller und die auch in späteren Umbauphasen belassene Lage der Treppe.

Ein Kulturdenkmal wiederherzustellen, ist nicht immer gleichbedeutend mit der Freilegung des ursprünglichen Zustandes, sondern auch die Bewahrung der in Jahrhunderten gewachsenen Strukturen und Ausstattungen. An diesem Grundsatz hat sich Familie Camerer und ihr Architekt Hansjörg Stein orientiert und dem Gebäude sein historisch gewachsenes Erscheinungsbild belassen unter Bewahrung früherer Schichten.

Basierend auf einer Bauaufnahme und einer bauhistorischen Untersuchung wurden in Absprache zwischen den Beteiligten – Bauherrschaft, Architekt, Stadt Schwäbisch Hall und Landesdenkmalamt – die Planungsziele festgelegt; sie sollen an dieser Stelle, da sie beispielhaft sind, aus der Aufstellung des Architekten zitiert werden:

- Beibehaltung der Grundrißgliederung und der Gebäudeerschließung,
- Erhaltung von Türen, Fensterteilung, Läden, Böden, Decken, Treppen und vorhandenen Ausstattungselementen der verschiedenen Umbauphasen (z. B. Wandvertäfelungen, Brüstungsverkleidungen),
- Installations- und Leitungsführung auf Putz, z. B. der Heizrohre im Sockelbereich bzw. innerhalb der neueren Putzschichten zum Schutz der darunterliegenden älteren Bausubstanz,
- Reparatur und Ausbesserung von Putzflächen innen und außen anstatt großflächiger Erneuerung,
- Verwendung traditioneller Materialien soweit möglich, z. B. Biberschwanz-Ziegeldachdeckung, Holzfußböden, mineralische Putze und Farben,
- Einfügen moderner Ausstattungselemente wie Küche, Möbel, Beleuchtung, fehlende Treppengeländer, neue Treppe ins zweite Dachgeschoß und sichtbare Kombination von «Neu» und «Alt»,
- im Bereich von Bemalungen – Balken-Bohlen-Decken, Kassetten-Decke, Bohlenwand – Neuanstrich in Absprache mit dem Restaurator unter Herstellung einer späteren Trennschicht zur Erhaltung der Möglichkeit, später die Bemalungen freizulegen,
- Erhaltung der historischen Gartengestaltung nach dem Katasterplan von 1827 mit Bruchstein-, Beet- und Wegeeinfassungen und Gestaltung eines Terrassenbereichs mit neuer Bruchstein-Trockenmauer, Pflanzbeeten und Naturstein-Pflasterbelag.



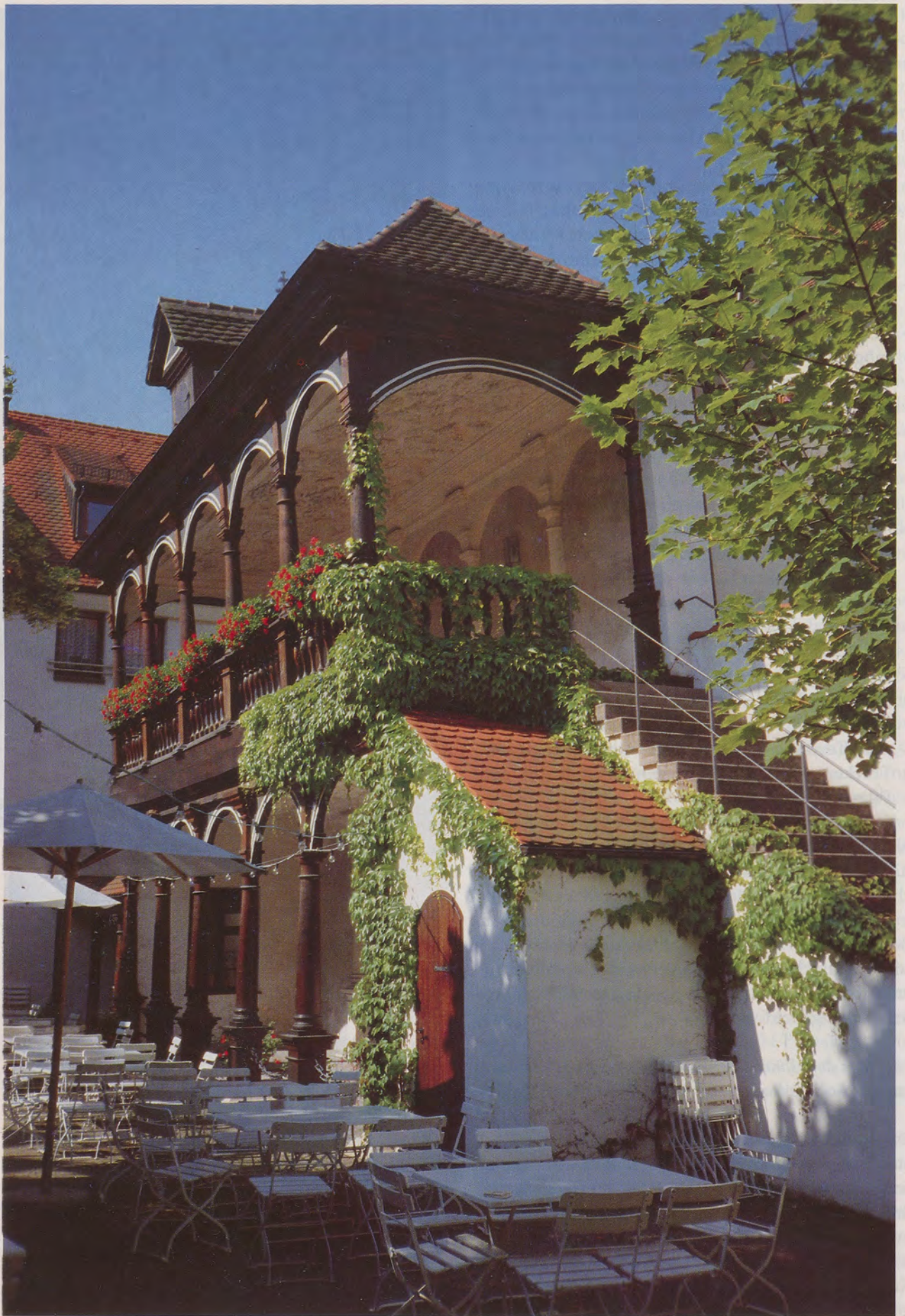
Haus Glockengasse 2 in Schwäbisch Hall. Ehemalige Stube mit einer Kassettendecke des vorigen Jahrhunderts.

Nach Auffassung des Architekten ist es gelungen, diese Planungsziele weitestgehend zu verwirklichen. Dies ist auch der Eindruck der Jury des Denkmalschutzpreises des Schwäbischen Heimatbundes. Dabei läßt sich verschmerzen, wenn auch schwer, daß bis ins Giebelndreieck noch ein Ausbau erfolgte und zur Belichtung sogar ein Dachflächenfenster eingebaut wurde.

Loggia in der Ulmer Drei-Kannen-Anlage – zweigeschossige Gartenlaube nach italienischem Vorbild

Die um 1680 von dem Ulmer Handelsherrn Christoph Weickmann in der Ulmer Altstadt erbaute sogenannte Drei-Kannen-Anlage wurde im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstört, bis auf eine zweigeschossige offene Gartenlaube. Die zweigeschossige Gartenloggia mit Walmdach, massiver Rückwand und offener, von toskanischen Säulen getragener Gartenfront, verbunden mit verputzten

Segmentbögen in Bohlenkonstruktion, gehörte als westlicher Abschluß der Drei-Kannen-Anlage zum Schloßle der geadelten Ulmer Familie Weickmann. Mit der bedeutenden Stuckierung nach Wessobrunner Art und der besonderen Bauweise in verputzter und offener Holzkonstruktion mit einem reich verzierten Balustergeländer im Obergeschoß stellt die Loggia nördlich der Alpen ein äußerst seltenes Beispiel eines aus Italien stammenden Bautyps dar. Es ist das Verdienst von Herrn Conrad Keiffl, daß eines der Wahrzeichen von Ulm erhalten und als bedeutendes Kulturdenkmal der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht wurde. Das Gebäude wurde zwar im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört, jedoch stark beschädigt und war einsturzgefährdet.



In den Nachkriegsjahren erfolgte nur eine notdürftige Sicherung. Erst im Zuge der Neubebauung auf dem Areal der Drei-Kannen-Anlage bekam die Loggia nach langem Streit um ihre Erhaltung wieder den Stellenwert, der dem Gebäude nach seiner stadtgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Bedeutung zukommt.

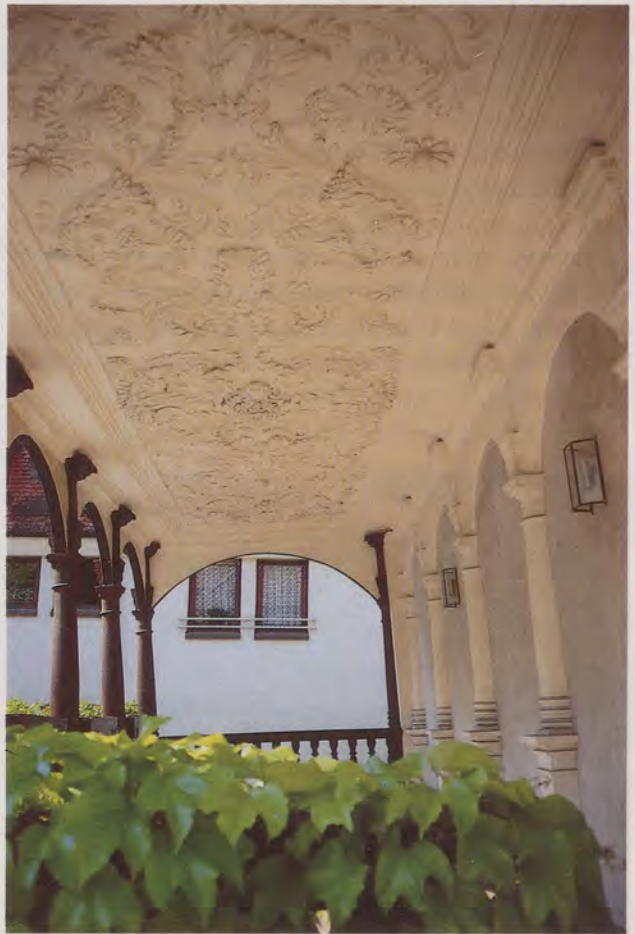
Das einsturzgefährdete Bauwerk wurde mit hohem statischem und restauratorischem Aufwand gesichert, eine anspruchsvolle Aufgabe für den Architekten Folker Mayer, von dessen verschiedenen Maßnahmen heute gar nicht mehr viel zu sehen ist. Die konstruktive Sicherung des stark überhängenden Bauwerks geschah durch Umschließen der Fundamente der Loggia mit einer Bohrpfahlwand. Unter dem Innenhof, den die Loggia im Westen heute wieder begrenzt, liegt eine Tiefgarage. Die gesamte Hofanlage ist in ihrem Erscheinungsbild und in ihrer Maßstäblichkeit auf die Loggia abgestimmt. Durch die aufwendige Begrünung ist der Eindruck einer «Gartenloggia» wieder hergestellt.

Im Zusammenspiel von Restaurator, Architekt, Bauherr und Denkmalpflege konnte die originale Substanz der Stuckierungen, der verzierten Holzstützen und der konstruktiven Teile so weit als möglich erhalten werden. Notwendige Ergänzungen erfolgten in Material, Form, Farbe und handwerklicher Ausführung nach historischem Vorbild. Die Farbgebung auf Stuck, Putz und Holz entspricht dem Befund.

Der linke ebenerdige Flügel wurde aus vorhandenen Säulen mit neuem Holzdachstuhl und Biber-schwanzdeckung wieder erstellt, ebenso die neue Pergola im Nordost-Teil der Hofanlage. Die Treppenanlage zum Obergeschoß der Loggia wurde als Steintreppe erneuert. Die ursprüngliche einfache Holzstiege unter späterem Oberdach war zerstört. Die Rückfront dieser Treppenanlage wurde in Anlehnung an den Bestand in Ziegelmauerwerk mit Biberabdeckung, gekalkten Putzflächen und Mineralfarbenanstrich ausgeführt.

Die leichte Konstruktion und der große Überhang verboten eine Nutzung. Obwohl die Loggia nicht genutzt werden kann, ist sie durch die Einbeziehung als schöne «Kulisse» für die Gartenwirtschaft mit gelegentlicher Aufführung von Hofmusik in die neugebaute Nachbarschaft gelungen integriert.

Linke Seite: Drei-Kannen-Loggia in Ulm, erbaut um 1680. Seitenansicht vom Innenhof.



Blick in die Loggia im Obergeschoß mit der aufwendigen Stuckierung der Decke.

Ölmühle in Dörzbach/Jagst

Bereits 1412 gab es in Dörzbach einen urkundlichen Hinweis auf eine Jagstmühle. Die 1709 erstmals erwähnte Ölmühle an der Jagst gehört aufgrund ihrer Vollständigkeit zu den ganz wenigen erhaltenen Mühlen dieses Typs in Baden-Württemberg. Das bestehende Gebäude wurde 1798 als «Loh-, Walk-, Öl- und Reibmühle» anstelle eines abgegangenen Vorgängerbaues errichtet. Seit 1854 ist sie im Besitz der Familie Stolz. Das heutige Aussehen des Mühlengebäudes geht auf eine Erweiterung und Aufstockung im Jahr 1864 zurück.

Von der ursprünglichen Mühleneinrichtung blieben alle Geräte zur Ölgewinnung und der Läufer der Hanfreibe erhalten. Daneben wird durch das 1927 eingebaute Zuppinger-Wasserrad über ältere Vorlege und Transmissionen eine Hochgangsäge aus dem 19. Jahrhundert betrieben. 1932 wurde die Ölmühle stillgelegt, die Hochgangsäge jedoch bis in die fünfziger Jahre weiter betrieben.

Mehr als fünfzig Jahre nach der Stilllegung hat der

derzeitige Eigentümer, Herr Karl Stolz, mit großem persönlichem Engagement und mit viel Liebe zum traditionsreichen Beruf seines Vaters die Ölmühle wiederhergerichtet. Mit Hilfe eines 1982 gegründeten Mühlenvereins Dörzbach, der es sich zur Aufgabe machte, den Eigentümer zu unterstützen, ist es gelungen, die Mühle wieder originalgetreu in Betrieb zu nehmen. In mehreren Etappen erfolgte zuerst von 1982 bis 1984 die Sanierung des Gebäudes, das durch Unterspülung durch die Jagst akut bedroht war, danach die Restaurierung der Ölmüh-

leneinrichtung, deren Abschluß 1989 die Wiederinbetriebnahme der Wasserkraft darstellte.

Die wieder voll funktionsfähige Mühle zeigt in allen Details einen Mühlenbetrieb des 19. und frühen 20. Jahrhunderts und gibt einen Einblick in die notwendigen handwerklichen Fertigkeiten eines Ölmüllers. Als lebendiges Museum, in der Verbindung von früheren Maschinen und Geräten und heutiger wieder aufgefrischter, in Teilen neu erlerner Handwerkstechnik, stellt die Ölmühle einen wichtigen Beitrag zur Technikgeschichte dar.



Ölmühle in Dörzbach, Ansicht von der Straße aus.



Öltisch (Kollergang) mit zwei mächtigen Läufern aus Stein. Hier wurden die Ölfrüchte wie Lein-, Mohn- und Rapssamen und in geringerem Umfang auch Bucheckern und Walnüsse zerquetscht.

Justizgebäude Stuttgart, Urbanstraße 18, nördlicher Lichthof, 1. Juni 1943, morgens 5.00 Uhr – die Hinrichtungen dieses Tages beginnen. Alle drei Minuten wird ein Verurteilter enthauptet. Die ersten sind zwei Deutsche, vom Stuttgarter Sondergericht als «Volksschädlinge» verurteilt. Es folgen fünfzehn tschechische und vier elsässische Widerstandskämpfer, Opfer des Volksgerichtshofs in Berlin. Dann wieder «Volksschädlinge», diesmal von den Sondergerichten Mannheim und Freiburg. Am Ende fünf Männer, die ein Wehrmachtsgewissen wegen Fahnenflucht verurteilt hat. Um 6.45 Uhr sind 34 Menschen hingerichtet.

Der 1. Juni 1943 war nur einer von zahlreichen Hinrichtungstagen, die in Abständen von einigen Wochen für Verurteilte aus dem ganzen Südwesten, aus dem Elsaß, aber auch aus anderen Gebieten im Stuttgarter Justizgebäude stattfanden. An diesem Tag allerdings erreichte die justizielle Tötungsmaschine ihre Höchstleistung; davor und danach waren es seit dem Jahresbeginn 1942 jeweils um 20 Hinrichtungen. Das ging so fort, bis das Justizgebäude in der Nacht vom 12. auf den 13. September 1944 zerstört wurde. Die Funktion als zentrale Hinrichtungsstätte übernahm Bruchsal für den Rest des «Dritten Reiches».

*Vom Umgang mit der Vergangenheit:
«... auch die Justiz nicht frei von Schuld»*

Das Justizareal an der Urbanstraße war bald neu aufgebaut; seit knapp vier Jahrzehnten arbeiten dort wieder die Stuttgarter Straf- und Zivilgerichte. Aber wie viele von denen, die seither in den neuen Gebäuden ein- und ausgegangen sind, haben auch nur eine Ahnung von den Untaten der Justiz, die hier in den Sitzungssälen, in den Gefängniszellen und im Exekutions-Hof begangen wurden?

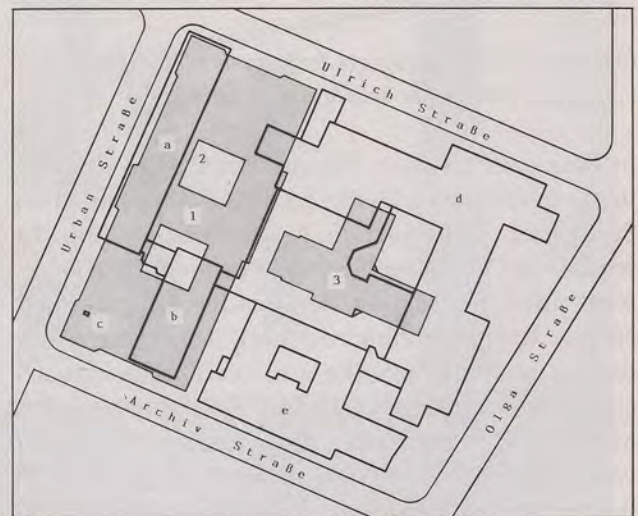
Am 27. Mai 1953 eröffnete Ministerpräsident Reinhold Maier, damals auch Justizminister, das neue Stuttgarter Oberlandesgericht (OLG). Die Rede, abgedruckt im Staatsanzeiger vom 30. Mai des Jahres, ist ein frappantes Beispiel für die – durchgängige – Unfähigkeit zu trauern. Die blutige Vergangenheit, noch keine zehn Jahre alt, verschwindet hinter einer Justiz-Idylle, die von Präsidenten als *Zierden schwäbischer Jurisprudenz*, von *temperamentvollen Staatsanwälten* und den *unvergeßlichen Gestalten der Stuttgarter Anwaltschaft* bevölkert ist. Kein Sterbenswörtchen zu den vielen hundert Menschen, die auf die-

sem Gelände *von Rechts wegen* getötet, ihrer Freiheit beraubt, gequält und erniedrigt wurden, kein Hauch von Trauer und Scham, kein Gedanke an die Rolle der Justiz im «Dritten Reich».

Damit nicht genug – als diese Rede gehalten wurde, amtierten nicht wenige der Richter und Staatsanwälte, die an Todesurteilen des Stuttgarter Sondergerichts mitgewirkt hatten, bereits wieder am selben Ort als Landgerichtsräte, etwas später als Landgerichtsdirektoren und Oberlandesgerichtsräte.

Die Tradition des offiziellen Schweigens blieb auch weiter mächtig, geriet nur vorübergehend etwas in Bedrängnis, als um 1960 dokumentarisches Material über die «belasteten» Justizpersonen aus den Archiven der DDR präsentiert wurde; mit einer Anzahl vorzeitiger Pensionierungen war es freilich getan. Als 1979 das Justizministerium Baden-Württemberg den hundertjährigen Oberlandesgerichten Karlsruhe und Stuttgart eine Festschrift widmete, fand man darin zur Justiz im Nationalsozialismus nur den Satz, *im allgemeinen Chaos blieb auch die Justiz nicht frei von Schuld*.

Die aufwendige figürliche Symbolik des «Justizforums» Ecke Urban-/Archivstraße ist auch nicht dazu geschaffen, etwas von den Leiden der Opfer und der Verstrickung der Justiz in Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit zu vermitteln. Eine heile und triumphierende Justizwelt wird vorgestellt. Auf



- | | |
|---|--|
| 1 Justizgebäude
1879–1944 | a Landgericht (1956) |
| 2 nördlicher
Lichthof,
Hinrichtungsstätte | b Justizhochhaus, 1953–1983
Oberlandesgericht,
seither Landgericht |
| 3 Untersuchungs-
haftanstalt | c Verfassungssäule |
| | d Oberlandesgericht seit 1983 |
| | e Amtsgericht |



Das Stuttgarter Justizgebäude an der Urbanstraße, wie es von 1878 bis 1944 stand.

dem Relief drei Richter – merkwürdigerweise mit den Zügen des damaligen OLG-Präsidenten Robert Perlen, Reinhold Maiers und des Justizministers Josef Beyerle – thronend über dem halbnackten Volk, darüber Justitia und die Sonne; auf der Verfassungssäule eine Art Erzengel Michael, der sieghaft den Fuß auf das Unrecht in Gestalt einer Schlange setzt. Wer diese Darstellungen auch nur halbwegs ernst nimmt – inhaltlich, denn ästhetisch sind sie völlig belanglos –, muß noch heute staunen über die Selbstgerechtigkeit, die in ihnen zum Ausdruck kommt.

Opfer und Täter: Gefügiges Justizsystem verfolgte «Volksfeinde und Volksschädlinge»

In nächster Zeit noch soll ein den Opfern der NS-Justiz gewidmetes Denk- und Mahnmal auf dem Stuttgarter Justizgelände geschaffen werden. Es wurde vom Verfasser bei OLG-Präsident Geiß angeregt, unter Beteiligung des Landesverbandes der Neuen Richtervereinigung und des Vereins der Richter und Staatsanwälte konzipiert und wird nach einem Entwurf des Staatlichen Hochbauamtes mit Mitteln des Justizministeriums realisiert. Das Mal wird das erste überhaupt an einer Justizstätte in Baden-Württemberg sein, denn die im Januar 1990 im Gebäude des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe eingeweihte Gedenkstele ist dem Land nicht zuzurechnen.

So notwendig für heute und in Zukunft das Mahnmal an dieser Stelle ist, es kann damit nicht sein Bewenden haben. Nachforschen und Nachdenken

müssen es begleiten und sollen von ihm ausgehen. Nachforschende Erinnerung an die Opfer, konkret-individuell, soweit irgend möglich. Nicht in einer abstrakten Zahl unterzugehen, sondern als Person mit Namen und Schicksal bewahrt zu werden, dieses kleine Stück nachgeholtter Gerechtigkeit muß möglichst vielen der ermordeten und gequälten Menschen zuteil werden. Da die Stuttgarter Gerichtsakten zum weitaus größten Teil im Krieg vernichtet wurden, bedarf es mühsamer Spurensuche. Sie wird in zahlreichen Fällen nur den Namen und das Hinrichtungsdatum ausfindig machen können; vielleicht lassen sich manche Schicksale durch Einzelfunde in Archiven im In- und Ausland noch weiter erhellen. Werden wir dann mehr wissen über den 18jährigen Schüler Marcel Weinum aus Straßburg/Elsaß, der, vom Stuttgarter Sondergericht verurteilt, am 14. April 1942 im Stuttgarter Justizgebäude hingerichtet wurde?

Nachdenken über die Justiz-Täter und das System, dem sie sich dienstbar machten und das sie sich dienstbar machte, um in Formen und unter der Prävention des Rechtes Menschen als *Volksfeinde* und *Volksschädlinge* zu vernichten, *auszumerzen*, wie es allenthalben in den Urteilen hieß. Dabei geht es nicht (mehr) um die individuelle Schuld der Richter und Staatsanwälte, sie wurde – so bitter die Feststellung ist – nicht gesühnt, und sie wird nicht mehr gesühnt werden. Es geht um die nicht nur für die Vergangenheit bedeutsame Frage, unter welchen Bedingungen ein Rechtssystem zum Werkzeug eines diktatorischen Regimes und zum Instrumentarium von Unterdrückung, Terror und Vernichtung

gemacht werden konnte. Fast alle Diktaturen haben das Bedürfnis, ihren Untaten durch rechtliche Formen und gerichtliche Verfahren einen Schein von Legitimität zu geben, und sei er auch der fadenscheinigste; noch in Auschwitz imitierte die SS einen Gerichtssaal.

Die deutsche Diktatur brachte es fertig, nach Jahrhunderten einer großen und reichen Rechtskultur und nach vielen Generationen praktizierter Rechtsstaatlichkeit sich in wenigen Jahren ein ihrem Machtanspruch und ihrer Ideologie gefügiges Justizsystem zu schaffen, und dies – es ist noch immer tief beunruhigend – weitgehend mit dem Personal aus Kaiserreich und Weimarer Republik. Dieses System funktionierte insgesamt reibungslos und effektiv, seine Bilanz sind ca. 16000 Todesurteile der zivilen Gerichte, ca. 25000 der Kriegsgerichte. Zum Vergleich: Von 1907 bis 1932 wurden in Deutschland 1547 Menschen zum Tode verurteilt, hingerichtet wurden davon 393.

Nicht alle von der NS-Justiz Verurteilten waren unschuldig; die Schuldsprüche wegen Diebstahls, Unterschlagung, Betrugs, auch wegen Gewalttaten ergingen vielfach zu Recht. Doch auch ihrer ist als Opfer zu gedenken, auch bei ihnen wurden Menschenwürde und Gerechtigkeit mit Füßen getreten.

Die Reaktion auf ihre Rechtsverletzungen war von einem haßerfüllten Feind- und Schädlingbild bestimmt. Ihre verbale Vernichtung in den Gerichtsurteilen führte in direkter Konsequenz zu ihrer physischen Vernichtung unter dem Fallbeil.

Strafrecht des «Dritten Reiches»

Ein kurzer Überblick über Ziele und Inhalte des nationalsozialistischen Strafrechts ist hier erforderlich. Es wurde in mehreren, teilweise sich überlagernden Phasen verwirklicht. In der ersten gab sich das Regime die Strafbestimmungen, die seinen Bestand und den weiteren Ausbau der Diktatur sichern sollten. So die unmittelbar nach dem Reichstagsbrand erlassene *Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat* vom 28. Februar 1933, die zur *Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte* für zahlreiche Straftaten die Todesstrafe einführte. Ferner die Verordnung von 1933 und das diese ablösende Gesetz von 1934 *gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei*, mit denen jede kritische Äußerung kriminalisiert wurde. Schließlich das *Gesetz zur Gewährleistung des Rechtsfriedens* vom 13. Oktober 1933, mit dessen Bestimmungen, insbesondere über hochverräterische Schriften, die Wider-



Untersuchungshaftanstalt beim Stuttgarter Justizgebäude, links der Trakt mit den Todeszellen.

standsaktivitäten von Kommunisten und Sozialdemokraten unterdrückt wurden.

Parallel dazu wurden fundamentale rechtsstaatliche Prinzipien in der Strafjustiz beseitigt. So führte schon das Gesetz vom 29. März 1933 rückwirkend die Todesstrafe für vor dem 28. Februar 1933 begangene Straftaten ein (*Lex van der Lubbe*); das Reichsgericht stand nicht an, nach diesem Gesetz Marinus van der Lubbe im Reichstagsbrandprozeß zum Tode zu verurteilen. Den größten Einbruch brachte das *Gesetz zur Änderung des Strafgesetzbuches* vom 28. Juni 1935. Hier wurde der Grundsatz der Tatbestandsmäßigkeit – *nullum crimen sine lege* – abgeschafft; fortan konnte eine Tat, die nicht unter einen gesetzlich umschriebenen Tatbestand fiel, bestraft werden, wenn sie *nach dem Grundgedanken eines Strafgesetzes und nach gesundem Volksempfinden Bestrafung verdient*. Damit war der politisch-ideologischen Instrumentalisierung des Strafrechts Tür und Tor geöffnet.

Das in der dritten Phase geschaffene Kriegsstrafrecht – insbesondere die *Kriegssonderstrafrechtsverordnung* vom 17. August 1938 mit dem Delikt der *Wehrkraftersetzung*, die *Verordnung gegen Volksschädlinge* vom 5. September und die *Verordnung gegen Gewaltverbrecher* vom 5. Dezember 1939 – sollte zwar den Bedürfnissen der Kriegsführung dienen. Sein weit darüber hinausgehender Zweck aber war dadurch bestimmt, daß der faschistische Krieg die Bedingungen und Mittel bot, die Versklavungs- und Ausrottungsideologie ungehemmt in die Tat umzusetzen. Dazu hatte – neben den Konzentrations- und Vernichtungslagern, den Einsatzkommandos, der Euthanasie-Aktion und neben der Gestapo – die Justiz ihren Beitrag zu leisten, nämlich *Volksschädlinge, Gewaltverbrecher, Wehrkraftersetzer etc.* unschädlich zu machen. Sie blieb zwar in der quantitativen Erfolgsstatistik hinter den anderen Vernichtungssystemen zurück, konnte dafür aber mit einem Schein von Legitimität dienen.

Roland Freisler lieferte die Auslegungsgrundsätze, veröffentlicht in der Zeitschrift *Deutsche Justiz*, 1939, Seite 1450 und 1849. Unmißverständlich wird ausgesprochen, es geht nicht mehr um abgegrenzte Straftatbestände und die gerechte, d. h. verhältnismäßige Reaktion auf ihre Verwirklichung, es geht um *plastische Verbrecherbilder*. Freisler zur Volksschädlingsverordnung: *Im Plünderer des § 1 sehen wir das widerliche Spiegelbild des Leichenfledderers des Schlachtfeldes; den neben dem Landesverräter verächtlichsten Verbrechertyp. Er ist nicht durch Zusammensetzung von Tatbestandsmerkmalen konstruiert. Der Gesetzgeber hat ihn ganz einfach hingestellt. Damit der Richter ihn ansehen und sagen kann: das Subjekt verdient den Strang. Ein*

analoger Vorgang wie bei der Vorbereitung des Holocaust. Alle Gefährlichkeit und Schädlichkeit, alle Angst, Abscheu und Verachtung werden auf einen Typus gehäuft, Ausrottung ist die unausweichliche Konsequenz.

Das Sondergericht Stuttgart

Am 5. April 1933 meldet der *NS-Kurier*, daß das Sondergericht für den Oberlandesgerichtsbezirk Stuttgart seine Arbeit aufgenommen hat; einige Tage später, am 8. April, findet die erste Sitzung statt. Damit beginnt die Tätigkeit eines Gerichts, das sich in den folgenden Jahren zu einem der berüchtigsten unter den Sondergerichten des «Dritten Reiches» entwickeln sollte. So entbehrt es nicht der Logik, daß der Vorsitzende dieses Gerichts von 1937 bis 1944, Hermann Cuhorst, neben zwei besonders üblen Sonderrichtern aus Nürnberg 1947 im Nürnberger Juristen-Prozeß angeklagt war; Cuhorst wurde allerdings aus Mangel an Beweisen wegen des Verlustes der Akten freigesprochen.

Die Sondergerichte wurden durch Verordnung vom 21. März 1933 eingerichtet, zunächst eines in jedem Oberlandesgerichtsbezirk. Dabei griff das Regime auf eine Ermächtigung in einer Notverordnung des Reichspräsidenten von 1931 zurück, um aus dem dort vorgesehenen zeitlich und sachlich begrenzten Instrument zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen eine Dauereinrichtung zu machen, deren Zuständigkeit dauernd erweitert wurde, so daß der Stuttgarter OLG-Präsident Küstner die Verkümmern der Strafkammern beklagte. Die Sondergerichte hatten gemäß der NS-Rechtsprogrammatische kurzen Prozeß zu machen; dazu wurden die Rechte des Angeklagten drastisch beschnitten und Rechtsmittel ausgeschlossen. Im Krieg wurden sie vollends zu *Standgerichten der inneren Front*.

In den ersten Jahren hatte das Sondergericht Stuttgart – wie fast alle Sondergerichte – ganz überwiegend mit *Heimtücke*-Fällen zu tun, also kritische und abfällige Äußerungen über das Regime, insbesondere von Kommunisten, Sozialdemokraten, aber auch von Geistlichen vor allem der katholischen Kirche, zu verfolgen; dabei waren Freiheitsstrafen von zwei Jahren und mehr keine Seltenheit.

Bis Kriegsbeginn wurde die Zuständigkeit der Sondergerichte schrittweise auf die allgemeine Kriminalität ausgedehnt. Dabei war auch bestimmend, daß das Reichsjustizministerium mit Hilfe des schnellen und rechtsmittelfreien Sondergerichtsverfahrens in der Konkurrenz mit der Gestapo bei der Verbrechensbekämpfung den Anschluß nicht verlieren wollte. Mit dem Krieg wurde den Sondergerichten



Der Weg zur Hinrichtungsstätte, Gang im Untergeschoß des Stuttgarter Justizgebäudes.

das sog. Kriegsstrafrecht – insbesondere *Rundfunkverbrechen*, *Volksschdlingsverbrechen* und *Gewaltverbrechen* – zugewiesen; hier lag der Schwerpunkt auch des Stuttgarter Sondergerichts in den Kriegsjahren.

Zur Auslegung der *Gewaltverbrecherverordnung* leistete das Stuttgarter Gericht durch ein Urteil vom 1. Februar 1940 einen Beitrag, der Beifall von den oberen Rängen der NSDAP erhielt. Der Angeklagte hatte einen Zechgenossen – beide kamen aus dem Zuhältermilieu – auf einem Weg in der verdunkelten Stadt durch einen Faustschlag für kurze Zeit bewußtlos geschlagen und ihm den Geldbeutel weggenommen. Er wird zum Tode verurteilt, weil er den Raub als *Gewaltverbrecher* begangen habe. Dazu verlangte die Vorschrift, daß der Täter ein Mittel von gleicher Gefährlichkeit wie eine Stoß- oder Hiebwaffe angewendet hat. Ein Faustschlag, so das Gericht, sei zwar kein solches Mittel, jedoch sei die Ausführung der Tat nach den anderen Umständen mindestens so gefährlich wie die Anwendung einer Waffe. Diese Begründung überschreitet ganz offensichtlich den Tatbestand der Vorschrift zu dem Zweck, den Angeklagten als unverbesserlichen *Asozialen*, als *Entartungserscheinung aus dem*

Volkskörper auszumerzen, wie der Reichsstellenleiter Tegtmeier im Reichsrechtsamt der NSDAP in seiner Anmerkung zu dem Urteil formulierte; er bemängelte allerdings, daß das Gericht bei einer Täterpersönlichkeit wie dieser nicht auf kürzerem Wege zu dem richtigen Ergebnis gekommen ist (Deutsches Recht 1940, S. 441). Der Fall zeigt exemplarisch die Beflissenheit des Gerichts, den Erwartungen des Regimes zu entsprechen, und das Bestreben, dem vorbestimmten Ergebnis einen Anstrich juristischer Argumentation zu geben.

Todesstrafe für geringfügige Vergehen

Aus der großen Zahl der vom Sondergericht Stuttgart gegen *Volksschdlinge* verhängten Todesurteile können hier nur wenige Fälle genannt werden; sie belegen, wie gut das Gericht die Lektion Freislers gelernt hat.

Das Todesurteil gegen Friedrich Eckstein und Robert Winter hat schon im Nürnberger Prozeß gegen Cuhorst eine Rolle gespielt. Eckstein, ein 37jähriger Schirmflicker, und Winter, ein 22jähriger «Zigeuner», hatten zusammen einige Fahrraddiebstähle begangen. Die Anklageschrift gegen Cuhorst führt

dazu aus: *An der Feststellung der Schuld kann nichts ausgesetzt werden, aber eine Verurteilung, die sich so kraß und offen auf die Tatsache stützt, daß der eine Mann ein Zigeuner ist und der andere mit Zigeunern verkehrt, deutet daraufhin, daß von dem Angeklagten hier ein Mord in Verbindung mit einem staatlich geförderten Plan und Unternehmen begangen wurde, Menschen aus rassistischen Gründen zu ermordern, auszurotten, zu versklaven, ihrer Freiheit zu berauben und zu verfolgen. Es gibt keine andere Erklärung für die Todesstrafe in diesem Fall.* Das Urteil vom 9. November 1942 wurde am 6. April 1943 im Stuttgarter Justizgebäude vollstreckt.

Die 31jährige Elfriede G. wurde wegen vorsätzlich falscher eidesstattlicher Versicherungen bei Kriegsschadensämtern am 26. März 1944 vom Sondergericht Stuttgart zum Tode verurteilt; am 7. Juni dieses Jahres wurde sie hingerichtet.

Der 37jährige Paul S. hatte als Ortsgruppenamtsleiter einer NVS-Ortsgruppe während eineinhalb Jahren ca. 6500 RM aus Sammelbüchsen sich angeeignet. Er wurde als *Volksschädling* zum Tode verurteilt; die Ausnutzung der durch den Kriegszustand außergewöhnlichen Verhältnisse sah das Gericht darin, daß die betreffenden Straßensammlungen Kriegseinrichtungen seien und ihre Beaufsichtigung im Krieg erschwert sei. Der Angeklagte habe sich außerhalb der Volksgemeinschaft gestellt, das gesunde Volksempfinden fordere *den Tod eines solchen Schädlings*. Das Urteil vom 8. Februar wurde am 29. März 1944 vollstreckt.

Die 22jährige Italienerin Luisa T. hatte nach einem Bombenangriff auf Friedrichshafen einen fremden Handkoffer mitgenommen. Das Sondergericht erkannte am 21. September 1944 auf Todesstrafe. Wohl nur auf Intervention der italienischen Botschaft wurde die Todesstrafe im Gnadenwege in acht Jahre Freiheitsstrafe umgewandelt.

In die Zuständigkeit des Sondergerichts Stuttgart fiel auch die Anwendung der *Polenstrafrechtsverordnung* vom 4. Dezember 1941, soweit sie Polen betraf, die vor dem 1. September 1939 im polnischen Staat gelebt hatten und sich jetzt im Gerichtsbezirk «aufhielten», wohin sie als Zwangsarbeiter verschleppt worden waren. Die Verordnung hatte den ganz offenkundigen Zweck, die im Reichsgebiet lebenden Polen zu rechtlosen Sklaven zu machen und jede Unbotmäßigkeit mit den schwersten Strafen zu unterdrücken. So wurde derjenige mit dem Tod bestraft, der durch sein Verhalten *das Ansehen des Deutschen Reiches oder des deutschen Volkes* herabsetzt oder schädigt. Mit diesen Bestimmungen war der Höhepunkt des nationalsozialistischen Terror- und Ausrottungsstrafrechts erreicht.

Am 12. Mai 1942 wird der polnische Landarbeiter M.

wegen Herabsetzung des Ansehens des deutschen Volkes vom Sondergericht Stuttgart zum Tode verurteilt; er hatte *trotz wiederholter ausdrücklicher Warnung längere Zeit intime Beziehungen zu einer deutschen Frau unterhalten*. Das Urteil wurde am 23. Juni 1942 vollstreckt. Nach derselben Vorschrift verurteilte das Sondergericht am 12. August 1942 den 19jährigen Polen P. zum Tode, denn er *verkehrte geschlechtlich mit einem 18jährigen deutschblütigen Mädchen*; das Urteil wurde im Gnadenwege in acht Jahre Straflager umgewandelt.

Volksgerechtshof und Stuttgarter Justiz

Der 1934 geschaffene Volksgerechtshof, dessen Sitz Berlin war, hatte in zweifacher Hinsicht mit der Stuttgarter Justiz zu tun. Einmal hielt er, wie in vielen anderen Städten, so auch im Stuttgarter Justizgebäude auswärtige Sitzungen ab. Zum anderen wurden in den letzten Kriegsjahren viele der von ihm Verurteilten in Stuttgart hingerichtet.

Besonders berüchtigt unter den frühen Verfahren vor dem Volksgerechtshof ist der Prozeß gegen Lovasz, Grötzing, Steidle, Göriz und Lilo Hermann, der im Stuttgarter Justizgebäude vom 8. bis 12. Juni 1937 stattfand. Außer Grötzing wurden alle Angeklagten wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Landesverrat zum Tode verurteilt; sie hatten Angaben über geheime illegale Rüstungen an ihre kommunistischen Genossen in der Schweiz weitergegeben. Ein Jahr später, am 20. Juni 1938, wurde das Urteil in Berlin-Plötzensee vollstreckt; trotz zahlreicher Proteste auch an Lilo Hermann, Mutter eines damals vierjährigen Sohnes.

Am 15. September 1942 ließ der Oberreichsanwalt beim Volksgerechtshof in Mannheim durch Plakate bekanntgeben, daß vierzehn Mitglieder der «Lechleiter-Gruppe», die vom Volksgerechtshof am 15. Mai jenes Jahres wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung, Zersetzung der Wehrkraft und Verbreitung ausländischer Rundfunksendungen zum Tode verurteilt worden waren, hingerichtet wurden. Die Hinrichtungen hatten am Morgen dieses Tages zwischen 5.00 Uhr und 5.47 Uhr in Stuttgart stattgefunden. Die kommunistische Gruppe um den früheren badischen Landtagsabgeordneten Georg Lechleiter hatte nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion ein illegales Blatt, *Der Verbote*, für den antifaschistischen Widerstandskampf hergestellt und verbreitet; im Februar/März 1942 flog die Gruppe auf. Der Prozeß im Mannheimer Schloß dauerte nur zwei Tage; einen Tag nach dem Schuldspruch wurden die Verurteilten in das Stuttgarter Untersuchungsgefängnis ein-

Letzter Brief von Robert
Schmoll, der am 15. September
1942 hingerichtet wurde, an
seine Frau Käthe.

Wichtig: Nie von der Strassache schreiben, sonst wird der Brief nicht weiterbefördert.
Nie gefüllte Briefumschläge verwenden!

Untersuchungshafenanstalt Stuttgart.

Urbornstraße 18A, Eingang Archibstraße.

Abfender: Robert Schmoll

Anschrift des Empfängers: Frau Käthe Schmoll

Stuttgart, den 14. September 1942

Mein Lieb.

«Mein Lieb.

Deinen letzten Brief habe ich erhalten. Es ist wirklich der letzte, den ich von Dir bekommen habe. Morgen früh um 5 Uhr muß ich mein Leben lassen. Ich lasse es für meine Idee, trotzdem ich ja nichts verbrochen habe. Grüße alle, aber auch alle von mir zum letzten mal. Dir danke ich vielmals für alles Gute, vergiß auch Alfred nicht, auch er soll mich nicht vergessen. Ich habe ja keinem was gestohlen, so daß ihr Euch wegen mir zu schämen braucht. Lebt also wohl, lebt alle wohl, ich wünsche Euch im weiteren Leben alles Gute und Schöne. Halte Dich gesund und munter, daß unser Junge eine Heimat hat, wenn er vom Kriege nach Hause kommt. Grüße Deinen und meinen Bruder zum letzten mal. Ich hoffe, daß ich den letzten Gang aufrecht antrete.

Nochmals lebe wohl
und vergesse

Deinen Robert nicht,
alles Gute Du gute Seele.»

Deinen letzten Brief habe ich erhalten. Es ist wirklich der letzte den ich von Dir bekommen habe. Morgen früh um 5 Uhr muß ich mein Leben lassen. Ich habe ja für meine Idee, trotzdem

ich ja nichts verbrochen habe. Grüße alle, aber auch alle von mir zum letzten mal. Dir danke ich vielmals für alles gute, vergiß auch Alfred nicht, auch er soll mich nicht vergessen. Ich habe ja keinem was gestohlen, so daß ihr Euch wegen mir zu schämen braucht. Lebt also wohl, lebt alle wohl ich wünsche Euch im weiteren Leben alles gute und schöne. Halte dich gesund und munter, daß unser Junge eine Heimat hat, wenn er vom Kriege nach Hause kommt. Grüße Deine und meine Bruder zum letzten mal. Ich hoffe, daß ich den letzten Gang aufrecht antrete.

Nochmals lebe wohl und vergesse

Deinen Robert nicht

alles gute Du gute Seele



So sieht die Stelle, wo sich die Hinrichtungsstätte befand, heute aus.

geliefert. Von ihnen sind Abschiedsbriefe erhalten; es sind Dokumente eines hohen Ethos und bewunderungswürdiger Tapferkeit.

Im Dezember 1942 verurteilte der Volksgerichtshof an mehreren Tagen insgesamt 23 tschechische Widerstandskämpfer, vorwiegend aus der Gegend von Königgrätz. Es waren Arbeiter, Handwerker, Angestellte und Beamte, auch ein Oberst a. D., die sich in kommunistischen Gruppen im Untergrund betätigt, insbesondere illegale Schriften hergestellt und verbreitet hatten. Alle wurden jeweils noch am Tag des Urteils in das Stuttgarter Gefängnis eingeliefert und am 6. April bzw. 1. Juni 1943 im Lichthof hingerichtet.

Die erste Gruppe aus dem elsässischen Widerstand – Renatus Birr, August Sonntag, Eugen Boerglin und Adolf Murbach – wurde gleichfalls am 1. Juni 1943 exekutiert. Die vier Männer waren am 23. Januar 1943 in Straßburg vom Volksgerichtshof verurteilt

worden, weil sie für die kommunistische Partei Flugblätter verbreitet und Waffen der französischen Armee versteckt hatten. In jenem Jahr wurde am 29. Juni die Mühlhausener Gruppe um Renatus Kern hingerichtet, am 6. Oktober die Weißenburger Gruppe um Lucienne Welschinger und am 10. November die Gruppe um Renatus Mengus. Ob eine weitere Gruppe von neun Elsässern, unter ihnen der Priester Charles Venner, in Stuttgart hingerichtet wurde, ist bisher ungeklärt.

Deutsche wurden vor allem wegen *Wehrkraftersetzung* Opfer des Volksgerichtshofs. So der Landwirt Kirschberger aus Oberbayern, der zu einem Mann aus seinem Dorf geäußert hatte, Hitler sei unfähig und ein Lump. Er wurde am 16. Februar 1944 in Stuttgart hingerichtet.

Am 12. Dezember 1942 verurteilte der Volksgerichtshof unter dem Vorsitz Freislers Max Prinz zu Hohenlohe-Langenburg wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode. Dieser hatte in Paris in Emigrantenzeitschriften gegen den Nationalsozialismus geschrieben und einen Aufruf gegen die Rückgliederung des Saarlandes unterschrieben. Das Urteil stieß sogar bei Justizminister Otto-Georg Thierack, freilich einem Gegner Freislers, auf Kritik; er verglich es in einem Schreiben an die Parteikanzlei mit dem *gescheiterten russischen Versuch, ohne gesetzliche Bestimmung Recht zu sprechen*. Dem Verurteilten half dies allerdings nichts, am 27. Juli 1943 wurde er in Stuttgart hingerichtet.

Oberlandesgericht Stuttgart: im Südwesten zuständig für Hoch- und Landesverrat

Vor und nach der Bildung des Volksgerichtshofes in Berlin waren auch die Oberlandesgerichte für bestimmte Taten im Bereich von Hoch- und Landesverrat, insbesondere für *Vorbereitung zum Hochverrat*, zuständig, u. a. dann, wenn der Oberreichsanwalt die Strafverfolgung an die Staatsanwaltschaft bei einem Oberlandesgericht abgegeben hatte. So verurteilte der 1. Strafsenat des OLG Stuttgart seit 1933 zahlreiche Kommunisten und Sozialdemokraten wegen illegaler politischer Betätigung, vor allem wegen Herstellung und Verbreitung von Schriften, zu meist mehrjährigen Gefängnis- und Zuchthausstrafen. Etwa seit 1940 verurteilte das OLG Stuttgart wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode. Wie viele dieser Verfahren, mit welchen Angeklagten und mit welchem Ergebnis vom OLG Stuttgart durchgeführt wurden, kann nicht mehr festgestellt werden; nur wenige Urteile sind noch erhalten. Todesurteile des OLG Stuttgart tauchen in den Listen allerdings vergleichsweise selten auf.



Lichthof des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Stuttgarter Justizgebäudes, links die Hinrichtungsstätte.

Zum 1. Februar 1937 erhielt das OLG Stuttgart eine zentrale Stellung im Südwesten: ihm wurden die Hoch- und Landesverratsachen aus den OLG-Bezirken Karlsruhe und Zweibrücken zugewiesen. So war der 1. Strafsenat unter Hermann Cuhorst, Senatspräsident seit November 1934, zuständig für den Prozeß gegen eine andere Mannheimer Widerstandsgruppe aus dem Bereich des *Vorboten*. Am 22. Oktober 1942 wurden fünf Angeklagte zum Tode, die anderen elf zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt. Die Verhandlung soll nur drei Stunden gedauert haben. Die Urteile wurden am 24. Februar 1943 zwischen 5.00 Uhr und 5.11 Uhr vollstreckt.

Daß grausame Härte nicht nur mit dem Vorsitz Cuhorsts verbunden war, zeigt ein Verfahren, in dem am 26. Oktober 1943 unter dem Senatspräsidenten Dr. Kiefer verhandelt wurde. In einer Heidelberger Gaststätte fand sich öfter eine kleine Gruppe von Elsässern ein, denen der Angeklagte F. Nachrichten ausländischer Sender mit negativen Bemerkungen über das NS-Regime mitteilte. F. wurde *wegen fortgesetzten verbotenen Abhörens ausländischer Sender in Tateinheit mit fortgesetzter Verbreitung von staatsfeindlichen Nachrichten solcher Sender und wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt*. In den Urteilsgründen wird F. als

unverbesserlicher und verbissener Kommunist bezeichnet, der sich durch sein *verabscheuungswürdiges* Verhalten selbst aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen habe.

Die Hinrichtungsstätte im Lichthof des Stuttgarter Justizgebäudes

Ein Parkplatz für Dienstfahrzeuge ist heute dort, wo von 1933 bis 1944 fast fünfhundert Menschen im Hof des Stuttgarter Justizgebäudes unter dem Fallbeil starben. Wie aus dem Lageplan zu ersehen ist, lag der Lichthof, in dem die Guillotine aufgestellt wurde, knapp vor der hinteren Außenwand des heutigen langgestreckten Flügels des Stuttgarter Landgerichts.

1937 wurde von den Justizbehörden die Frage erörtert, ob künftig die Hinrichtungen statt in dem offenen Hof in einem überdachten Raum stattfinden sollten. Es blieb bei dem Hof, doch wir verdanken dem Vorgang eine amtliche Darstellung von Örtlichkeit und Hergang der Hinrichtungen in dem Bericht von Reg.-Rat Eggensperger vom 12. Mai 1937 an den Generalstaatsanwalt in Stuttgart: *Die Hinrichtungen werden hier seit alters in dem auf allen 4 Seiten umschlossenen Lichthof des Landgerichts vollzo-*

gen. In diesen Hof werden die Verurteilten aus dem Gefängnis durch einen unterirdischen, nur zu diesem Zweck benützten Gang eingeführt. Der Lichthof ist, weil allseits durch das 3 Stockwerk hohe Landgerichtsgebäude umgeben, gegen jede unbefugte Sicht absolut geschützt. Das Fallbeilgerät ist in einem unter der Erde gelegenen Raum untergebracht, dessen Fenster gegen den Lichthof liegt. Das Gerät wird, gleichfalls geschützt gegen jede Außenansicht, von dort unmittelbar in den Lichthof eingebracht und am Vorabend der Hinrichtung in ca. 1½ Stunden fertig montiert, worauf es von einer 2köpfigen Wache die ganze Nacht bedeckt und bis zur Übernahme durch den Scharfrichter kurz vor der Hinrichtung in Obhut gehalten wird.

Jeder, der an diesen Hinrichtungen teilgenommen hat, wird bestätigen, daß sich nicht gleich wieder eine würdigere und sachgemäßere Richtstätte finden wird. Unter dem Gesichtspunkt der Würde und Zweckmäßigkeit kommt sie einem Schuppen nicht nur gleich, sondern übertrifft einen derartigen Raum weit.

Das Stuttgarter Justizgebäude war eine der zentralen Hinrichtungsstätten der NS-Justiz. Vollstreckt wurden hier nicht nur die Todesurteile der Stuttgarter Gerichte – Sondergericht und Oberlandesgericht –, sondern auch zahlreiche Urteile des Berliner Volksgerichtshofes, ferner die anderer Sondergerichte wie Mannheim, Freiburg, Straßburg, Metz, Saarbrücken und Frankenthal, schließlich von Militärgerichten im Südwesten und in Frankreich.

Die genaue Zahl der in der Nazi-Zeit im Stuttgarter Justizgebäude ausgeführten Hinrichtungen ist höchstwahrscheinlich nicht mehr feststellbar. Doch die Dimensionen sind klar erkennbar: Beim Stuttgarter Standesamt befinden sich Sterbeurkunden über 454 Hinrichtungen zwischen dem 23. Oktober 1933 und dem 24. August 1944. Eine offenbar im Untersuchungsgefängnis Stuttgart gefertigte Liste, die nur noch in Fotokopien erhalten ist, verzeichnet für den Zeitraum vom 26. März 1942 bis zum 24. August 1944 375 Hinrichtungen. Ein näherer Vergleich der Sterbeurkunden mit dieser Liste zeigt, daß sie nicht vollständig sind. So fehlen z. B. die Urkunden von zwei Gruppen elsässischer Widerstandskämpfer, die am 6. Oktober bzw. 10. November 1943 hingerichtet wurden. Ins Auge springt die enorme Zunahme der Hinrichtungen seit Jahresbeginn 1942, die den Gesamtzahlen im deutschen Machtgebiet entspricht: waren es von Anfang 1933 bis Ende 1941 insgesamt 54 in Stuttgart, so stieg die Zahl für 1942 auf 111, für 1943 auf 194 und für 1944 auf 97.

Diese Urkunden sind eine schreckliche Lektüre. Hinter ihren standesamtlichen Formeln verschwinden die grauenhaften Umstände dieses Sterbens,

nur die Ortsangabe – wobei die Anschrift des Gefängnisses «Urbanstraße 18 A» und nicht die des Justizgebäudes eingetragen wurde – und die frühe Morgenstunde deuten auf sie hin. Die nächste Urkunde nennt dann denselben Ort und denselben Tag, nur die Uhrzeit ist um drei Minuten vorge-schritten. Fünf Jahre lang wurden die «Sterbefälle» dem Standesbeamten von Oberrechnungsrat, später Verwaltungsamtmann G. aus Stuttgart-Gablenberg angezeigt. Von ihm heißt es in jeder Urkunde: *Der Anzeigende ist persönlich bekannt. Er ist beim Tod zugegen gewesen.*

Bedient wurde das Fallbeil von dem Scharfrichter Reichart, der seinen Sitz in München hatte und für Dresden, München-Stadelheim, Weimar, Wien und Stuttgart, später auch für Bruchsal zuständig war. Er war so vielbeschäftigt, daß er sich veranlaßt sah, beim Verkehrsministerium für seinen Kraftwagen eine Ausnahme von der geltenden Höchstgeschwindigkeit zu beantragen. Anfangs erhielt er im Jahr ein Fixum von 3000,- RM und eine Leistungsprämie von 60,- RM pro Kopf, seine Gehilfen 40,- RM. Später, als die Aufträge auf ein Vielfaches stiegen, gab es ab der zweiten Hinrichtung an einem Tag nur noch 30,- RM.

Am 24. August 1944 fanden die letzten Hinrichtungen im Lichthof des Stuttgarter Justizgebäudes statt – zwei Frauen und acht Männer zwischen 5.00 Uhr und 5.27 Uhr.

Nach der Zerstörung des Stuttgarter Justizgebäudes zentrale Hinrichtungsstätte nach Bruchsal verlegt

In der Nacht vom 12. auf den 13. September 1944 wurde bei einem schweren Luftangriff auf Stuttgart auch das Justizgebäude völlig zerstört. Aus dem nur beschädigten Untersuchungsgefängnis konnten auch vier zum Tode Verurteilte fliehen, infolge des Mangels an Fesseln, wie OLG-Präsident und Generalstaatsanwalt an das Reichsjustizministerium schrieben, nicht ohne den Hinweis, daß sie über diesen Mangel wiederholt berichtet hätten.

Die zentrale Hinrichtungsstätte wurde nach Bruchsal verlegt. Auf einem Kasernen- und Gefängnisareal mitten in der Stadt – heute Bürgerpark mit Bürgerzentrum – hatte die Justiz schon im Mai 1944 einen Schuppen als Hinrichtungsstätte fertiggestellt, 27 Vollstreckungen von Todesurteilen, vornehmlich der badischen Sondergerichte, hatten hier seit dem 22. Juni 1944 bereits stattgefunden. Seit 1943 hatte man, um den Weg vor allem aus dem Elsaß abzukürzen, den Plan einer zentralen Hinrichtungsstätte in Bruchsal verfolgt. Der so grauenhaften wie grotesken justizbürokratischen Entste-



Das «Justizforum» an der Urbanstraße in Stuttgart mit dem Justizhochhaus von 1953 und dem drei Jahre jüngeren Landgerichtsbau. Vorne die Verfassungssäule, am Hochhaus das Justitia-Relief.

hungsgeschichte dieser Einrichtung ist Rainer Kaufmann in seinem Buch *Seilersbahn* (Bruchsal 1989) und in einem jüngst erfolgreich aufgeführten Dokumentarspiel nachgegangen; seine und seiner Gruppe Bemühungen um eine Gedenktafel für die in Bruchsal Hingerichteten hatten bei der Stadt bisher keinen Erfolg.

Die letzten Todesurteile des Stuttgarter Sondergerichts wurden in Bruchsal vollstreckt, mindestens

dreizehn, zwei davon noch am 20. März 1945 durch Erschießen im Steinbruch Steiner. Der Sinn für Symbolik kommt auf seine Kosten – mit Erschießungen im Steinbruch endet die Stuttgarter Nazi-Justiz.

Anmerkung: Für wertvolle Hinweise dankt der Verfasser Peter Ohlendorf, Freiburg, und Rainer Kaufmann, Bruchsal.

Friedrich Adler – das Geburtshaus des Künstlers in Laupheim ist renoviert

Ernst Schäll

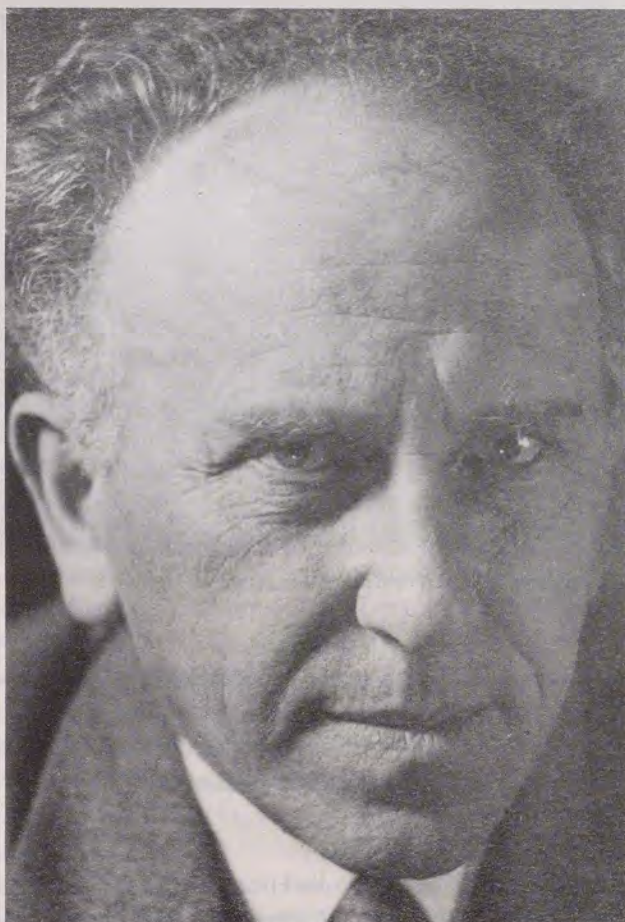
Friedrich Adler wurde am 29. April 1878 in Laupheim als Sohn des Konditormeisters Isidor Adler geboren. Die Adler waren eine seit Ende des 18. Jahrhunderts hier ansässige jüdische Familie. Sein Geburtshaus, von dem noch die Rede sein wird, steht in der Kapellenstraße. Die damals größte jüdische Gemeinde Württembergs besaß ein eigenes, im Jahr 1868 erbautes Schulhaus; dort ging auch Friedrich Adler zur Schule. Nach dem Besuch einer weiterführenden Internatsschule in Miltenberg am Main nahm er ein Studium an der Königlichen Kunstgewerbeschule in München auf. Danach war er einige Jahre als freischaffender Künstler in München tätig. 1902 trug sich Adler als erster Schüler in die von Hermann Obrist und Wilhelm von Debschitz gegründeten Lehr- und Versuchsateliers in München ein, an denen er später auch lehrte. 1907 folgte er dem Ruf an die Kunstgewerbeschule Hamburg, heute Hochschule für bildende Künste. Schon um die Jahrhundertwende genöß Friedrich

Adler einen hervorragenden Ruf als Künstler der angewandten Kunst. Viele Publikationen, beginnend 1898, bestätigen dies. Sein hohes Ansehen dokumentiert auch seine Berufung als Leiter der Kunstgewerblichen Meisterkurse, die einer Sommerakademie gleichkamen, im Bayrischen Gewerbemuseum Nürnberg von 1910 bis 1913. Bekannte Künstler wie Richard Riemerschmid und Peter Behrens waren seine Vorgänger. Internationale Ausstellungen in Turin und Brüssel, in Lyon und London machten Friedrich Adler bekannt. Sein größter Ausstellungserfolg war die Werkbundaustellung im Jahr 1914 in Köln, wo er eine Synagoge in allen Teilen, einschließlich Buntglasfenster und vieler sakraler Zeremonial-Gegenstände, entwarf. Als Offizier-Stellvertreter nahm Adler am Ersten Weltkrieg teil und wurde ausgezeichnet. In den zwanziger Jahren belebte er den aus Java stammenden Batik-Druck und entwickelte neue, patentierte Druckverfahren.

Mit der sogenannten Machtergreifung im Januar 1933 durch die Nationalsozialisten erging es Friedrich Adler wie allen jüdischen Künstlern, Lehrern und Professoren: ihm wurde die Lehrbefugnis entzogen, er wurde zwangspensioniert und mit Ausstellungsverbot belegt, was einem Berufsverbot gleichkam. Zwar unterrichtete Adler weiterhin in privaten Zirkeln jüdische Studenten, denen das Studium verwehrt wurde, doch verließen diese jüngeren Menschen bei der ersten Gelegenheit Deutschland und emigrierten.

Dies war der Beginn eines nachhaltigen Vergessens, dem Friedrich Adler anheimfiel und das nicht etwa 1945 endete, sondern noch Jahrzehnte weiterbestand.

Auch Friedrich Adlers Familie emigrierte. Sein Versuch, in Zypern Fuß zu fassen, wohin bereits seine Frau mit der jüngsten Tochter gereist war, mißlang. Auch in Palästina, wohin er sich dann wandte, fand er als Künstler kein Betätigungsfeld. Er kehrte nach Hamburg zurück, auch weil er glaubte, für ihn als Weltkriegsteilnehmer bestünde keine Gefahr. Doch die Repressalien steigerten sich. Als ihn der Bauhaus-Gründer Walter Gropius in die USA holen wollte, gab es für den Juden Friedrich Adler keine Ausreise mehr. Er verlor seine Wohnung. Letztes Domizil und zugleich Sammelort für die Deportation war die Synagoge in der Innocentia-Straße in Hamburg. Am 11. Juli 1942 rollte ein Güterzug aus dem Hamburger Güterbahnhof; in den Viehwagen



Friedrich Adler im Alter von ca. 55 Jahren.



Geburtshaus von Friedrich Adler in Laupheim, Kapellenstraße 44, nach der Renovierung im Jahre 1989.

waren nur Kinder und ältere Menschen. Das Ziel war Auschwitz. Friedrich Adler war einer dieser Menschen, die dem Tod entgegenfuhr. Nach neuerer Forschung soll der ganze Transport ohne eine Selektion auf der berüchtigten Rampe unmittelbar nach der Ankunft in Auschwitz in den Gaskammern ermordet worden sein.

Mehr als dreißig Jahre nach seiner Ermordung wird der bedeutende Künstler wiederentdeckt

Die Anregung zur Nachforschung von Friedrich Adlers Leben und seinem künstlerischen Werk kam von dem Münchner Kunsthistoriker Dr. Gerhard Paul Woeckel im Zentralinstitut für Kunstgeschichte in Deutschland, den ich im Zusammenhang mit einer anderen kunsthistorischen Arbeit angeschrieben hatte. Außer dem Namen des Künstlers und der Tatsache, daß seine Wiege in meiner Heimatstadt Laupheim stand, wußte ich so gut wie nichts über ihn.

Im Jahr 1976, als ich mit den Nachforschungen des auch in seiner Heimatstadt Vergessenen begann, erschien im Katalog zur Ausstellung *Ein Dokument deutscher Kunst – Darmstadt 1901–1976* ein Beitrag von Elisabeth Bornfleth, Leiterin des Gewerbemuseums Nürnberg, mit dem Titel *Eine bislang verschollene Arbeit Friedrich Adlers*. Hier wird die wunderbare Odyssee einer von Adler im Jahr 1911 für das Gewerbemuseum Nürnberg entworfenen und von J.C. Wich ausgeführten monumentalen Silberbowle geschildert, die nur wenige Jahre, von 1911 bis 1914, in einer speziell dafür angefertigten Vitrine im Museum zu bewundern war. 1914 wurde sie mit anderen Kunstgegenständen zu einer großen internationalen Städte- und Industrieausstellung nach Lyon gegeben. Bei Ausbruch des Krieges wurden alle deutschen Exponate konfisziert, eingelagert und nach dem Kriege versteigert. Die Besitzer, Museen und Privatsammler, hatten das Nachsehen. 61 Jahre später, 1975, tauchte das für immer verloren geglaubte Stück bei der Münchner Antiquitätenmesse

unbeschädigt wieder auf, und das Nürnberger Gewerbemuseum erwarb die Silberbowle ein zweites Mal.

Dies war die erste Publikation seit 1932, die sich wieder mit einer Arbeit Adlers befaßte. 1978, im Jahr der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, wurde auf dem Grab seiner ersten, 1918 verstorbenen Frau auf dem Laupheimer jüdischen Friedhof eine Bronze-Gedenktafel angebracht und mit einem Beitrag in der «Schwäbischen Zeitung» sein Lebenswerk gewürdigt.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens, geprägt von Diffamierung und Verfolgung, an dessen Ende Deportation und Ermordung standen, hatten zur Folge, daß es keinen persönlichen Nachlaß gibt. Nur wenig konnte von seiner Frau und den Kindern in die Emigration mitgenommen werden. Dies erschwerte die Spurensuche. Es gab aber auch glückliche Zufälle wie das Wiederfinden der Nürnberger Bowle oder eine unverhoffte Begegnung, wie sie dem zwischenzeitlich verstorbenen ältesten Sohn Friedrich Adlers, der in New York lebte, widerfuhr. Im Jahr 1980 flog er nach einem Deutschland-Aufenthalt von Frankfurt nach Tel Aviv und kam neben einem jungen Wissenschaftler zu sitzen, der ihn nach gegenseitiger Vorstellung fragte: *Adler, doch nicht etwa der Sohn von Friedrich Adler, dessen Arbeiten in Chicago ich so bewundere?* Dies war eine Sternstunde für die Adler-Forschung. Weder die Familie noch sonst jemand wußte von dem Fundus, den die HILL-PAGE-COLLECTION des Maurice Spertus Museum of Judaica in Chicago, Illinois, USA, beherbergt. Es handelt sich ausschließlich um religiöse Kultgegenstände, die von einer, aus dem Rheinland nach Nordamerika emigrierten Familie vor dem Zugriff der Nazis gerettet wurden. Alle neun dort befindlichen Stücke von Friedrich Adler wurden 1914 auf der Werkbund-Ausstellung in Köln erworben. Sie wurden nach Adlers Entwürfen von der Silberwarenfabrik Peter Bruckmann in Heilbronn als Einzelstücke in Silber gearbeitet. Als im Jahr 1984 in

Köln eine Erinnerungs-Ausstellung im Josef-Haubrich-Hof veranstaltet wurde, da waren eine Sederplatte mit Sederschalen, ein Kidusch-Becher und ein Eliasbecher aus Chicago die am weitesten gereisten Ausstellungsstücke. Die Vermittlung der Ausleihaktion geschah von Laupheim aus. Diesem Umstand war es zu verdanken, daß diese Zeremonial-Gegenstände anschließend nach Laupheim kamen und in einer Ausstellung im Rathaus gezeigt werden konnten. Angereichert war die Schau mit Werken Adlers aus dem Heimatmuseum, das sich bemüht, diesen Bestand zu vermehren, sowie mit Stücken aus Laupheimer Privatbesitz.

Es ist nicht möglich, in diesem Rahmen die kultische Bedeutung der Sakralgeräte detailliert zu schildern. So viel sei kurzgefaßt darüber gesagt: Sie sind nicht für den Gebrauch in der Synagoge, sondern für das jüdische Haus bestimmt. Sederplatte und Eliasbecher gehören nur zum Pessachfest, das in der Osterzeit gefeiert wird. Es ist ein Gedenk- und Dankesfest, das an die ägyptische Gefangenschaft der Juden und deren Rückführung durch Moses um 1220 v. d. Zeitrechnung erinnert. Nach dem Besuch des Gottesdienstes steht die Sederplatte auf dem festlich gedeckten Tisch, an dem das Seder Mahl eingenommen wird. Vor und während dem Mahl werden der Vorschrift entsprechend Gebete gesprochen. Auf der Sederplatte sind in Schalen Bitterkraut und ein angesengter Lammknochen, die an die Leidenszeit in Ägypten erinnern sollen. In den anderen Schalen sind Rosinen, Früchte und ein Ei; sie versinnbildlichen die glückliche Heimführung aus dem Exil. Auch der mit Wein gefüllte Eliasbecher steht auf dem Tisch. Der Prophet Elias soll erscheinen und aus dem Becher trinken; darum bleiben auch die Türen unverschlossen. Kiddusch ist ein Segen, den der Familienvater am Sabbat-Abend spricht; dabei hält er den mit Wein gefüllten Becher in die Höhe, aus dem anschließend jedes Familienmitglied einen Schluck trinken darf.

Im Laufe der vergangenen Jahre kamen Fakten seiner Biographie hinzu. Verloren geglaubte Arbeiten wurden wiedergefunden; hinzugekommen sind aber auch Werke verschiedener Stilepochen, die heute aufgrund stilkritischer Beurteilung Friedrich Adler zugeschrieben werden. Der Umstand, daß in den zeitgenössischen Fachschriften doch relativ oft Arbeiten von Adler abgebildet sind, gibt den Zuschreibungen einen hohen Grad an Zuverlässigkeit. In der Ausstellung *Art Nouveau in Munich – Masters of Jugendstil*, die im Philadelphia Museum of Art 1988 präsentiert wurde, fielen Adlers Schmuckentwürfe ebenso wie seine Metallarbeiten besonders auf. Die Ausstellung, die von einem ausgezeichnet bebildert



Neuerwerbung des Heimatmuseums Laupheim: Jardinière, Blumenschale, von 1901. Entwurf von Friedrich Adler, ausgeführt von der Firma Walter Schert, Nürnberg. Zinnfassung poliert mit grünem, geätztem Glaseinsatz, ca. 55 cm lang.



Friedrich-Adler-Zimmer im Laupheimer Adler-Haus, im Café Hermes.

ten Katalog begleitet war, wurde 1989 auch im Country Museum of Art in Los Angeles und im Saint Louis Art Museum gezeigt.

Im Münchner Stadtmuseum, der letzten Station, wurde die Ausstellung mit weiteren Stücken angereichert und fand so viel Interesse, daß sie nach zweimonatiger Dauer um einen weiteren Monat verlängert wurde. Auch in Hamburg erinnerte man sich wieder an Adler, der dort 35 Jahre gelebt und 26 Jahre gelehrt hatte. Am 9. Juli 1989 wurde an der Hochschule für bildende Künste eine Gedenktafel angebracht, der Text lautet: *Hier – im Gebäude der heutigen Hochschule für bildende Künste – lehrte von 1913–1933 Friedrich Adler, geb. 1878 in Laupheim. 1922 wurde er hier zum Professor ernannt. Er war auf vielfältige Weise künstlerisch tätig. Als Lehrer war er ungewöhnlich beliebt. 1933 wurde er von den Nazis zwangspensioniert. Er durfte dann nur noch jüdische Schüler unterrichten. Am 11.07.1942 wurde er nach Auschwitz*

deportiert. « ... unser Leben wäre armselig, wenn uns nicht die Einbildungskraft, die Phantasie angeboren wäre». (Aus einem Beitrag F. Adlers aus dem Jahr 1937)

*Das Geburtshaus in Laupheim:
statt Abriß Café und Adler-Zimmer*

Das Wohn- und Geschäftshaus in der Laupheimer Kapellenstraße 44 wurde im Jahr 1876 vom Vater Adler erbaut. Architekt war Amtsbaumeister Julius Werkmann. Offensichtlich war der Bauherr der griechischen und römischen Antike zugetan, denn er ließ sein Haus im Stile der italienischen Spätrenaissance erbauen. Eine zunächst einfach konzipierte Fassade wurde durch Fensterlaibungen und Ornamentik verschönert. Als besondere Zierde wurde ein Stuckrelief mit Hermes-Kopf an der Hausfront angebracht. Die Nutzung als Wäscherei hatte dem Gebäude, das zuletzt viele Jahre leer stand, sehr geschadet. Innen feucht, mit abbröckelndem Putz, durchgerosteten Dachrinnen und Abläufen, war das Haus dem Abriß bestimmt. 1982 wurde das Haus unter Denkmalschutz gestellt und ein Abriß verhindert.

Die Gründe für diese Maßnahme waren einmal die erhaltenswerte Architektur, zum anderen aber die kulturhistorische Bedeutung des Hauses, in dem Friedrich Adler geboren wurde. In Dr. Hermann Schick wurde dann ein Käufer gefunden, dem mehr als nur die Erhaltung des Hauses am Herzen lag. Selbst ein Freund der griechischen Antike und mit künstlerischem Empfinden ausgestattet, machte er das Haus zu einer wirklichen Zier für die Stadt. Bei der Restaurierung wurde besonders auf Materialgerechtigkeit und auf die originale Farbgebung geachtet.

Heute beherbergt das Gebäude im unteren Stock das Café Hermes, so genannt nach dem Relief des griechischen Gottes über dem Eingang. Die neuen Bilder in den Räumen sind eine Fortsetzung dessen, was der Bauherr 1876 mit der Fassade begonnen hat; diese hat die Themen vorgegeben. Die Inneneinteilung wurde zu einer klaren Dreiteilung: Eingangshalle und links und rechts um zwei Stufen erhöhte Seitenteile. Die Abtrennung erfolgt jeweils durch drei gußeiserne Säulen entsprechend der Außenfassade und einem darüberliegenden Fries, der griechischer Tradition gemäß angelegt und von Hermann Geyer aus Ulm bemalt ist. In der Eingangshalle herrscht Gelb vor, Symbol für den göttlichen Bereich, im linken Teil ist Grün, Symbol der Schöpfung, vorherrschend, und im rechten Teil dominieren die Rottöne, Symbol für das Leben.

Wer die Eingangshalle betritt, sieht auf dem gegen-

überliegenden Fries die zwölf bekanntesten griechischen Götter und Göttinnen, links beginnend mit Hermes, Demeter, Ares, Persephone, Athene, Hades, Aphrodite, Zeus, Hera, Poseidon, Artemis und Apollon. Links und rechts in der Eingangshalle sind Geschichten über Gott Hermes dargestellt. Im linken Seitenteil erkennt man Szenen aus der griechischen Schöpfungsmythologie, im rechten einen reichhaltigen Äneaszyklus, der mit dem Bau Roms endet. Eine edle Holztafelung mit vielen Löwenköpfen im Stil der Renaissance aus der Erbauerzeit des Hauses konnte im Kunsthandel erworben werden. Mit zwar neuer, aber stilechter Möblierung wurde eine erlesene Atmosphäre geschaffen, die Bürgermeister Schick zu der Aussage veranlaßte: *Das schönste Café zwischen Ulm und Wien.*

Der Verkehrs- und Verschönerungsverein Laupheim, ein wichtiger Kulturträger der Stadt, hat sich schon seit Jahren zur Aufgabe gemacht, Restaurierungen erhaltenswerter Bausubstanz in der Stadt auszuzeichnen. 1989 wurde das Adler-Haus zum «Haus des Jahres» gewählt. Außerdem ließ der Verein an der Fassade des Hauses eine Gedenktafel zur Erinnerung an den Erbauer und an dessen Sohn Friedrich Adler anbringen.

Auf Vorschlag und mit Beteiligung des Verkehrs- und Verschönerungsvereins wurde ein Jahr später das Nebenzimmer als Friedrich-Adler-Zimmer eingerichtet. Unter Verwendung eines Entwurfs von



Diese Gedenktafel wurde nach Abschluß der Renovation des Adler-Hauses 1989 vom Verkehrs- und Verschönerungsverein Laupheim angebracht.

Adler wurde ein Türschild in Jugendstilform aus Messing gegossen, das auf das Zimmer hinweist. Dort sind neben einer Porträt-Aufnahme des Künstlers Großaufnahmen seiner Werke aus verschiedenen Schaffensperioden zu betrachten. Auf einer bedruckten Kupfertafel werden die Darstellungen erläutert, eine zweite Tafel beinhaltet eine kurzgefaßte Biographie des Künstlers.



Adler-Haus, Café Hermes: rechter Seitenteil mit Szenen aus dem Äneaszyklus.

Eine Friedrich-Adler-Straße, die sich zur Zeit in Laupheim im Bau befindet, wird ebenfalls dazu beitragen, daß ein bedeutender Sohn der Stadt in der Erinnerung der Bürger bleibt.

Es mag für die Wiedererlangung internationaler Wertschätzung des Künstlers und seines Werkes sprechen, daß für das kommende Jahr zur Erinnerung an sein 50. Todesjahr eine Ausstellung in Vorbereitung ist, zu der auch ein reichbebildeter Katalog erscheinen wird. Sie wird in der Villa Stuck in München beginnen und danach in Laupheim gezeigt werden. Weitere Stationen sind das Germanische Nationalmuseum Nürnberg und das Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg. Anschließend geht die Ausstellung in die USA ins The Saint Louis Art Museum und ins Philadelphia Museum of Art.

Neuere Literatur

- Claus Pese: Das Nürnberger Kunsthandwerk des Jugendstils. Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, Bd. 30 (Diss. 1980)
- Ernst Schäll: Friedrich Adler (1878–1942). Ein Künstler aus Laupheim. In: Schwäbische Heimat 1981/1, S. 46–61
- Ernst Schäll: Die Meister des Münchner Jugendstils. Ausstellungskatalog, München 1988, S. 26–30
- Das Gewerbemuseum der LGA im Germanischen Nationalmuseum. Ausstellungskatalog Nürnberg 1989
- Claus Pese: Nürnberger Kunsthandwerk des Jugendstils. Ausstellungskatalog des Stadtgeschichtlichen Museums Nürnberg, Stadtmuseum Fembohaus. Großer Kunstführer, Schnell und Steiner, München–Zürich 1989
- Ernst Schäll und Hermann Schick: Cafe Hermes – Haus des Jahres 1989. In: Jahrbuch des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Laupheim 1989/90

Museen des Landes Nr. 19: «Museum im Adler» in Benningen

Christian Glass

Das Benninger Heimatmuseum ist in zweifacher Hinsicht eine Besonderheit: Zum einen verdankt es seine Existenz nicht allein dem örtlichen Bund für Heimatkunde und der Gemeinde, sondern auch einem privaten Mäzen; zum anderen beschäftigt es sich weniger mit der Heimat als vielmehr mit der Fremde. Das «Museum im Adler» zeigt ausgewählte Stationen aus der Benninger Vergangenheit, vor allem aber thematisiert es die Bedeutung, die auswärtige Händler im 19. Jahrhundert für das Leben und Wirtschaften in der Gemeinde hatten. Daß das Benninger Museum dennoch kein «Fremdenmuseum» ist, dafür sorgt eine Museumskonzeption, die immer wieder die Balance zwischen der Ortsgeschichte und der Darstellung überregionaler Entwicklungen hält.

Der «Adler», das war bis in die 1970er Jahre eine traditionsreiche Benninger Wirtschaft. Melchior Hirschmann, Sproß aus einer vermögenden Familie in Pflugfelden und später Schultheiß und Gastwirt, ließ das Gasthaus 1630 erbauen. Die Gemeinde, die seit 1618 eine Neckarbrücke besaß, lag an der Hauptstraße, die von Stuttgart und Kornwestheim

nach Heilbronn führte. Die Einrichtung der ersten Benninger Schildwirtschaft mit Beherbergungsmöglichkeit versprach, 20 Kilometer vor bzw. nach Stuttgart, ein lebhaftes Geschäft zu werden. Über drei Generationen blieb der Gasthof im Besitz der Familie Hirschmann, die auch weiterhin einige der Benninger Schultheißen stellte.

Weitgehend verschont von Bränden, Kriegen und anderen Katastrophen blieb der «Adler» bis in die jüngste Zeit Gastwirtschaft. Allerdings litt das Gebäude zusehends unter Verfallserscheinungen, was die Gemeinde im Jahr 1978 zur Übernahme bewog. Das heruntergekommene Haus wurde in den folgenden Jahren gründlich restauriert und modernisiert, wobei im Innern ansehnliche Rollwerkmalereien der Renaissance zutage getreten sind. Im ersten Obergeschoß stießen die Restauratoren auf ein gut erhaltenes Rautenfachwerk, das den ursprünglichen Bauzustand dokumentiert. Das Fachwerk wurde freigelegt und nach den historischen Farbfindungen wieder neu bemalt. Da der «Adler» bei der Verbreiterung der Ortsdurchfahrt im Weg stand, mußte das Gebäude um einige Meter zurückversetzt



Das ehemalige Gasthaus «Adler», das nach einer aufwendigen Sanierung nun das Benninger Heimatmuseum beherbergt.



Der letzte Stamm-
tisch aus der ehemali-
gen Gastwirtschaft
«Adler» wurde ins
Museum übernom-
men. Der Volksemp-
fänger soll andeuten,
daß die Gastwirt-
schaften auch wich-
tige Orte für die
Kommunikation im
Dorf waren. Im «Ad-
ler» stand lange Zeit
das einzige Radio in
Benningen.



Ein Bauchladen mit
Kurzwaren und
Mause- und Ratten-
fallen, wie er von flie-
genden Händlern be-
nutzt wurde.

werden, was nur mit einem hohen Aufwand und allerhand Stabilisierungsmaßnahmen zu bewerkstelligen war. Der ehemaligen Gastwirtschaft, die heute das Museum beherbergt, ist die Umsetzung nicht anzumerken. Der Benninger «Adler» präsentiert sich von außen wie von innen als ein frisch herausgeputztes Gebäude im historischen Gewand.

Firmengeschichte Hirschmann sowie das Gasthaus und seine Stellung in der Gemeinde

Als Mäzen für die museale Inneneinrichtung haben sich die Nachfahren des Melchior Hirschmann betätigt, heute eine Industriellenfamilie, die in einer ehemaligen Reichsstadt flußaufwärts, in Esslingen,

ansässig ist. Als Dank für die namhafte Spende wurde der Familie gleich gegenüber dem Entrée eine eigene Abteilung gewidmet, die sich mit der Familien- und der Firmengeschichte beschäftigt. Die Entwicklung des sogenannten Bananensteckers im Jahr 1924, der in den frühen Radiogeräten für sichere Steckverbindungen zwischen Antenne, Empfangsgerät und Kopfhörer sorgte, erwies sich als segensreich für Familie und Unternehmen. In Text-Bildtafeln, angereichert durch ausgewählte Exponate aus der Produktgeschichte der Antennenfabrik Hirschmann, werden einzelne Stationen auf dem Weg vom Kleinbetrieb zum Weltunternehmen gezeigt.

Das eigentliche Benninger Heimatmuseum beginnt hinter einem imposanten Ofen, dessen dekorativ bemalte Kacheln im Stil alter Hafnerkunst gehalten sind, der aber aus dem Jahr 1944 datiert. Inspiriert durch die jahrhundertelange Nutzung als Schankraum hat Susanne Sackstetter, die für die Konzeption verantwortlich zeichnet, das Gasthaus und seine Stellung in der Gemeinde als zentrales Thema für das Erdgeschoß gewählt. Dabei wird weniger auf historische Speisen und Getränke verwiesen als vielmehr auf die Funktion des Wirtshauses als ein Ort der Geselligkeit und des Gedankenaustauschs. Hier war das erste Radio aufgestellt, und wenn die Benninger in den 20er Jahren Radio hören wollten, dann gingen sie in den «Adler».

Ausgestellt ist auch eine «Schwörbüchse», in die man einen Obolus entrichten mußte, wenn in der Wirtschaft laut geflucht wurde. Der Erlös kam im 17. und 18. Jahrhundert den Ortsarmen zugute. Anhand eines Haushaltsinventars einer Wirtsfamilie aus dem 19. Jahrhundert wird deutlich, daß die Gastwirte zu den Besserverdienenden in der Gemeinde gehörten. Schmucke Kleidung und wertvolles Geschirr sind die erhalten gebliebenen Überreste, an denen sich ihr Reichtum ablesen läßt. In den Dorfwirtschaften wurde nicht nur am Stammtisch – der letzte, resopalbeschichtete, ist im Museum geblieben – politisiert, sondern hier wurde auch Politik gemacht. Im «Adler» wurde beispielsweise im Oktober 1903 der sozialdemokratische Ortsverein gegründet, und das Wirtshaus diente über Jahrzehnte hinweg regelmäßig als Sitzungssaal für politische Gruppen. Die Gastwirtschaften waren also auch ein Ort der politischen Bildung; darüber hinaus trafen sich hier Vorstände und andere Gremien von Kultur- und Sportvereinen. Der «Adler», der sich zu einem lokalen Treffpunkt der sozialdemokratischen Bewegung entwickelt hatte, war auch Sitzungssaal des Benninger Arbeiter-Turnerbunds.

Aus der Zeit der Jahrhundertwende stammen einige



Die Mitglieder des Arbeiter-Turnerbunds im bäuerlichen Benningen waren in den Ludwigsburger und Kornwestheimer Industriebetrieben beschäftigt.

typische Einrichtungsgegenstände wie der Zeitungsständer und die Garderobe. Dies alles ist aber nicht original als historische Wirtsstube nachgestellt, sondern wird durchaus museal, gut ausgeleuchtet in Vitrinen und an den Wänden präsentiert. Ein Klavier, das allerdings aus der Benninger «Traube» stammt, rundet das Inventar der Schankstube ab; das elektrische Klavier, das von dieser Stelle für Unterhaltung sorgte, ist nicht mehr vorhanden. Ein Foto aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges verweist auf ein dunkles Kapitel der Geschichte, das auch an Benningen nicht vorübergegangen ist: Es zeigt die Weihnachtsfeier von polnischen Zwangsarbeitern, die seit 1942 in der Wirtschaft untergebracht waren und die in der Landwirtschaft und in nahen Industriebetrieben arbeiten mußten.

Kein «Dreschflagemuseum», sondern Spezialthemen, z. B. Händler und Hausierer kommen ins Dorf

Von hier aus geht es über eine Treppe in das obere Stockwerk, das nicht etwa der Benninger Ortsge-



Die Abteilungen im oberen Stockwerk zeigen, welche Bedeutung auswärtige Warenlieferanten für die Einwohner des Dorfes im 18. und 19. Jahrhundert hatten. Denn auch in Benningen gab es erst sehr viel später einen Gemischtwarenladen, der die Gegenstände des täglichen Bedarfs verkaufte.

schichte, sondern den fliegenden Händlern des 18. und 19. Jahrhunderts gewidmet ist. Die Vorsitzende des Benninger Bundes für Heimatkunde, Ina Rietzke, bemerkt hierzu, daß bei der Einrichtung nicht die Absicht verfolgt wurde, ein weiteres «typisches Dreschflegelmuseum» aufzubauen. Zwar befinden sich auch im Depot des seit 1948 sammelnden Vereines vorwiegend landwirtschaftliches Gerät und Haushaltsgegenstände, doch nach eingehenden Diskussionen, bei denen viele Widerstände ausgeräumt werden mußten, hat man sich gegen ein Heimatmuseums-Konzept entschieden, wie es landauf, landab verwirklicht ist.

Ausgangspunkt für das Benninger Museum ist ein Fremdenbuch aus dem Jahr 1862, in dem alle Auswärtigen, die im Dorf übernachteten, eingetragen sind. Neben Handwerkern, Flößern und Dienstboten befanden sich darunter vor allem Händler und Hausierer, die ihre Waren im Ort zum Verkauf anboten. Nach einer sorgfältigen Auswertung dieses Fremdenbuches kam Susanne Sackstetter zur Erkenntnis, daß viele Dinge, die sich im Museumsdepot befinden, von solchen Händlern in den Ort gebracht wurden. Dies führte zu der Idee, das Augenmerk im Museum weniger auf die ansässigen Hand-

werker und Landwirte zu richten, als vielmehr die Rolle der Hausierer zu beleuchten. Denn die Vorstellung, daß in den Dörfern alle Haushaltsgegenstände und Arbeitsgeräte von ansässigen Handwerkern oder denen der Nachbargemeinde angefertigt wurden, ist durchaus revisionsbedürftig. Auf den Straßen des 18. und 19. Jahrhunderts zogen viele einheimische und ausländische Händler herum, die Gegenstände aller Art in die ländlichen Haushalte brachten. Im Königreich Württemberg waren im Jahr 1885 allein mehr als 20000 Händler mit einem ambulanten Gewerbeschein unterwegs.

Nach Sachgruppen geordnet, zeigt das Benninger Museum, wie vielseitig das Waren- und Dienstleistungsangebot der Händler war: Dies reichte von der untersten Kategorie der Flickwerker, Scherschleifer und Sackmaler bis hin zu Schmuck- und Kunsthändlern, die zum Beispiel italienische Gipsfiguren anboten. Typisch für die Händler aus dem Mainhardter Wald waren Holzgegenstände aller Art. Die Hausierer handelten mit Holzbestecken, Krautreiben, Holzschachteln und vor allem mit Schindeln, die als Isolierung zwischen die Ziegel geschoben wurden. Diese Handelsartikel wurden während des Winters in Eigenarbeit hergestellt und

in den wärmeren Jahreszeiten im ganzen Land verkauft. Keramik, die zum Beispiel aus Matzenbach und Unterdeufstetten oder aus Häfner-Neuhausen im Oberamt Nürtingen kam, wurde nicht nur auf Jahrmärkten, sondern auch direkt vom Wagen herunter verkauft. Alle möglichen Blechwaren wie Öllampen, Teesiebe und Wannen waren ebenso Handelsgegenstände wie Bürsten und Fegsand.

Einzelne Orte in Württemberg waren durch den Handel mit bestimmten Produkten weithin bekannt: Lützenhardter Bürsten, Gönninger Samen und Spitzen aus Eningen galten praktisch als Markenzeichen. Gehandelt wurde in der näheren Umgebung, aber auch ins Ausland. Händler aus dem Schwarzwald kamen auf monatelangen Reisen bis nach Moskau und bis nach Amerika, wo sie ihre noch heute bekannten Uhren mit den bemalten Zifferblättern vertrieben. Nicht nur in Benningen tauchten Händler aus dem Rheinland und aus dem Westerwald auf, um Steinzeug und Steingut zu verkaufen. Lange bevor die Eisenbahn für einen bequemen Warentransport vorhanden war, zogen die Händler aller Herren Länder durch die Ortschaften und verkauften ihre Waren von Haus zu Haus. Das heute noch weit verbreitete Bild von den bettelnden Hausierern traf nur auf einen Teil der Händler zu. In der Mehrzahl waren dies wohl mehr oder weniger solide Händler, die in einer Zeit, als Ladengeschäfte noch nicht verbreitet waren, für interregionalen Warenaustausch sorgten.

Im Benninger Museum kann man die Geschichte der sogenannten ambulanten Händler und der von ihnen vertriebenen Produkte verfolgen. Deutlich wird dabei, daß die Dörfer auch in vorindustrieller Zeit nie wirklich autark waren, sondern zahlreiche Handelsbeziehungen bestanden. Sogar Literatur, Flugblätter und Bilderdrucke kamen über die Kolporteurs ins Dorf. So stellten die Hausierer über ein gut ausgebautes Kommunikationsnetz vielfach auch die Verbindung zwischen Stadt und Land her. Man kann diese Händler auch als Kulturvermittler bezeichnen, da sie viele Dinge, die in den Städten gerade à la mode waren, in bäuerliche Haushalte aufs platte Land brachten.

Die Rolle der Frauen im Dorf – jedes Jahr eine andere Wechselausstellung

Eine dritte Abteilung steht unter dem Titel *Vom Dorf in die Stadt und zurück*. Sie befaßt sich mit der Rolle der Frauen im Dorf, die neben den häuslichen Tätigkeiten auch als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft benötigt wurden. Doch vorher mußten sich viele Benninger Mädchen als Dienstboten in Ludwigs-

burg oder Stuttgart ihren Unterhalt verdienen. Im Jahrzehnt 1870/80 ging die Hälfte der weiblichen Schulabgängerinnen zeitlich befristete Arbeitsverträge als Dienstboten ein. Mit der Heirat kamen viele Frauen dann zurück ins Dorf. Im Museum wird diese Entwicklung unter anderem mit zwei Puppenstuben dargestellt, die zwei Dienstmädchen als Dank von ihrer Herrschaft erhalten haben. Weiter werden hier Tagebücher und Arbeitsgeräte gezeigt, mit denen vor allem die Frauen gearbeitet haben.

Eine letzte, allerdings weniger überzeugende Abteilung in dem 240 Quadratmeter kleinen Museum befaßt sich mit der Entwicklung Benningens während der Industrialisierung. Typisch für den weiterhin landwirtschaftlich geprägten Ort waren die Arbeiterbauern, die tagsüber bei Uni-Franck in Ludwigsburg oder bei Salamander in Kornwestheim arbeiteten. Die landwirtschaftliche Arbeit wurde dann abends und am Wochenende bzw. von den Frauen erledigt. Etwas lustlos zusammengestellt wirken die spärlichen Zeugnisse der Industrialisierung wie etwa die ehemalige Benninger Bahnhofsuhr und



Von den Schindelhändlern aus dem Mainhardter Wald hieß es, sie bewegten ihre Schubkarren mit einer «eigenthümlichen Grandezza».

einige Gegenstände des einzigen Benninger Industrieunternehmens, der Zigarrenfabrik von G. Albert Reiniger, die 1897 gegründet, aber schon 1920 wieder geschlossen wurde.

Der örtliche Heimatbund, Träger des Museums, hat sich als Ziel gesetzt, jedes Jahr eine andere Wechsellausstellung zu zeigen. Hierfür ist eigens ein Raum im Obergeschoß reserviert. Nachdem 1990 eine Fotoausstellung *Benningen in alten Bildern* gezeigt wurde, befaßt sich die diesjährige Sonderausstellung mit dem Werkstoff Holz. Sie heißt schlicht *Hölzernes* und zeigt allerhand Holzprodukte vom Spielzeug bis Ski sowie einige Werkzeuge von Wagnern, Küfern, Schreibern und Drechslern. Für das kommende Jahr ist eine Ausstellung mit dem Thema *Gebrannte Erde* geplant, die aktuelle und historische Variationen der Hafnerware darstellen will.

Das Benninger Heimatmuseum wurde vor zwei Jahren eröffnet und konnte bisher 2500 Besucher zählen. Der Rückblick auf die örtliche Geschichte zeich-

net sich weniger durch außergewöhnliche und besonders wertvolle Exponate aus. Reizvoll ist das Museum vielmehr durch seine originelle Konzeption, die sich bewußt vom Heimatmuseum allseits bekannten Stils absetzt. Benningen kann ein Beispiel dafür sein, daß man sich an solchen Orten, wo die Sammlungsbestände nicht üppig, der Wille zum Museum aber stark ist, am besten auf die Präsentation von Spezialthemen beschränkt.

Das «Museum im Adler» befindet sich in 7141 Benningen, in der Ludwigsburger Straße 19

Öffnungszeiten: sonntags von 10.30 bis 12.00 Uhr und von 14.00 bis 16.00 Uhr,

allerdings nicht an Feiertagen und in den Ferien.

Führungen auf Anfrage bei Frau Ina Rietzke, Telefon (07144) 12508



Steinzeug, Steingut und Hafnerware gehörten zu den typischen Handelsartikeln, die von Hausierern vertrieben wurden.

Erinnerungen einer Leichenbitterin aus Bleichstetten auf der Schwäbischen Alb

Barbara Happe

Wenn heutzutage ein Mensch stirbt, wird der Todesfall in der örtlichen Zeitung bekanntgemacht; häufig werden gedruckte Todesanzeigen versandt, und nicht zuletzt sorgen Telefon und Auto für eine rasche Informationsvermittlung über größere Distanzen. Bevor moderne Kommunikationsmittel so selbstverständlich im Alltag wurden, überbrachten oft Boten, die von Haus zu Haus gingen, die Todesnachricht und Einladung zur Beerdigung. Das Amt des Leichen- oder Totenbitters war verstreut in ländlichen Gebieten noch bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts gebräuchlich. Heute ist dieser Brauch jedoch nur noch vereinzelt anzutreffen.

Ich hatte Gelegenheit, mit Frau Gertrud Tröster – heute wohnhaft in Reutlingen – zu sprechen, die von 1938 bis 1945 in etwa 30 Todesfällen in Bleichstetten auf der Schwäbischen Alb, heute Sankt Johann-Bleichstetten, zur Leiche gesagt hat. Bleichstetten hatte in dieser Zeit rund 320 Einwohner, und Frau Tröster hat damals bei mehr als drei Viertel aller Todesfälle zur Leiche gesagt. Sie hat diesen nicht amtlich bestellten Dienst als Mädchen bis zu ihrer Konfirmation ausgeübt. Ihre Schätzung bezüglich der Todesfälle entspricht in etwa der Statistik des Bürgermeisteramtes in St. Johann, die 27 Verstorbene für diesen Zeitraum in Bleichstetten nennt. Ich danke Frau Tröster für ihre Bereitschaft, ihre Erinnerungen auf Tonband aufzeichnen zu lassen und deren Veröffentlichung zu genehmigen. Der Wiedergabe unseres Gespräches vom Juli 1990 möchte ich einige allgemeine Erläuterungen zur Tradition des Leichensagens voranstellen.

Das Leichensagen in früheren Zeiten

Bevor das Amt des Leichen- oder Totenbitters eingeführt wurde, war das Leichensagen eine gemeinschaftliche Aufgabe. Die Mitteilung des Todes und das Leichengefolge war in Gilden und Zünften, Bruderschaften und Nachbarschaften eine vordringliche Gemeinschaftspflicht, die selbstverständlich und unentgeltlich erfüllt wurde. Seit dem 17. Jahrhundert ist überliefert, daß von Patrizierfamilien gelegentlich eine bezahlte Person für das Amt des Leichenbitters angestellt wurde. Sodann vollzog sich zunächst in den Städten eine allmähliche Entwicklung zum vergüteten Leichenbitter, und im 19. Jahrhundert häuften sich schließlich die Belege über fest in der Gemeinde angestellte Leichenbitter. Es waren von Ort zu Ort Personen unterschiedli-

chen Alters und Geschlechts, welche die Aufgabe des Leichenladens besorgten. Vielerorts war mit dem Amt des Leichenbitters dasjenige des Hochzeitsladers verknüpft. Oft führten Totengräber und Mesner oder auch die Stadtmusikanten dieses Amt aus. Im Fränkischen und Schwäbischen waren Hebamme und Leichenbitterin in einer Person vereint, bis 1810 aus hygienischen Gründen diese beiden Funktionen gesetzlich voneinander getrennt wurden. Häufig waren es arme Männer oder Frauen, die zur Beerdigung baten. Aus dem schwäbischen Raum ist bekannt, daß auch Familienangehörige und manchmal kleine Mädchen aus der Verwandtschaft diesen Dienst übernahmen. Fest angestellte Leichenbitter erhielten ihre Entlohnung von der Gemeinde oder nach Ständen gestaffelt von der jeweiligen Trauerfamilie. Naturalien wie Brot, Eier, Speck, Mehl und Schmalz waren ein häufiges Entgelt, das den Boten von den Benachrichtigten in einem eigens dafür bestimmten Korb mitgegeben wurde. Besonders bei längeren Wegstrecken wurden den Leichenbittern Kaffee, Alkohol oder selbst größere Mahlzeiten angeboten, nachdem sie nach einem bestimmten Stockschlag gegen die Haustür die Nachricht außerhalb des Hauses verkündet hatten.

Leichenbitter, Totenfrauen oder Leichensäger(innen), wie sie im Schwäbischen hießen, waren an der Kleidung zu erkennen. Auffällig waren die Trachten der Mägde herrschaftlicher Familien um 1800 in Ulm, die zur Leiche sagten. Außer dem gewöhnlichen schwarzen Kleid und einer breiten Kopfhaut trugen sie eine Leinwand über Mund und Nase, den Trauerlappen oder Mummel. Manchmal trugen die Frauen einen breitrandigen schwarzen Strohhut, die Männer hatten einen langen schwarzen Flor am Hut. Später waren sie am schwarzen Zylinder, dem Gehrock und der Schärpe zu erkennen.

Der Bericht der Leichensägerin

In Bleichstetten war es wie auch in anderen Orten auf der Schwäbischen Alb üblich, daß die Trauerfamilie sich selbst um einen Boten kümmerte. So kam auch Gertrud Tröster als Kind zu diesem Amt. Sie war hier in jener Zeit die einzige Person, die diesen Dienst regelmäßig und über einen längeren Zeitraum ausübte.

Aus Gründen der Lesbarkeit und nicht zuletzt deshalb, weil die Autorin eine Norddeutsche ist, wurde



Leichensagerin in Neenstetten auf der Ulmer Alb, 1956.

davon abgesehen, den folgenden Text auf schwäbisch wiederzugeben. Das Gespräch ist auszugsweise und ohne die umgangssprachlichen Wiederholungen und Unebenheiten im Satzbau wiedergegeben.

«Also, ich war acht Jahre alt, ich hab' einen Stiefvater gehabt, und das erste Kind von meinem Stiefvater ist gestorben. Das war 1938, und da eigentlich hab' ich das erste Mal zur Leich' gesagt. Mein Großvater, der 'Ehne', der 'Fleckrehne', hat eine Schreinererei gehabt, und den hat man immer gleich geholt, wenn eins gestorben ist. Der hat den Tod festgestellt, und der hat dann auch die Leich' gerichtet, den Toten in den Sarg gebracht und das alles gemacht. Und der hat gesagt: 'Weißt du, das kannst du gut machen. Jedes Mal fragt man mich, wen nimmt man.' Und dann haben wir gesagt: 'Jetzt probieren wir es einfach.' Ja, und von da an eigentlich sind die Leute immer zu uns gekommen, und mein Großvater hat immer gesagt: 'Ganget halt zu meiner Gertrud, die macht das.' Von unsern Nachbarn ist die Mutter gestorben, und die haben auch ein Mädle in meinem Alter gehabt, und die sind dann zu mir gekommen und haben gesagt: 'Tätst du das machen?' Und ich hab' gesagt: 'Ja wieso, ihr habt doch selber jemand.' 'Ja, die hat Angst, die geht nicht zu jedem ins Haus.' Vor den Hunden habe sie Angst gehabt. Ich hab' das nie so empfunden,

den, ich hab' auch nie vor einem Hund Angst gehabt. Ich wüßt auch gar nicht, daß mich einer gebissen hat. Da ist man hineingegangen, und das hat man einfach im Sinn von dem Toten, dem zuliebe gemacht.»

Im «schwarzen Schurz» durch das Dorf

Wie waren Sie gekleidet?

«Ich habe extra einen schönen schwarzen Schurz gekriegt, so einen Schlupfschurz, wo viel vom Kleid verdeckt war, und den hat man hinten zugemacht mit Knöpfle. Und dann war da noch eine Schleife herum, die man hinten gebunden hat. Das hat man dann immer oben in den Weißzeugschrank gelegt, daß es nicht so verdrückt worden ist, weil ich es ja öfters gebraucht habe.»

Hat Ihre Familie den Schurz selber genäht?

«Meine Großmutter hat viel nähen können, und die hat mir das selber genäht, weil sie hat das ja mit Volant gewollt.»

Haben Sie den Schurz noch?

«Nein, den habe ich leider nicht mehr. Zwei hab' ich eigentlich gehabt, weil ich hab' ja wechseln wollen. Man ist da auch schon eitel gewesen, früher hat man nicht immer das gleiche gewollt.»

Sind Sie dafür entlohnt worden?

«Das ist immer drauf angekommen, ob es arme Leut' waren oder reichere. Also, wenn man da 50 Pfennig gekriegt hat, dann war man selig. Und wenn es jetzt arme Leut' waren und sie haben bloß danke gesagt, hat mir das eigentlich nix ausgemacht.»

Aber von der Gemeinde haben Sie keine Entlohnung erhalten?

«Nein, nein, das hat es nicht gegeben, weil es hat ja jedes selber sorgen müssen, daß das gesagt wird. Jede Familie hat dafür sorgen müssen, daß zur Leich' gesagt worden ist. Das hat mit der Gemeinde nichts zu tun gehabt.»

Und wenn Sie eine Entlohnung bekommen haben, war das dann immer Geld oder waren das auch mal Naturalien?

«Da hast du ab und zu vielleicht mal eine Schok'lad'tafel gekriegt, da warst du auch froh, das hat es ja früher nicht gegeben, oder man hat mal eine Mark gekriegt oder auch mal zwei, wenn es mal reichere Leut' gewesen sind. Da war man ganz selig davon. Ich hab' das immer so empfunden, daß die Leut' zur Beerdigung gegangen sind und dem Toten die letzte Ehre erwiesen haben, und ich hab' mich immer gefühlt, wenn ich das mache, dann erweise ich auch die letzte Ehre. Als Kind hab' ich das immer so tief empfunden, da war ich immer so mit dem Men-

schen, der jetzt gestorben ist, beschäftigt, wenn ich da gegangen bin. Und ich muß sagen, ich hätt' da auch nie sagen können, das ist halt ein Armes, da braucht das nicht so, bei mir waren da alle gleich. Und ich bin von meiner Mutter her schon so erzogen worden, daß man einfach dem Nächsten etwas tun muß. Es lag in unserer Familie, daß wir einfach helfen.»

«Immer das gleiche Sprüchle»

Welche Konfession war in Bleichstetten vorherrschend?

«Evangelisch. Da war alles evangelisch. Bei uns hat es früher noch keine Katholische gegeben, da oben.»

Sagte man in den Häusern einen festen Spruch?

«Da ist man zur Tür hineingekommen, hat guten Abend gesagt, weil es ja immer abends war, und dann hab' ich gesagt, sie sollen so gut sein und morgen mittag um zwei der Eve zur Leich' gehen oder wer es halt war. Den Namen halt. Es war immer das gleiche Sprüchle. Da bin ich genauso gegangen und hab' gesagt, sie sollen so gut sein und morgen mittag dem «Bettlefrieder» (Friedrich Bettle) zur Leich' gehen. Weil ja jedes seinen Namen gehabt hat, so wie man halt gesagt hat zu den Leuten. Und mehr hat man eigentlich gar nicht sagen brauchen. Manche Leut' haben es noch gar nicht gewußt, und dann haben sie gefragt: «Ja, wann ist die gestorben?» oder so, und das hab' ich dann immer wissen müssen, und das hat man dann auch noch gesagt, und mehr hat man eigentlich gar nicht sagen brauchen.»

Sind Sie manchmal ins Haus gebeten worden?

«Nein, wenn ich fertig war, bin ich in das Trauerhaus gegangen und hab' gesagt: «Die und die hab' ich nicht angetroffen», und die haben dann gesagt: «Wärst du so gut und gehst morgen noch mal», oder es hätt' auch sein können, daß sie gesagt haben: «Laß es halt bleiben.» Ich bin auch am anderen Tag nochmal hin und hab' es gesagt, wenn es hat sein müssen. Weil wenn man sie nicht angetroffen hat, dann haben sie sich übergangen gefühlt. Und das ist halt ganz schlimm in so einer kleinen Gemeinde.»
Mußten Sie auch manchmal größere Wegstrecken zurücklegen?

«Nein, nein. Man war ja insgesamt nur eineinhalb Stunden unterwegs. Dann hat man es geschafft gehabt. Für alle.»

Und das ging immer ganz schnell?

«Ja, das ging schnell. Weil man hat ja auch nicht mehr zum Sagen gehabt. Und man hat ja auch nicht mehr gewußt.»



Ein Student, wie er der Leichensagerin die Häuser zeigt.
Eine Magd, wie sie von einem adeligen Haus zur Leiche sagt.

Farblithographie nach Tonfiguren des Ulmer Hafnermeisters
Septimus Rommel (1778–1846).

Sind Sie nie gefragt worden: «Weißt du, an was der gestorben ist?» Kam es nie zu längeren Gesprächen? «Nein, das gab es eigentlich nicht. Es hat vielleicht manchemal geheißt: «Jetzt ist es aber voll schnell gegangen.» Wissen Sie, wenn jemand im Dorf krank war, das hat ja gleich jedes gewußt. Wenn die Ärztin mit dem Auto kam, jetzt wo geht die Frau Doktor hin? Dann hat eins das andere gefragt: «Weißt du was?» So hat man immer gleich gewußt, was los ist. Es war an und für sich früher auch schön. Ich find', da hat es gar nicht so böse Leut' gegeben, ich hab' das nie so empfunden, als Kind überhaupt nicht. Da war man für jedes nette Wort dankbar, und das hat es viel gegeben. Aber so bösartig, ich weiß nicht, und wenn ich in die Häuser gekommen bin, dann hab' ich das auch nie so empfunden, daß jemand etwas gegen mich gehabt hätte. Denn das hätte man auch gespürt. Wenn etwas war, dann hat höchstens einer gesagt: «Das hättest du mir gar nicht sagen müssen, dem gehe ich sowieso nicht zur Leich' .» Ich hab' dann gesagt: «Es ist aber meine Pflicht, daß ich in jedes Haus gehe.» Ich habe ja nicht gewußt, wer mit wem nicht schwätzt. Das hat es natürlich auch gegeben, aber im großen und ganzen hab' ich keine Abwehr gespürt, wenn ich zu jemand hingekommen bin.»

Haben Sie auch manchmal den Tod angesagt, also daß jemand gestorben ist? Oder haben Sie nur zur Beerdigung gebeten?

«Nein, immer bloß zur Beerdigung.»

Wer hat den Tod in Ihrer Gemeinde angesagt? Wenn jemand gestorben war, das mußten die Leute ja auch erfahren.

«Das hat sich ganz schnell von selbst 'rumgesprochen. Eins hat es dem anderen gesagt, und wenn es eins gewußt hat, dann haben es die anderen auch gleich alle gewußt.»

Gab es denn keine Todesanzeigen?

«Nein, das hat es früher nicht gegeben. Später ja, aber in der Zeit, als ich das gemacht hab', da hat es nichts weiteres gegeben. Dann war es ja auch so, wenn man meinen Großvater in ein Haus hat laufen sehen, dann hat es geheißt: «Dort muß jemand gestorben sein.» Und dann haben die Leute gefragt, und dann haben sie es gleich gewußt.»

Wenn Sie Ihre Runde gemacht haben, gab es da ein bestimmtes Klopfzeichen, damit die Leute gleich wußten, um was es sich handelt?

«Nein, das haben die schon an der schwarzen Schürze gesehen.»

Hat es außer Ihnen noch andere Leute im Dorf gegeben, die zur Leiche gesagt haben?

«Das gab es schon auch, diejenigen, die ein Mädchen im Alter von zehn gehabt haben, wenn es die gemacht haben. Aber es war irgendwie schon so, daß man gesagt hat, ganget halt dahin, die macht das schon. Wenn man das immer macht, dann ist das auch schon Routine. Obwohl, es braucht ja nicht viel dazu, dahingehen und das zu sagen, aber vielleicht kann es auch nicht jeder. Wenn ich mir das heute vorstelle, daß ich von Haus zu Haus gegangen bin und das gesagt hab', dann kann ich es mir eigentlich fast auch nicht mehr vorstellen. Aber früher war es halt mal so, was hat man machen wollen?»
Mich wundert, daß das vorwiegend Kinder oder junge Mädchen gemacht haben. Ich dachte, das wären eher Frauen gewesen.

«Nein, Frauen haben das nie gemacht. Das waren immer Kinder.»

Können Sie sich einen Grund dafür denken?

«Einen Grund gibt es da gar nicht. Es war einfach so, daß man da Kinder losgeschickt hat. Ich glaube nicht, daß die Frauen das gemacht hätten. Das hätten die nicht getan. Also wenn ich mir vorstelle, daß meine Mutter das gemacht hätte, die hätte gesagt, nie im Leben macht sie das.»

Ja, warum nicht, kann man das sagen?

«Ja, wie kann man das sagen? Die hätten gesagt: Ich

bin doch erwachsen, ich gehe doch nicht von Haus zu Haus.» Also ich wüßte das nicht, daß das eine Frau oder eine Ältere gemacht hätte. Auf keinen Fall, das waren immer Kinder so zwischen zehn, vierzehn oder oft auch schon jünger von acht ab.»
Und Buben können Sie sich in diesem Amt auch nicht vorstellen?

«Nein, das kann ich mir nicht vorstellen, daß die das gemacht hätten. Die hätten gleich gesagt, das ist Mädchensache. Das war selbstverständlich, daß das ein Mädchen gemacht hat. Ich könnte mich nie entsinnen, daß das ein Bub gemacht hat. Ich kann mir den auch gar nicht vorstellen. Es hat früher auch schon so Sachen gegeben, entweder – oder. Nein, das könnte ich mir nicht vorstellen, daß das ein Bub gemacht hätte.»

Nach dem Büttel kam das Gemeindeblatt

Wer hat nach Ihnen diesen Dienst versehen?

«Nach mir hat man das nicht mehr so gemacht. Da hat es ein Gemeindeblättle gegeben, wo es drin gestanden ist, und nach dem Krieg hat man einen Büttel gehabt, der mit seiner Glocke durch das Dorf gegangen ist und immer die Neuigkeiten ausgeschrien hat, und der hat das dann auch gemacht, der hat dann auch immer gesagt: Morgen mittag um zwei wird der und der beerdigt. Das hat sich ganz schnell geändert, wo der einmal geschellt hat, da ist das selbstverständlich gewesen, daß das der Büttel gemacht hat. Ich glaub', nach mir hat es das gar nicht mehr gegeben. Das war dann ja auch schon nach dem Krieg, da ist alles anders geworden.»

In einem weiteren Gespräch mit Gertrud Tröster und dem Ehepaar Hilde und Erwin Tröster, Bleichstetten, im Januar 1991 erinnerte man sich gemeinsam, daß wohl noch kurz nach dem Krieg und nur ab und zu kleine Mädchen zur Leiche gesagt hätten. Sonst habe bis 1972 der Büttel und danach das Gemeindeblatt diese Funktion übernommen.

Ausgewählte Literatur:

- Atlas der deutschen Volkskunde (NF). Zender, Matthias (Hrsg.), Erläuterungen Bd. II. Marburg 1966–1982, S. 303–312
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bächtold-Stäubli, Hans (Hrsg.). Unter Mitwirkung von Hoffmann-Krayer, Eduard. Berlin 1987, Bd. 8, S. 986–991
Höhn, Heinrich: Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Nr. 7. Sitte und Brauch bei Tod und Begräbnis. Stuttgart 1913
Löffler, Peter: Studien zum Totenbrauchtum in den Gilden, Bruderschaften und Nachbarschaften Westfalens vom Ende des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Münster 1970
Sartori, Paul: Todensagen. In: Zeitschrift für rheinisch-westfälische Volkskunde. 1. 1904, S. 36–54

Ein verkannter schwäbischer Künstler – Franz Joseph Spiegler zum 300. Geburtstag

Raimund Kolb

Für den aus dem altwürttembergischen Raum kommenden Besucher bildet Zwiefalten sinnfällig den Eintritt in das Wunderland des oberschwäbischen Barocks. Dort, wo es von der rauhen Alb zur zwiefältigen Ache hinuntergeht, ragen verheißungsvoll die Doppeltürme mit ihren geschweiften Zwiebeldächern über der hochgewölbten Natursteinfassade der Konvents- und Wallfahrtskirche auf. Und das Innere hält, was die hochbarocke Fassade verspricht: hier findet sich in geradezu idealer Weise das Gesamtkunstwerk einer Epoche, wie es nur in seltenen Fällen aus der kongenialen Zusammenarbeit der jeweils besten verfügbaren Künstler ihrer Landschaft entstehen konnte.

Beim Betreten des Innenraumes faszinieren neben der kolossalen Säulenordnung die gewaltigen Maleereien. So entfesselt das riesige Langhausfresko ei-

nen alles übergreifenden, föhngelben Wolkenwirbel und entführt den Betrachter in schwindelnde Himmelsgefilde, die er bald wie eine jenseitige Sphärenmusik empfindet. Unwillkürlich zur Betrachtung in die Kirchenbank gezwungen, fragt er sich: Wer war der Schöpfer jener Deckengemälde, die allein schon in der Ausdehnung die von Weingarten als Cosmas Damian Asams (1686–1739) größtes Werk übertreffen?

Am 5. April 1691 in Wangen im Allgäu geboren, in München und Ottobeuren zum Maler ausgebildet

Es ist schon merkwürdig: in einer englischen Kunstgeschichte als *schwäbischer El Greco* bezeichnet, ist Spiegler bei den Schwaben selbst kaum bekannt. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, die sich gerade im 300. Geburtsjahr erfreulich von der sonstigen Vergessenheit abheben. Obwohl lange Zeit nicht im Besitz eines Werkes, hat die Heimatstadt Wangen i. A. den Maler nicht vergessen. Vielleicht hat gar die Benennung einer Neubaustraße in den fünfziger Jahren nach Spiegler den Ankauf eines seiner Bilder zwanzig Jahre später angebahnt? Das besondere an der 1973 erworbenen «Hl. Ursula» ist, daß der Künstler nur auf diesem Bild mit *Franz Joseph Spiegler Wangensis* signiert hat. Es bildet nun eine der Attraktionen in dem wunderschönen Heimatmuseum in der Eselmühle –, nur wenige Schritte entfernt von der Gedenktafel an Spieglers Geburtshaus.

Dort erblickte der Maler am 5. April 1691 das Licht der Welt. Weitläufig mit dem bayerischen Hofmaler Johann Kaspar Sing (1651–1729) verwandt, kam er zu diesem in die Ausbildung nach München. Bereits hier beginnt eine gewisse Sonderstellung Spieglers in Schwaben, denn in der Wittelsbacher Residenz wurde er mit der niederländischen Tradition warmtoniger Hell-Dunkel-Malerei vertraut. Ebenso wichtig wurde 1723 die Berufung nach Ottobeuren durch Abt Rupert Neß, einen Landsmann aus Wangen. Denn hier lernte der junge Maler die neu in Mode gekommene Freskotechnik kennen und konnte sie an Werken des Johann Baptist Zimmermann (1680–1758) sowie des damals noch viel höher geschätzten Venezianers Jacopo Amigoni (1675–1752) studieren¹.

In beiden Maltechniken entwickelte Spiegler in den folgenden drei Jahrzehnten seinen ganz persönlichen Stil. Er ist gekennzeichnet von einer nuancen-



Die heilige Ursula; das Bild ist signiert mit Franz Joseph Spiegler Wangensis, aus Wangen im Allgäu; um 1735.

reichen Farbskala mit der Vorliebe für Komplementärfarben. Sie wird unterstützt und differenziert durch eine sehr bewußt gehandhabte Lichtführung. In der Komposition finden wir stets einen klaren Aufbau nach Vorder-, Mittel- und Hintergrund. Schon damit erreicht der Maler mühelos eine Tiefenwirkung. Noch typischer aber ist für Spiegler eine wesenhafte Konzentration auf die Bildaussage. Ganz im Unterschied zu vielen seiner Zeitgenossen kommt es bei ihm nie vor, daß der Betrachter vor lauter Bäumen den Wald, also vor lauter Beiwerk das Thema nicht auf den ersten Blick erkennen könnte. Barocke Staffagen und die damals so beliebte Scheinarchitektur treten zurück hinter den oft erstaunlich groß ins Bild gesetzten Hauptfiguren. An ihnen fällt ein harmonisch wirkendes, fast klassizistisch anmutendes Pathos auf sowie der intensive Augenkontakt, mit dem sie untereinander in Beziehung stehen.

Die Frauenfiguren sind – im Vergleich zu den Darstellungen der barocken Zeitgenossen stets bekleidet – oft durch einen grazilen Charme gekennzeichnet, der zuweilen fast an Koketterie heranreicht. Trotz oder vielleicht gerade in dieser ausgeprägten Ästhetik erscheint das Werk Spieglers eingebettet in einer tiefen Gläubigkeit, denn offensichtlich wollte der Maler in der Schönheit der Geschöpfe die Herrlichkeit des Schöpfers loben.

Bei der Umsetzung seiner Ideen gewann Spiegler in konstruktiver Zusammenarbeit bedeutende Künstler der Region zu gleichgesinnten Kollegen, ja mehr noch zu Freunden. Wie etwa den Baumeister Johann Kaspar Bagnato (1696–1757), der das Bauwesen des Deutschen Ritterordens im Südwesten leitete. Auf dessen privatem Sitz Schloß Büchel über Ravensburg dürften z. B. die Pläne für die Innenausstattung der Schloßkapelle auf der Mainau erörtert worden sein. Der Dritte im Bunde bei diesem bis heute und von Millionen Reisenden bewunderten Kleinod im Bodensee war der Bildhauer und Stuckateur Joseph Anton Feuchtmayer (1696–1770), der später in der Birnau sein berühmtes Meisterwerk schuf, die Wallfahrtskirche mit dem köstlichen «Hornschlecker».

Nicht weniger als elf Kirchen statteten der Stuckbildner Feuchtmayer und der Maler Spiegler miteinander zwischen 1727 und 1747 aus. Auch ihre Lebensschicksale glichen sich in dieser Zeit aneinander an: Während Spiegler von seinen elf Kindern nur drei blieben, dabei von den sieben Söhnen nur ein einziger, so überlebte Meister Feuchtmayer seine ganze Familie. Eltern, Geschwister, Ehefrau und alle sieben Kinder gingen ihm der Reihe nach in den Tod voraus, so daß er seine Werkstatt ebenso

wie Spiegler an ferne bzw. angeheiratete Verwandte weitergeben mußte. Welcher Betrachter freilich würde an solche Bitternisse des Lebens denken, wenn er die gemalten und stukkierten Engel in ihrem barocken Himmelreich betrachtet?

Hochaltarblatt in der Klosterkirche Zwiefalten: Spieglers Hauptwerk oft fehlinterpretiert

Nachdem wir nun einen kleinen Einblick gewonnen haben in die Lebensumstände des Künstlers Spiegler, wollen wir nach Zwiefalten zurückkehren als dem Gipfelpunkt seines Lebenswerkes. Wer dort das Glück hat, an einer Führung teilzunehmen und damit durch das kunstvoll geschmiedete Chorgitter vorzudringen, der sollte besonders die Gelegenheit nutzen, um das sonst nur schemenhaft erkennbare Hochaltarblatt zu beschauen. Allein schon seine äußere Größe ist Anlaß genug zum Staunen: Mit seinen 8,80 Meter Höhe und vier Meter Breite erreicht es eine Fläche von gut 35 Quadratmetern. Das entspricht der Grundfläche einer modernen Ein-Zimmer-Wohnung! Peter Paul Rubens (1577–1640) war als Großmaler bekannt und kam doch nicht über die Hälfte dessen hinaus!

Die innere Größe des Zwiefaltener Hochaltarblattes aber läßt sich u. a. daran ermesen, daß es seit dem Beginn der intensiven kunsthistorischen Beschäftigung mit der ehemaligen Klosterkirche Zwiefalten zu Beginn dieses Jahrhunderts fortgesetzt falsch verstanden wurde². Die Interpretation und, wie es so oft ist, von ihr her abhängig die Beschreibung des Großbildes krankte hauptsächlich daran, daß die für sein Thema entscheidende Figur entweder falsch gesehen oder aber gänzlich übersehen wurde: Im rechten unteren Bereich sitzt eine Person zum Betrachter hin gewandt mit staunend erhobenen Händen. Wenn überhaupt, dann wurde diese zwar große, jedoch wenig beleuchtete Figur als Witwe Anna aus einer apologetischen Schrift des hl. Hieronymus³ oder als vom Blitz getroffene Frau gedeutet⁴. In Wirklichkeit handelt es sich ganz klar um den neuteamentlichen Joseph, Nährvater Jesu und seines Berufes ein Zimmermann. Er ist nämlich völlig übereinstimmend mit der von Spiegler in früheren Werken geübten Weise dargestellt mit langen braunen Haaren, Bart, gebräunter Gesichtshaut, dunkelgrünem Obergewand und gelben Beinkleidern, unter sich sogar einiges Holzgerät aus seiner Werk-

Rechte Seite: Münster Zwiefalten, Hochaltar. Das Gemälde «Josephs Traum» bezieht sich auf Matthäus 1, Vers 20f. und ist gekennzeichnet mit «Fr. Jos. Spiegler 1753».



statt. Er ruht als einzige Person des figurenreichen Bildes fest und gegenständlich auf einem massiven Sockel. Er gehört also, so kann man interpretieren, der realen Welt an. Alle anderen Bildgegenstände sind durch Wolken, Licht oder himmlische Wesen als einem anderen Realitätsgrad zugehörig gekennzeichnet: Nämlich als Inhalt der Traumvision, die eben Joseph erlebt.

Diese Vision geht von dem großen Egel aus, der bildbeherrschend schräg links über Joseph schwebt, sich ihm mit dem Gesicht zuwendet und gleichzeitig mit beiden Händen – eine in der darstellenden Kunst recht seltene Körperhaltung! – auf den zentralen Inhalt der Offenbarung hinweist. Und das ist Maria als Immaculata im weißen Obergewand mit blauem Umhang, dem Sternenkranz um das Haupt und einem Fuß auf der nach unten gebogenen Mondsichel. Sie erscheint, und zwar auf Wolken und vor einem ovalen, also «ei»-förmigen Lichtschein. Von oben, vom Haupte Gott Vaters fällt weiterhin ein Strahlenbündel auf sie, in dem das Wort *Jesus* und die Heilig-Geist-Taube erscheinen. Dieser Lichtsektor läßt bei seinem Auftreffen auf den Oberkörper Mariens das Jesuskind sichtbar werden. Das Kind hält einen sehr filigranen Kreuzstab in Händen. Der daraus hervorzuckende Blitz trifft ganz unten rechts im Bild den Höllendrachen, jedoch nicht, wie oft beschrieben, den ganz ruhig dahinter sitzenden Joseph oder die zu seinen Füßen schwebenden Putti. Das wird auch daran deutlich, wie sie den blühenden Stab als Attribut des Joseph einem Siegeszeichen gleich über den feuerspeienden Drachen schwingen.

Aufbau des Zwiefaltener Altarblattes eine stehende Acht: oben himmlischer, unten irdischer Bereich

Den Vordergrund beherrscht ein großer, nur mit Fellstücken bekleideter Mann. Er wird als aufwärtschauender Rückenakt gezeigt. Auch seine halb angewinkelten, halb ausgestreckten Arme zeigen Erstaunen an. Daß es sich um Adam handelt, wird durch die blonde Eva neben ihm verdeutlicht. Sie hält den Apfel in der Hand und an der Brust ein kleines Kind, das seinem größeren Bruder zuwinkt. Noch spielen Kain und Abel miteinander!

Am Bildrand der kahlköpfige bärtige Mann im roten Mantel mit Pelzkragen ist als Patriarch anzusehen. Der jüngere Mann daneben zeigt mit seiner Rechten parallel zur Hand des Adam auf das sich oben im Bilde abspielende Ereignis und kann daher als der Prophet Jesaja angesprochen werden. Hinter diesen Männern bilden Moses mit den Gesetzestafeln und sein Bruder Aaron mit Priestermütze und Weih-

rauchfaß den Abschluß jener Gruppe, die eine auf die Erlösung wartende Menschheit repräsentiert. Zwischen Joseph und dem Zeigeengel sitzen unter Putten zwei schöne Frauen in klassischer Kleidung. Sie können, unterhalb des Halbmonds der Maria, als Sibyllen verstanden werden, die ja die Zukunft eines goldenen Zeitalters infolge der Geburt eines friedensbringenden Knabens geweissagt haben.

Das Zwiefaltener Altarblatt ist in der Form einer stehenden Acht konzipiert. Der obere Kreis hat seine Erfüllung im kleinen Jesusknaben im Leib der Mutter gefunden und stellt den himmlischen Bereich dar. Der untere Kreis ist queroval im Vergleich zum längsovalen oberen. Er zeigt den Weltbereich an und bleibt konsequenterweise ohne erfüllende Mitte! Seine bis tief in den Chorraum hineinreichende Tiefenwirkung erhält das Hochaltarblatt neben diesem kunstvollen Aufbau von seiner kunstvollen Lichtführung. Sie geht von der Geisttaube aus und läßt die aus Wolken und Strahlen gebildete Aura um Maria herum als einen plastischen, muschelförmigen Trichter aufleuchten. Die vorangesetzten, vom Seitenlicht nur gestreiften oder im Gegenlicht profilierten Figuren verstärken noch den Tiefenzug.

Das Zwiefaltener Hochaltarblatt kann sowohl nach seinem theologischen Gehalt als auch nach seiner künstlerischen Bewältigung als ein einzigartiges Meisterwerk bezeichnet werden. Um so erstaunlicher mag es erscheinen, daß es so lange ein Schattendasein in der Literatur führte. Die Autorin der einzigen Dissertation, die es über Spiegler gibt, sah sich zum Beispiel nicht veranlaßt, die Personen unterhalb Mariens zu beschreiben oder gar zu benennen. Dort heißt es, das Blatt leide unter der Überfülle seines Programmes, das mit *Maria als Vorbild aller Stände* freilich als Fehlinterpretation bezeichnet werden muß⁵.

Die Geschichte dieser Interpretation hängt nun eng zusammen mit dem richtigen Verständnis der beiden weißgefaßten Figuren, die überlebensgroß am Rande des Bildes vor den Säulen des Hochaltars angebracht sind: links auf halber Bildhöhe ein Engel über himmlischen Wolken und unten rechts ein älterer, bärtiger Mann mit einem großen, geöffneten Buch. Darin finden sich in goldenen Buchstaben die Verse Matthäus 1,20–21, die der Mann soeben geschrieben haben muß, denn er hält ja die Schreibfeder noch in der rechten und ein Tintenfaß in der linken Hand. Also muß es sich bei dem Manne um den Evangelisten handeln und nicht, wie es seit der ersten großen Kirchenbeschreibung von 1910 meist hieß, um den Kirchenvater Hieronymus oder andere⁶. Der auf den Bildinhalt zeigende Engel, des-



«Der Gnadenstrahl» – Mittelausschnitt aus dem Langhausfresko im Zwiefalter Münster, gemalt von Franz Joseph Spiegler.

sen gebietende Rechte über der hinweisenden Linken leicht übersehen wird, verkörpert die göttliche Inspiration, wie sie in Engelfiguren bei allen wichtigen Offenbarungen in den monotheistischen Buchreligionen auftreten; vom Alten Testament über das Neue bis hin zum Koran. Diese Erklärung läßt sich übrigens mit einer Beobachtung an den beiden hervorragend gearbeiteten Plastiken aus der Hand des Riedlingers Johann Joseph Christian (1706–1777) stützen: nicht nur, daß sie in Gebärden und im Gesichtsausdruck einfühlbar miteinander und über das Gemälde in Kommunikation stehen, sondern vor allem läßt sich ablesen, daß die Botschaft des göttlichen Geistes, nämlich die Erlösung der Menschheit, bereits vom Evangelisten ge«schaut»

und verstanden wurde: Ein Ende seines Gewandes wird nämlich wie von einem Windstoß weit emporgehoben. Dies ist der sogenannte Pneuma-Zipfel, welcher das Wirken des Heiligen Geistes versinnbildlicht.

Exemplarisch versinnbildlicht ist damit für den heutigen Betrachter auch, in welchem intensivem Zusammenwirken der einzelnen Gewerke ein derartiges Gesamtkunstwerk entsteht, wie es der Zwiefaltener Hochaltar darstellt als eine großartige, theatrale Inszenierung der christlichen Erlösungslehre.

Das größte Deckenfresko in Zwiefalten schuf der schon 60jährige Künstler

Die einfühlbare Zusammenarbeit der verschiedenen Handwerkskünste ist auch ein wesentlicher Gesichtspunkt bei der Betrachtung der Deckengemälde in der Zwiefaltener Klosterkirche. Es würde den gegebenen Rahmen sprengen, sie hier in ihrer Gesamtheit zu beschreiben. Wählen wir daher beispielhaft das größte aus, das Spiegler als letztes 1751 in Zwiefalten geschaffen hat. Damals hatte der Maler gerade seinen 60. Geburtstag erlebt! Das alle vier Joche des Langhauses überspannende Fresko hat eine Länge von 29 Metern und bei einer größten Höhe von 4,3 fast 16 Meter Breite, also gut 520 Quadratmeter Fläche. An seinen Schmalseiten ist es durch eine gemalte Treppenarchitektur eingefasst. Seine innere Struktur erhält es von dem hier besonders intensiv ausgebildeten, bis in die dunkelsten Farbbereiche reichenden Wolkenzug, der das längsovale Hauptbild zusammenfaßt und von den Einzelszenen an den senkrechten Seitenwänden abgrenzt.

Leicht zu erkennen ist das geometrische Zentrum als Schnittpunkt sämtlicher Gewölbeachsen in der Zentralfigur des heiligen Benedikt. Schwieriger zu entdecken ist dagegen der Fluchtpunkt des Gesamtbildes in der ausgestreckten Hand Gottes oberhalb von Maria. Man findet ihn als Schnittpunkt sämtlicher Kanten und lotrechten Linien aus den als Mauern gemalten Terrassenarchitekturen. Dieser optische Fluchtpunkt liegt somit außerhalb der Mitte, also exzentrisch, auf den eintretenden Besucher hingebordnet am Anfang des zweiten Langhausjoches. Bei der Restauration in den siebziger Jahren wurde genau an diesem Punkt das Nagelloch gefunden, an dem Spiegler einen Faden herabließ. Mit Kerzenlicht dürfte der Freskant dann die Fluchtlinien für seine Architekturmalereien an die Deckentonne geworfen haben ⁷.

Eben dieser «Fixpunkt» soll auch zum Ansatz für die Bildbeschreibung benützt werden. Um ihn herum

kreist ja auch die ovale Himmelszone, die ganz natürlich die für den Betrachter auf dem Kopfe stehende Sockelzone nach oben hin abschließt. Als optisches Kraftfeld erscheint der kleine azurine Himmelsfleck im umgebenden Weißgelb, vor dem die Geist-Taube erscheint. Links von ihr auf einer wogenförmigen Wolke schließt sich Christus an mit feinem Strahlenbündel über dem Haupt und dem von Engeln gehaltenen Kreuz. In gleicher Richtung wie Gott-Sohn wendet sich der an der dreieckigen Aura erkennbare Vater mit ausgestreckten Armen der entgegenschwebenden Maria zu. Ihre blau-rote Kleidung weist sie als Gottesmutter aus. Auf einer kumuliformigen Wolke hält die von Engeln Getragene das Szepter in ihrer Linken; mit der Rechten weist sie schräg hinunter auf das von einer Schar Engel entrollte Gnadenbild von San Benedetto di Piscinula zu Rom. Parallel zum linken Arm geht ein lichter Strahl von Mariens Herz aus und trifft auf das Kreuz in der Hand des Jesuskindes dieses Gnadenbildes. Dort wird der Strahl in einem stumpfen Winkel hinab reflektiert auf das Herz des im Bildzentrum auf seiner Wolke stehenden Benedikt.

Von der Brust des ekstatisch nach oben schauenden Ordensgründers zerstieben die Lichtpartikel tropfenförmig nach unten. Deutlich abgesetzt vom Ordensvater finden sich seine Schwester Scholastika, zwei als Hildegard und Gertrud von Helfta zu deutende Nonnen und zwei Mönche, vielleicht die frühen Gefährten Placidus und Maurus. Abwärts rund um die sich verteilenden Lichttropfen herum gruppieren sich «Hagiographen», also Theologen, die heilige Dinge zu Papier bzw. Pergament brachten. Diese ausgewählten Heiligen haben Besonderes über die Heilsmittlerschaft Mariens erschaut und zum Ausdruck gebracht. Deutlich ist unter ihnen einer an seiner päpstlichen Tiara erkennbar: Das ist Papst Gregor der Große, der der Tradition nach das *Regina coeli* den Engeln abgelauscht hat und der mit dem vom Evangelisten Lukas gemalten Marienbild die Pest aus Rom vertrieben haben soll.

Benediktinisches Marienlob und frühe Benediktinermissionen zur Christianisierung des Erdkreises

Am rechten Rand der Gruppe dominiert das Purpurrot eines Kardinals. Dies dürfte Petrus Damianus sein, den die Kunst seinerzeit öfters mit seiner Schrift *Officium maius beatae Mariae* abbildet. Unter ihm studiert kniend ein weltlicher Edler in einem Buche, während ein anderer mit dem Bildwerk einer Mutter mit Kind in der Hand kopfüber abstürzt: Dies ist eine Allegorie für die falsche Kunst. Links neben dem Kardinal sind zu sehen die Heiligen

Dominikus mit dem Rosenkranz, Rupert als Überbringer des Altöttinger Gnadenbildes, Hermann der Lahme als, wie man damals meinte, Schöpfer des *Salve regina*, Ildephons als Verfasser des *Liber de illibata virginitate beatae Mariae* sowie links außen Bernhard von Clairvaux als (gedachter) Urheber des Marienliedes *Ave maris stella*. Diesen Titel, zu deutsch *Meerstern wir dich grüßen*, kann man sogar neben dem Mönch im weißen Habit in Goldbuchstaben lesen.

Hat sich der heutige Betrachter, vielleicht mit Hilfe eines Opernglases, so weit durch das Deckenfresko in der Zwiefaltener Klosterkirche hindurchgeschaut, dann mag er doch recht erstaunt sein über die enzyklopädische Dichte an Mariologie, die hier auf hohem und vielleicht auch schwankendem Gerüst von dem nicht mehr gerade jungen Maler zu einem gelungenen Gesamtbild verarbeitet wurde! Von der längsovalen Fläche des Mittelfeldes geht die Betrachtung über in den schon halb aufrecht stehenden Bereich der Randzone. Als Generalthema der – je nach Zählung – bis zu dreizehn Einzelszenen läßt sich nicht mehr, wie bisher üblich, «marianische Gnadenorte» anführen. Das träfe nämlich höchstens auf die Hälfte zu. Als Ergänzung zur Verherrlichung des benediktinischen Marienlobes im Zentralbereich ließe sich vielmehr nennen: «Die Bedeutung der frühen Benediktinermissionen für die Christianisierung und Heiligung des Erdkreises.» Denn ihre Hauptakteure sind, was zumeist übersehen wurde, alle Mitglieder des ältesten westlichen Mönchsordens oder aber von solchen in ihren Handlungen motiviert⁸.

An der östlichen Schmalseite in Richtung Hochaltar kniet auf einer pyramidenförmigen Treppe ein Erzbischof vor einem von einem Bürger präsentierten Gnadenbild. Es ist als jenes von Genazzano bei Rom zu verstehen, vor dem der spätere Papst Urban VIII. um die Verschonung des Kirchenstaates vor der Pest gebetet hat. Seitlich von ihm spendet je ein Bischof Sakramente: Rechts die Firmung und links am Fuße der Treppe die Taufe. Daraus läßt sich ableiten, daß aus der gemauerten Öffnung unter der größeren, vorderen Treppenanlage die goldschäumend hervortretende Flüssigkeit als eine Mischung von Feuer und Wasser zu betrachten ist; also ein sakramentaler Gnadenstrom, der Heiligen Geist und lebensspendendes Taufwasser symbolisiert. Sollte sich freilich beim Betrachter angesichts der

Rechte Seite: «Verehrung der seligen Jungfrau Maria, welche durch unseren hl. Orden über den ganzen Erdkreis verbreitet wird.» Langhausfresko Zwiefalten, unsigned, 1751 von F. J. Spiegler geschaffen.





Langhausfresko im Münster Zwiefalten, Ausschnitt über dem Chorbogen mit dem Motiv «Künder des Marienlobs».

Farbe und kräftigenden Wirkung die Assoziation mit Bier ergeben, so läge er damit gar nicht so falsch: Das Gebräu aus Hopfen, Malz und frischem Wasser wurde ja gerade von den Benediktinermönchen seiner heilsamen Wirkung wegen hergestellt. Und diese Tradition wird eben hier in Zwiefalten auch über die Säkularisation des Klosters hinaus erfolgreich kultiviert. Aus diesen Quellen sprudelt allerdings, bei aller irdischer Wohltat, kein ewiges Leben – im Unterschied zu den allegorisch im Fresko dargestellten sakramentalen. Darüber waren sich damals nicht nur die auftraggebenden Klosterinsassen, sondern auch der Maler im klaren.

Als Franz Joseph Spiegler am 15. April 1757 in Konstanz, seinem Alterssitz starb, hinterließ er einen großen Schülerkreis sowie ein Gesamtwerk von über hundert Ölgemälden und über zweitausend Quadratmetern Freskomalerei.

Außer seinem 300. Geburtstag kann auch das fünf- und zwanzigjährige Bestehen der Oberschwäbischen Barockstraße den Anlaß liefern, sich auf die sehenswerten Spuren des Künstlers zu begeben. Zwei neue Bücher des Verfassers leisten hierzu Hilfe, die Spiegler als dem verkannten Oberschwaben die verdiente Geltung verschaffen und dabei exemplarisch den Reichtum der Kulturlandschaft rund um den See neu dokumentieren wollen⁹.

Anmerkungen

- 1 J. B. Zimmermann wurde bayerischer Hofstukkateur. Außer seinen Münchner Arbeiten machten ihn besonders die Male-
reien und Stukkaturen in den Wallfahrtskirchen von Steinhäusern und der Wies berühmt, die sein Bruder Dominikus als Baumeister errichtete. J. Amigoni arbeitete ebenfalls am Hofe des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel, errang später in Paris und London große Anerkennung und beschloß sein Leben als königlich spanischer Hofmaler in Madrid. Diese Vita ähnelt erstaunlich der des ebenfalls aus Venedig stammenden, in Deutschland durch die Freskierung der Würzburger Residenz berühmt gewordenen Giovanni Battista Tiepolo (1696–1770).
- 2 Schurr, Bernardus: Das alte und neue Münster in Zwiefalten. Ulm 1910.
- 3 Ebd. S. 162.
- 4 Kreuzer, Ernst: Zwiefalten – Forschungen zum Programm einer oberschwäbischen Benediktinerkirche um 1750. Diss. Berlin 1964, S. 86.
- 5 Pohl, Eva: Leben und Werk des Historien- und Freskomalers Franz Joseph Spiegler. Diss. Bonn 1952, S. 103 f.
- 6 Karl-Heinz Schömig (Münster Zwiefalten. München/Zürich 1985) schwankt zwischen dem Propheten Jesaja und dem Kirchenvater Hieronymus (S. 36).
- 7 Ingenhoff, Hans Dieter: Die Münsterkirche in Zwiefalten. In: Pantheon 1982, S. 209.
- 8 Wesentliche Anregungen bei der Beschäftigung mit Spiegler und Zwiefalten erhielt der Verfasser von Dr. Hubert Hosch, Tübingen, sowie Dekan Monsignore Anton Schirmer, Zwiefalten.
- 9 Kolb, Nanette und Raimund: Franz Joseph Spiegler – Kostbarkeiten barocker Malerei. Passau 1991, Kunstverlag Peda. Kolb, Raimund: Franz Joseph Spiegler – Barocke Vision über dem See. Erzähltes Lebensbild und wissenschaftliche Monographie. Bergatreute 1991, Eppe Verlag.

Späne, Erdklumpen und Flintenschuß – *Eva von Kalckreuth* Die Inbesitznahme eines Rittergutes im Jahre 1744

Nachdem die Kaufverhandlungen über Dorf und Schloß Steinbach – heute Gemeinde Wernau im Kreis Esslingen – zu einem Abschluß geführt hatten, wurde die Inbesitznahme auf Donnerstag, den 27. Februar 1744, festgelegt. Bevollmächtigter des Verkäufers, Baron Philipp Conrad von Liebenstein, war Johann Philipp Romig, württembergischer Kammerrat und Keller (Finanzbeamter) zu Urach. Bevollmächtigter des Käufers, Franz Gottlieb Freiherr von Palm, war Christian Gottlieb Williardts aus Esslingen.

Diese beiden Herren trafen sich am genannten Tag mit dem Esslinger kaiserlichen Notar Paul Fries um neun Uhr morgens im Schloß Steinbach, und zwar im sogenannten Tafelzimmer im zweiten Stock. In Begleitung des Notars befanden sich zwei Esslinger Bürger als Zeugen: Gottfried Bluthardt und Jeremias Friedrich Berkheimer.

Nachdem Beauftragte und Bevollmächtigte sich gegenseitig ausgewiesen hatten, wurde mit der Übergabe des Kaufbriefes der Anfang gemacht. Alsdann wurden dem Palmschen Beauftragten die Schloß-, Kelter-, Kasten- und Turmschlüssel übergeben mit dem Bemerkung, daß nunmehr das ganze Rittergut Steinbach in den Besitz des Käufers übergehe. Anschließend wurde die ganze Bürgerschaft vorgefordert, 125 Männer und Wittwen. Kammerrat Romig teilte ihnen mit, daß das Rittergut Steinbach nunmehr in den Besitz der Freiherrn von Palm übergegangen sei. Alle Untertanen würden hiermit aus ihren bisherigen Pflichten und Eiden entlassen, und er überweise sie im Auftrag seines Herrn, Baron von Liebenstein, an die neue Herrschaft. Zugleich bedankte sich Herr Romig bei der gesamten Bürgerschaft für Treue und Gehorsam und wünschte allen Gottes Segen und Gesundheit, womit er von ihnen Abschied nahm.

Nach dieser Zeremonie wurde den Erschienenen die Eidesformel vorgelesen: *Ihr sollt geloben und schwören einen leiblichen Eid zu Gott und allen seinen Heiligen, daß Ihr hinfüro deren Reichsfrei Hochwohlgebornen Herrn, Herrn Carl Joseph und Franz Gottlieb Freiherrn von Palm, Sr. Königl. Ungarn- und Böhmisches Majestät Minister und Gesandten, auch beziehungsweise Rat pp als Eure Obrigkeit und gnädige Herrschaft erkennen, halten, respectieren und ehren wollt, Hochdenenselben getreu, hold gehorsam und gewärtig, auch mit allen Geboten und Verboten von hoch und niedrigergerichtlicher Obrigkeit wegen unterworfen sein, ihre Ehr, Nutzen, Frommen und Wohlfahrt besten Fleißes befördern, Nach-*

teil und Schaden warnen und wenden, Euer Renten, Zins, Gülten, Zehnten und andere Schuldigkeiten, wie sie immer Namen haben, getreulich reichen und geben und in summa all dasjenige tun sollt, was getreu-, gehorsam und ehrliebenden Untertanen, nach Gott zu tun gebührt, eignet und wohl ansteht, dargegen Ihr auch von hochgedacht Eurer gnädigen Herrschaft bei Euren Rechten und Gerechtigkeiten, sonderlich Euer katholischen Religion geschützt und geschirmt werden. Alles getreulich und ohne Gefahrde.

Nach der Verlesung dieser Eidesformel geschah an die Untertanen die Erinnerung, nunmehr sollte einer nach dem anderen herbeikommen und darauf dem gegenwärtigen Herrn Bevollmächtigten angeloben. Da das aber zu weitläufig sein würde, so sollten sie samt und sonders anstatt dessen mit einem einstimmigen Ja-Wort ein solches bezeugen. Nachdem sie es mit lauter Stimme getan, so haben hierauf die Männer mit Anhebung der drei vorderen Finger der rechten Hand, die Weiber aber als Wittfrauen mit Legung selbiger auf die linke Brust den wirklichen und förmlichen Eid mit folgenden, deutlichen Worten abgeschworen: *Wie mir vorgelesen worden und ich wohl verstanden habe demselben nachzukommen, gerede, gelobe und schwöre einen wahren körperlichen Eid, sowohl mir Gott helfe, der Allmächtige und alle Heiligen. Alles und ohne Gefahrde.*

Nach Ablegung dieses Eides wurden an alle Einwohner und Bürger einige Eimer Wein sowie Brot ausgeteilt.

Nach der gesonderten Vereidigung der herrschaftlichen Bedienten, als da waren der Schultheiß, der Kastenmeister (verantwortlich für die Vorräte im Fruchtkasten), der Dorf- und Waldschütz, der Förster, Totengräber und Heumesser (bei der Heuernte verantwortlich für die Abteilung des Zehnten), *begab sich der hochfreiherrl. von Palmische Mandatarius Williardt in die untere, große Kuchen, allda zu einem aufgemachten Feuer mehrers Holz angelegt und hernach solches wiederum ausgelöscht. Von da begab er sich, nachdem er vorher von der Haustür einen Span ausgeschnitten, zum Schloß hinaus, schloße den Keller auf, ging hinab und schlug an die Fässer. Im Hinausgehen schnitt er auch einen Span von der Kellertüre. Nach diesem ging er die Schloßbrücke hinüber der Kelter zu, schlug an die Bütten und schnitt einen Span von einem Kelterbaum. Hierauf in Roß-, Vieh- und Schafstall, woselbst je aus denen Türen Späne ausgehauen, nicht weniger auch in die herrschaftl. Scheuer, an deren Tür gleiches getan worden. Auf dieses begab er sich auf das Feld und zwar in den Schloßgarten,*



«Grundriß aus den Palmischen Rittergütern Bodelshofen und Steinbach“, Auszug aus der Karte von Gottlieb David Kandler aus dem Jahr 1744. In der Mitte als Herrschaftszeichen das mehrstöckige Schloß; das Dorf Steinbach, Gartenland und Streuobstwiesen sind vom Ortsetter umgrenzt.

woselbsten er ein Stück Grasbodens, hierauf auf den Talacker, allwo ein Stück Erden ausgehauen und vor sich hingeworfen. Von da in die Weingärten, daselbsten er einen Pfahl ausgeschnitten, tat auch hierauf einen Schuß aus der Flinten, um die Jagens-Gerechtigkeit in dem ganzen Feld und Zehnten damit anzuzeigen, hieb auch auf dem Feld einen Wipfel von einer Eiche. Von da ging er durch den Flecken hinunter in die Zehentscheuer, allda auch auf den Fruchtkasten, allwo von beiden Türen Späne ausgeschnitten, von da in das Pfarr- und auf das Rathaus, woselbst beiderseits auch mit Ausschneidung Späne aus den Türen und Pfosten observiert worden.

Es wurden auch in dem durch das Dorf fließenden Bächlein, der Steinbach genannt, zum Fischen der Hamm (Fischnetz) eingesetzt, um damit anzuzeigen, daß man dessen von herrschaftswegen vollkommen berechtigt.

Nicht minder wurden auch die eisernen Springen und Schellen zur Anzeigung der ergriffenen Possession der hohen und niedern Juris Diction herzugebracht. Man hat auch den Herrn Pfarrer Loci (Ortspfarrer) herzugefordert und ihm die Herrschaftsveränderung bekannt gemacht mit

dem Anhang und Ermahnung, daß er von nun an die neuen gnädigen Herrschaften als Patronen Ecclesiae behörig zu venerieren und solche in das Kirchengebet gewöhnlicher maßen mit einzuschließen habe. Wozu er, Herr Pfarrer, sich auch nebst untertäniger seiner Empfehlung willfährig bezeugt.

Nachdem nun dieses alles als vorbeschriebener maßen nach der Ordnung vorbei und zu Ende gegangen, so hat man sich endlichen, weilen es bereits nachmittags war, zur Tafel gesetzt, unter diesem auch die Bürgerschaft zu untertänigen Ehren ihrer neuen gnädigen Herrschaft sich mit Schießen tapfer hören lassen.

Diese Form der Inbesitznahme war bis ca. 1800 üblich, d. h. solange es noch keine Grundbücher gab. Die ausgeschnittenen Holzspäne nahm der Notar zu seinen Akten. Die einzelnen Handlungen variierten, je nach Art der Häuser und der lokalen Bräuche. Bekundet ist z. B. das Öffnen eines Fensters oder, in einem anderen Fall, das Aushängen eines Fensters.

Rutschpartien ins Tal – Vom Ries-Betrieb im Nordschwarzwald

Oswald Schoch

Die Waldungen des Nordschwarzwalds sind heute durch ein relativ dichtes Netz von Waldwegen erschlossen. Wir unterscheiden dabei befestigte Holzabfuhrwege, sogenannte Fahrwege, und unbefestigte Erdwege, die wir Maschinenwege nennen. Hinzu kommen Rückegassen und Pflegepfade, welche der Feinerschließung der einzelnen Waldbestände dienen. Ausgehend von den allgemeinen Verkehrsstraßen, die unser ganzes Land durchziehen und in welche die Fahrwege der Wälder einmünden, ergibt sich rückwärts betrachtet eine immer feinere Verästelung in die Baumbestände hinein. So durchziehen beispielsweise den rund 6000 Hektar großen Staatswald des Forstamts Enzklösterle neben Bundes-, Land- und Kreisstraßen derzeit 247 Kilometer Fahrwege und 417 Kilometer Maschinenwege. Mit Hilfe dieses Wegenetzes gibt es kaum mehr Probleme, den jährlichen Holzeinschlag von 45000 Festmetern den Be- und Verarbeitern zuzuführen. Diese günstigen Transportbedingungen konnten aber erst in der jüngsten Vergangenheit vollends geschaffen werden.

Vor 200 Jahren gab es in den großen Waldgebieten des Nordschwarzwalds kaum Weg und Steg. Sofern überhaupt Waldaufschlüsse zu finden waren, handelte es sich um primitive, nicht geschotterte Karren-, Schlitten-, Schleif-, Zieh- und Reitwege. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts begannen die Forstverwaltungen, ihre Wälder allmählich mit tragfähigen Wegen zu erschließen.

Bei den hohen Kosten konnte das Wegenetz jedoch nur langsam wachsen. Deutliche Schwerpunkte des Ausbaus lagen um die Jahrhundertwende, in den 30er Jahren und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die intensive Feinerschließung durch unbefestigte Maschinenwege fällt erst in die neueste Zeit.

Die Walderschließung muß im engen Zusammenhang mit der Entwicklung des gesamten Verkehrswesens gesehen werden. Der Ausbau der Land- und Wasserstraßen, das Vordringen der Eisenbahnen sowie die stetige Entwicklung der Transportmittel haben den Wegebau bis in die Tiefe der Wälder hinein beeinflußt und beschleunigt.

Wie hat man nun früher die Baumstämme und das Brennholz transportiert? Auf welche Weise lassen sich schwere Hölzer überhaupt fortbewegen? Die zweite Frage läßt sich rascher beantworten: durch Tragen, Wälzen, Ziehen bzw. Schleifen, durch Hinabstürzen, Gleiten, Rutschen und durch Schwimmenlassen. Man kann sich dabei der Kraft von Men-

schen, Tieren oder Maschinen, des Eigengewichts, des Fließwassers sowie technischer Hilfsmittel wie Seilen und Hebeln, Wagen (Karren), Schlitten und Gleit- bzw. Rutschbahnen bedienen.

Die frühen Methoden des Holztransports, der *Holzbringung*, gründeten auf solchen Möglichkeiten, wobei vor allem die Ausformung des Geländes und die Jahreszeit die Wahl bestimmten. Im nördlichen Schwarzwald mit seinem ausgeprägten, abwechslungsreichen, aber nur selten schroffen Berg- und Talrelief nützte man vor allem die Fortbewegung der Hölzer durch ihre eigene Schwerkraft aus.

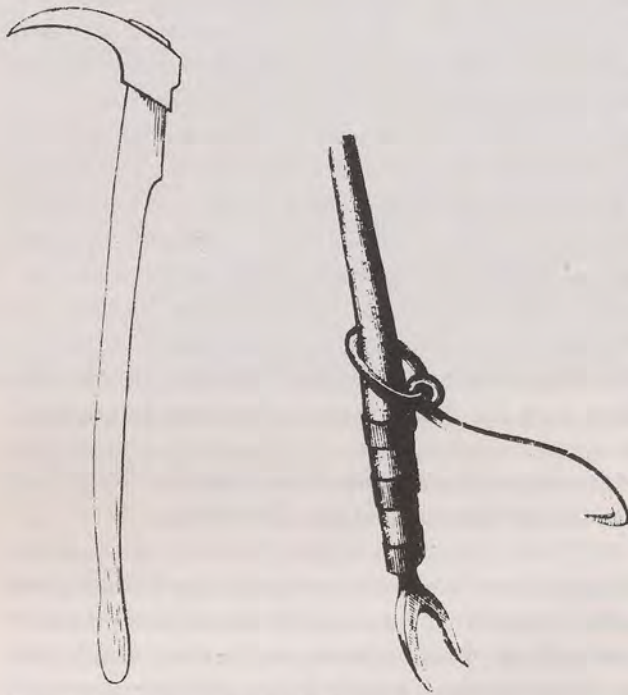
Man muß zwischen langen und kurzen Hölzern unterscheiden, also zwischen Stamm- und Scheiter- bzw. Prügelholz. Wir sprechen auch von Lang- und Kurzholz. Eine Zwischenstufe nehmen kürzere, überwiegend vier bis sechs Meter lange Stammabschnitte ein, sogenannte Klötze, Blöcke, Bloche oder Blöcher; sie zählen aber zum Stammholz. Vor allem die Länge bestimmte das Befördern der Hölzer vom Berg zum Tal, dem wir uns nun zuwenden wollen.

*Holztransport durch eigene Schwerkraft:
das «Schießenlassen» und das «Holzstürzen»*

Es hieß auch *Holzlassen*, *Springenlassen*, *freies Treiben* oder *Anlassen* und war wohl die älteste und primitivste Methode, Baumstämme und kürzere Abschnitte zu Tal zu bringen. Man ließ sie – mit dem abgerundeten Stockende voraus – in der Falllinie von selbst bergab schießen, gleiten, rutschen; trafen sie auf Hindernisse mußten sie gegebenenfalls mit Hebel, Sapine, Krempe oder Griff wieder flott gemacht werden. Es leuchtet ein, daß bei dieser Methode viele Bäume des stehenden Waldbestandes verletzt, wie man sagte angeplätzt oder angeholzt wurden; auch die Stämme und Blöcher selbst erlitten zum Teil empfindliche Schäden und damit Wertverluste. Die Geschwindigkeit der zu Tal abgehenden Stämme und Blöcher konnte etwas reguliert werden, indem man je nach den herrschenden Verhältnissen die Bäume in Rinde beließ, sie vollständig oder nur halbseitig entrindete. Das Holzlassen im letzteren Fall nannte man *Simmeln*. Aus dem *Schießenlassen* entwickelte sich später das pfleglichere *Abseilen*.

Auf steilen, unbewachsenen bzw. abgeholzten Bergflächen warfen die Holzfäller das ungespaltene Brennholz kurzer Hand den Hang hinab, wobei die *Drehlinge* rollend, stürzend, sich überschlagend das

Tal erreichten; stockende *Haufen* mußten auch hier mit Sapine oder Krempe wieder in Bewegung gebracht werden, was nicht ungefährlich war. Das Holzstürzen geschah auch in der Weise, daß das Kurzholz am oberen Rand der Steilfläche, dem sogenannten Abwurfplatz, in größeren Massen aufgeschichtet und durch waagrechte, verankerte Sperrbäume gestäubert wurde. Beim einseitigen Lösen der Verankerung gaben die Sperrbäume, ohne dabei selbst abzustürzen, die zurückgehaltenen Holzstapel frei, und die Holzlawine ging polternd zu Tal.



Links Sapine (Sappie), rechts Griff.

Die sehr groben Methoden des *Schießenlassens* und *Holzstürzens* setzten ausreichende Neigung des Geländes und relativ freie Bahn für die abgehenden Hölzer voraus. Lagen beispielsweise Jungbestände oder flachere Hangabschnitte zwischen Berg und Tal, so mußte man in den wegarmen bis weglosen Bergwäldern nach anderen Möglichkeiten suchen.

Das Riesen oder der Riesetrieb

Die Wortbezeichnung Riesen hat mit Übergrößen nichts zu tun, sondern geht auf das althochdeutsche «risen» zurück, welches fallen, hinabfallen bedeutet; unter «rieseln» verstehen wir heute sanft fließen, rinnen, herabgleiten; vgl. *Leise rieselt der Schnee*. Baumstämme werden *geriest*, *gerießt* oder *gerisst*, indem man sie unter Ausnützung ihrer Schwerkraft und unter Zuhilfenahme spezieller Einrichtungen zu Tal gleiten, sie rutschen ließ.

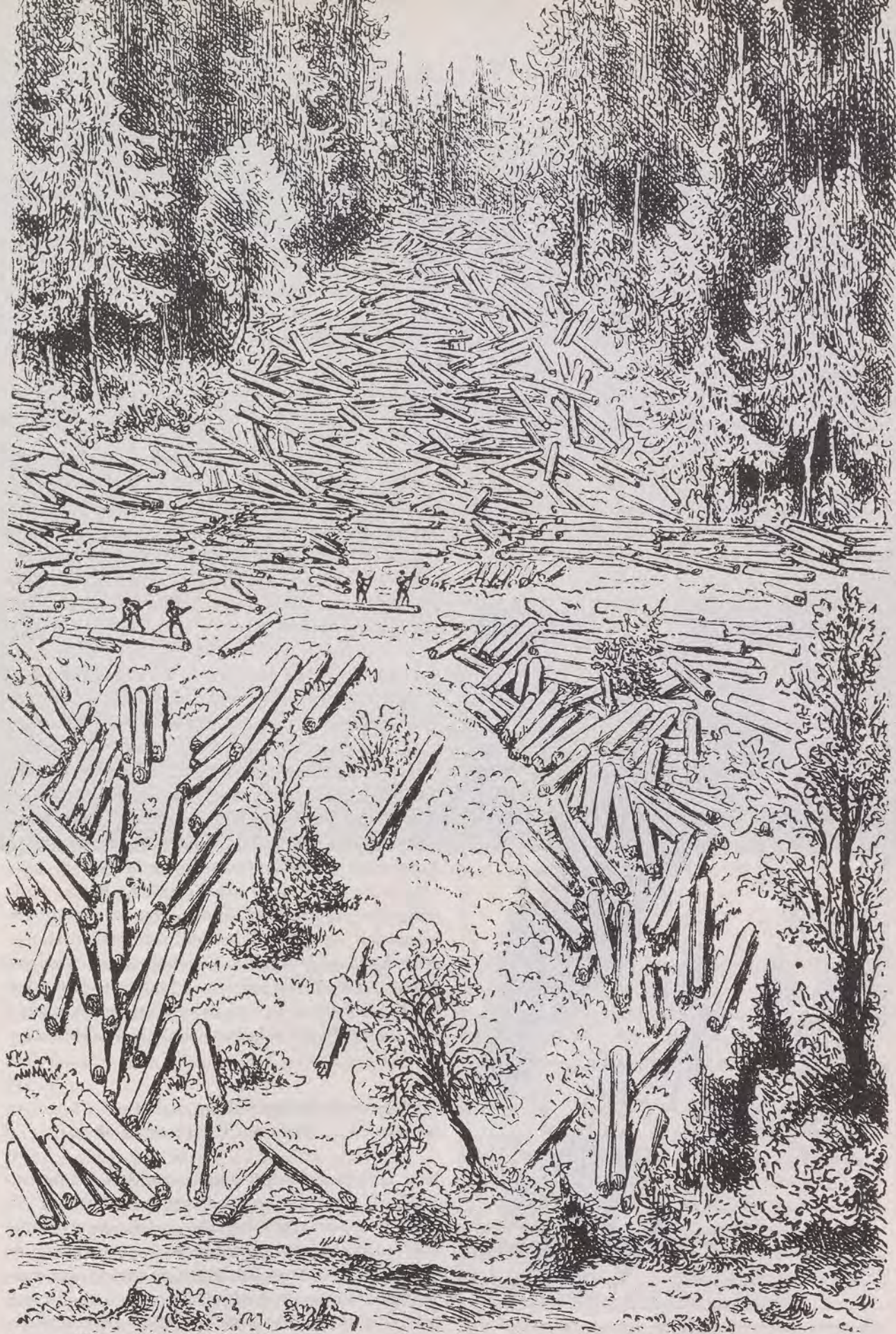
Der Arbeitsvorgang heißt *das Riesen*; die Einrichtungen hierzu sind *die Riesen*. Eine Riese ist eine in die Erde gegrabene oder aus Holz hergestellte Rinne, Mulde bzw. Rutsche mit halbkreisförmigem Querschnitt. Im einen Fall sprechen wir von *Erdriesen*, im anderen Fall von *Holzriesen*. Riesen sind je nach Ausführung einfache oder aufwendige Rutschen oder Gleitbahnen, um vor allem Stammholz zu Tal zu bringen. Um das Jahr 1800 sagte man zu einer Riese auch das *Rieß* (*Riß*, *Riss*).

Erdriesen, Rinnen für den Langholztransport

Im nördlichen Schwarzwald überwogen bei weitem die *Erdriesen*. *Erdriesen* waren als große Rinnen bzw. tiefe Mulden, ähnlich steilen und schmalen Hohlgassen, in den Berghängen angelegt und dienten fast ausschließlich der Langholz-, weniger der Blöcherbringung; für Kurzholz eigneten sie sich überhaupt nicht.

Bei ihrer Anlage nützte man nach Möglichkeit schon vorhandene Rinnen, Gräben, Vertiefungen und Mulden im Gelände aus. In der vorgesehenen Rieselinie mußten Felsstücke und Baumstöcke beseitigt, Teilstrecken der Rinne ausgegraben, andere Teile aufgefüllt werden. Die weitere Vertiefung ergab sich durch das *Abriesen* der schweren Baumstämme meist von selbst. *Erdriesen* hatten in der Regel ein starkes Gefälle, teilweise bis zu 40%; lag es über 25%, so konnte das *Abriesen* im Winter bei Schnee und gefrorener oder vereister Gleitbahn allerdings problematisch werden, weil die Stämme dann zu stark in Fahrt kamen und die Gefahr bestand, daß sie z. B. in Biegungen unkontrollierbar aus der Riese sprangen oder, wie man sagte, *ausstiegen*. Das bedeutete, daß sehr steile Riesen bei Eis und Schnee nicht betrieben werden konnten. Dafür gab es wiederum ziemlich flach verlaufende Hangrutschen, die nur im Winter benützbar waren. Abgesehen von winterlichen Bedingungen mußten beim Taltransport in *Erdriesen* die glatten, entrindeten Stämme trotz ihrer Schwerkraft in der Fortbewegung laufend durch begleitende *Riesarbeiter* unterstützt werden.

Die Langhölzer wurden in *Erdriesen* dünnteilig oder *kleinörtig*, d. h. mit dem schwächeren Ende voraus, bergab gelassen. Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß sich die Stämme öfters *steckten*, d. h. mit dem vorderen Ende im Boden der Riese stecken blieben. Auch reichte der Schwung der Langhölzer bei trockenen, ungefrorenen und schneefreien *Erdriesen* für die ganze Talfahrt meist nicht aus; ohne *Nachtreiben* ging es nicht. Man nannte die *Erdriesen* deshalb auch *Treib- oder Triebbahnen*.



«Holzstürzen» oder «Holzlassen» auf einer Schneise.

Die Anlage von Erdriesen erforderte keinen hohen Aufwand an Geld und Material; nur an besonders schwierigen Stellen war es nötig, die Bahn seitlich mit abweisenden *Wehrbäumen*, das sind fest verankerte, starke Baumstämme, auszurüsten. Den oberen Einlauf bezeichnete man als *Ablaß* oder *Riesenmund*, das untere Ende als *Auslauf*. Am leichtesten ging die Arbeit in *geradzügigen* Riesen voran, d. h. in Bahnen ohne Kurven. Die Anzahl der *Rieser*, das waren die Arbeiter an der Riese, richtete sich vor allem nach:

- Gefälle der Riese
- Zahl der Kurven
- Beschaffenheit der Gleitbahn, z. B. naß, trocken, vereist, verschneit, lehmig, sandig, steinig u. a.
- Länge der Riese
- Stärke und Länge des Holzes.

Eine Gruppe von Riesern arbeitete am Ablaß, gegebenenfalls mit Zugtieren, um dort die aufgehäuften Stämme vom Polter zu nehmen, in die Riese einzule-

gen und anzulassen, sie in Lauf zu bringen. Entlang der Riese bewachten auf Rufweite sogenannte *Rieshirten* die Rutschpartien ins Tal. Wie schon erwähnt, war es auch deren Aufgabe, die Stämme mit Hebeln, mit unter dem Stamm gekreuzten Bengeln, mit Griff, Spapine und Kreme immer wieder flott zu machen und zu *treiben*. Außerdem hatten sie die Bahn in Ordnung zu halten. Am Auslauf nahmen weitere Riesearbeiter mit Ochsen, seltener mit Pferden, die ankommenden Hölzer in Empfang und *schleiften* sie zu den Polterplätzen, die häufig in der Nähe von Wasserstuben bzw. Einbindplätzen der Flößer lagen.

Viele Riesen führten zu den Einbindplätzen der Flößer

Riesen und Flößereinrichtungen standen im Schwarzwald in enger Beziehung zueinander. So heißt es z. B. noch in der Oberamtsbeschreibung Neuenbürg vom Jahr 1860: *Nicht selten wird auch das Holz in Rutschen (Riesen) die steilen Berge hinunter geschafft und zu den Einbindstätten gebracht*. Interessant ist auch eine Schilderung aus der Neuenbürger Oberamtsbeschreibung vom Jahr 1819: *Wenn man solche Klötze risst, das heißt, die Berge herabstürzt, so hört man den Schall von ihrem heftigen Auffallen oft in großer Entfernung*. Die Abbildung auf Seite 343 zeigt den Zusammenlauf und Auslauf von Erdriesen oberhalb von Calmbach, damals im Oberamt Neuenbürg. Während bei den Holzriesen, die anschließend besprochen werden, das «Zu-Tal-Donnern» zum laufenden Betrieb gehörte, verlief das Ablassen der Hölzer in Erdriesen bis auf das laute Aufprallen am Auslauf weniger geräuschvoll. Ogleich es sich nicht um eigentliche Riesen handelte, die ja künstliche Einrichtungen waren, sprach man auch bei naturwüchsigen, sehr steilen Hangschneisen, auf denen man Kurzholz abrutschen, abstürzen und abrollen ließ, von Hangrutschen oder Scheiterholz-Riesen. Taltransporte dieser Art zählten aber richtigerweise zur Praktik des Holzstürzens.

Holzriesen oder hölzerne Riesen, Gleitrinnen aus Stämmen, Stangen und Brettern

Eine Holzriese ist eine aus entrindeten Stämmen, Stangen, Spalthölzern (Spältern) oder Brettern errichtete rinnenartige Gleitbahn, auf der die aufbereiteten und entrindeten Hölzer zu Tal gelassen wurden. Je nach Art des Baumaterials sprach man von Stamm-, Stangen- oder Brettriesen. Letztere waren im nördlichen Schwarzwald nicht gebräuchlich; Sohlen und Seitenteile bestanden bei ihnen aus



Sogenannte «Scheiterholz-Riese» am Steilhang, eigentlich «Holzstürzen».



Seltene Darstellung einer Erdriese, hier der Riesen-Auslauf oberhalb von Calmbach; vermutlich um das Jahr 1820.

Brettern. Diese aber erst zu sägen und dann zum vorgesehenen Waldort zu transportieren, das war für hiesige Verhältnisse zu umständlich und zu teuer; Bretter kamen höchstens für Reparaturen zum *Besohlen*, zum Belegen defekter Riesenböden in Betracht.

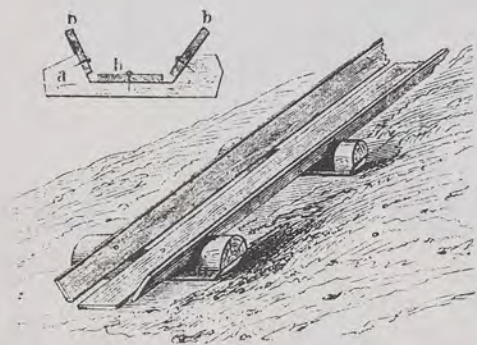
Bau und Unterhaltung von Holzriesen verlangten im Vergleich zu den Erdriesen einen wesentlich höheren Aufwand an Zeit und Geld. Die eigentlichen komfortablen Stamm- oder Stangenriesen waren aus 10–30 Zentimeter dicken, entrindeten Stamm- oder Stangenabschnitten von fünf bis acht Meter Länge zusammengefügt. Je nach Dimension bildeten etwa fünf bis zehn gleichlange Hölzer ein Mulden-Teilstück, ein Muldenglied, *Abteilung* oder *Fach* genannt. Es wurde Fach um Fach *angestückert*, bis die hölzerne Rutschbahn in ganzer Länge am Hang

verlegt war. Die fachweise Konstruktion war natürlich nicht zwingend, sie erwies sich aber durch die leichtere Vorbereitung auf ebeneren Plätzen als vorteilhaft.

In dieser komfortablen Ausstattung bestanden die Stamm- und Stangenriesen aus Boden-, Wehr- und Sattelbäumen, wobei erstere die Sohle, die zweiten die unteren Wandteile und letztere den oberen Abschluß der Gleitrinne bildeten. Eine einfachere Form der Stammriesen bestand nur aus starken, fest verankerten beidseitigen Wehrbäumen, zwischen denen in meist kurzen Abständen sogenannte *Spälter* oder *Rippen* als Querhölzer eingelegt waren. Vor allem im Kinziggebiet ist diese weniger aufwendige Form der Holzriese verbreitet gewesen.

Nur der sachgerechte Aufbau einer Riese mit Boden-, Wehr- und Sattelbäumen oder mit stabilen

Spältern, kunstgerecht kombiniert mit Scheerpfählen, Jochklötzen oder Schemeln (Unterlagen), Jochstecken, strapazierfähigen Verbindungsstücken, Verankerungen, Stützen etc. konnte die Funktionstüchtigkeit und Sicherheit der stark beanspruchten Anlage garantieren. An scharfen Kurven und bei stärkerem Gefällwechsel mußten sogenannte *Wehre* oder *Wehrwände*, das sind mehrere übereinander gesattelte Stämme, errichtet werden, um das Aus-

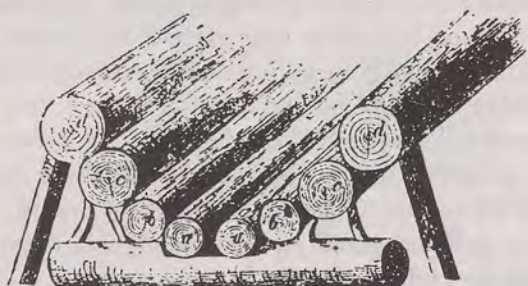


Schematische Zeichnung einer Brettriese.

steigen, das Herausspringen der zu Tal schießenden Stämme zu verhindern. Solche *Aussteiger* gefährdeten die Arbeiter an der Riese, störten den Arbeitsablauf und konnten schwere Schäden am umliegenden Baumbestand sowie Wertverluste am ausspringenden Stamm selbst verursachen. In einer Beschreibung vom Jahr 1800 ist zu lesen: *Oefters geschieht es, daß ein Stamm aus dem Riese herausfährt, manchmal gerade auf Felsen stößt, und dort in tausend Trümmer zersplittert.*

Bergabwärts nach einem Signal mit «geschnäuztem Schießkopf» voraus

Die Rieskanäle hatten je nach Stärke des abzulassenden Holzes eine obere Weite von 0,8 bis 1,5 Meter. Bei *geradzügigen* Riesen empfahl es sich, die Bahn so eng zu machen, daß die stärksten Stämme knapp ohne Spannung hindurchlaufen konnten; man ver-



Muldenquerschnitt einer Holzriese; darunter ein Jochträger und Stützen.

minderte dadurch die Gefahr des *Ausspringens* und sorgte überhaupt für ein ruhigeres Laufen der Hölzer ohne starkes *Schwanzeln*, ohne Hin- und Herschwingen und ohne größere Stöße. In den Kurven mußte die Bahn entsprechend verbreitert werden. Man unterschied Einzelriesen und ineinandergreifende Riessysteme, sogenannte Rieswerke. Bei letzteren erschlossen «Hauptriesen» und «Nebenriesen» größere zusammenhängende Hangseiten. Die Nebenriesen waren leichter gebaut und verbrachten Hölzer nur für beschränkte Zeit zu den Sammelplätzen nahe dem Einwurf von Hauptriesen.

In gut errichteten Holzriesen konnten Stamm- und Blochholz jeder Länge und Stärke abgelassen werden. Berichten zufolge war es sogar möglich, in ihnen Starkhölzer bis zu zwölf Festmeter Kubikinhalt ins Tal zu riesen. Der arbeitstechnische Ablauf vom Anrücken auf dem Berg und Einlegen der Stämme am Riesenmund, die Streckenaufsicht entlang der Riese bis zum Auslaufen und zum Poltern im Tal vollzog sich im Grunde wie bei den Erdriesen, allerdings mit dem wesentlichen Unterschied, daß aus Sicherheitsgründen in Holzriesen immer nur *ein* stärkerer Stamm laufen durfte. Bis zum Ablassen des nächsten Holzes mußte oben das verabredete Signal abgewartet werden, das vom Auslauf her die Rieshirten bergwärts weitergaben. Die Signale ertönten mittels Hornruf oder Johlen. Lediglich bei schwachen Stücken war es nach vorheriger Absprache erlaubt, auch mehrere Hölzer nacheinander ohne Zwischensignal abzuriesen.

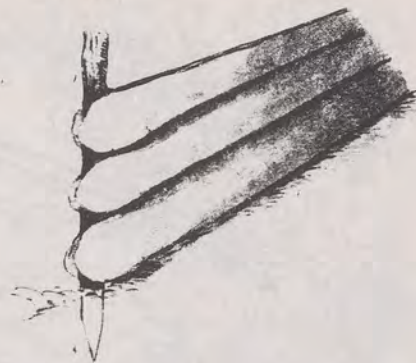
Ein weiterer Unterschied zum Ablassen in Erdriesen bestand darin, daß man in Holzriesen die Stämme in der Regel mit dem *geschnäuzten*, d. h. mit dem abgerundeten Stockende, mit dem *Schießkopf* voraus, also *dickkörtig* oder *dickteilig*, abgeriest hat. *Dünnkörtig* laufendes Holz wäre zu schnell abgefahren, zu leicht ausgestiegen und in Seitenwand oder Boden eingestochen. Nur in ziemlich geradzügigen Riesen ohne stärkere Kurven, ohne Gefällsbrüche und mit verflachtem oder rauhem Auslauf konnten die Stämme auch dünnteilig oder kleinkörtig abgelassen werden. Außerdem ließ sich in steiler verlaufenden, relativ geradzügigen und ganz mit Stämmen oder Stangen ausgelegten Bahnen auch Brennholz (Kurzholz) abriesen. Die am Auslauf ausgeworfenen Prügel und Scheiter stapelten sich zum sogenannten *Rieshaufen* auf.

Gefälle um 20% sowie Schnee und Frost ideal für den Transport in Holzriesen

Als optimale Bedingungen für das Betreiben einer Holzriese galten ein gleichmäßiges Gefälle der Gleit-

bahn von 15–20%, eine Schneelage von etwa zehn Zentimeter und Frost um -3 bis -5°C . Aber nur selten werden alle diese Bedingungen zugleich vorgelegen haben. Oft wechselten die Verhältnisse auch innerhalb derselben Holzriese ganz erheblich, so daß der Lauf der Stämme während des Riesens reguliert, d. h. gebremst oder beschleunigt werden mußte.

Wehrwand einer Riese aus drei Stämmen.



Einfache Holzriese mit seitlichen Wehrbäumen und querverlegten Spältern oder Rippen; vgl. auch Abb. auf Seite 349.

Zum Abbremsen kannte man folgende Möglichkeiten:

- Entfernen von Schnee und Eis aus der Riese
- Einstreuen von Erde, Sand u. a., *Räuh*en der Bahn
- Einbau von sogenannten *Wölfen* in der Riese, d. h. Einhängen von einem oder zwei starken Bäumen in die Bahn, so daß die abgehenden Stämme diese unterlaufen müssen, dabei niedergedrückt und abgebremst werden.

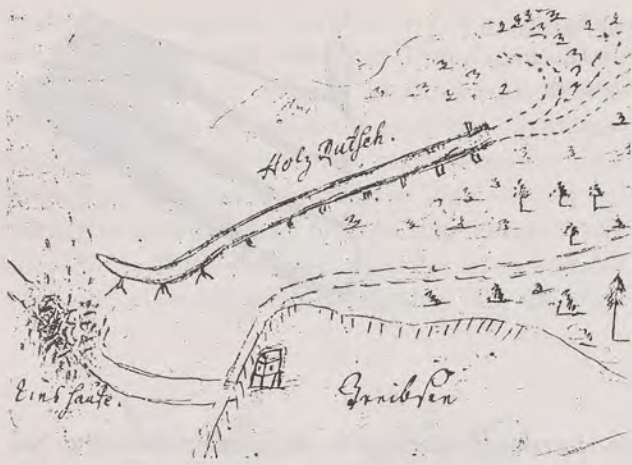
Zur Beschleunigung bedienten sich die Rieser folgender Praktiken:

- Befeuchten der Riese mit Wasser
- Vereisung der Bahn durch Begießen mit Wasser bei Kälte
- Einschaufeln von Schnee
- Verminderung einer zu hohen Schneedecke
- Einlegen von Weißtannenreis
- Einfetten von Streckenabschnitten oder von Stämmen mit Unschlitt; eingefettete Stämme fetten im Lauf zugleich die Riese ein.

In Holzriesen erreichten abgelassene Stämme bei guter Bahn Geschwindigkeiten bis über 70 km/h. Da hieß es für die Rieshirten, entlang der Strecke wohl auf der Hut zu sein! Mit welcher Wucht starke Hölzer zu Tal fuhren, wird aus einer Schilderung vom Jahr 1800 erkennbar: (...) einstens geschahe es, daß während der Arbeit eine 70er Tanne aus ihrer angewiesenen Glitsche heraussprang, und sich auf dem andern Ufer der Murg acht Schuh tief mit ihrem Zopfende einbohrte, sodaß man sie herausgraben mußte. Wobei allerdings das dünnteilige Abriesen einer 70er-Tanne, heute überstarke 6. Klasse, auf einer offenbar schnellen Bahn noch nachträglich zu kritisieren wäre. Waren alle vorgesehenen Stämme ins Tal verfrachtet, so galt es, das *Nachriesen* der längs der Riese liegenden, ausgesprungenen Hölzer und schließlich das Abschlagen der Riese zu besorgen. Letzteres geschah in der Weise, daß man oben am Ablass beginnend die Riese Stück um Stück zerlegte und deren Stämme, Stangen, Stützen etc. abrutschen ließ, bis sich die Riese sozusagen selbst abgeriest hatte.

Schwenken oder Scheibenplätze – Drehscheiben an den Sammelplätzen

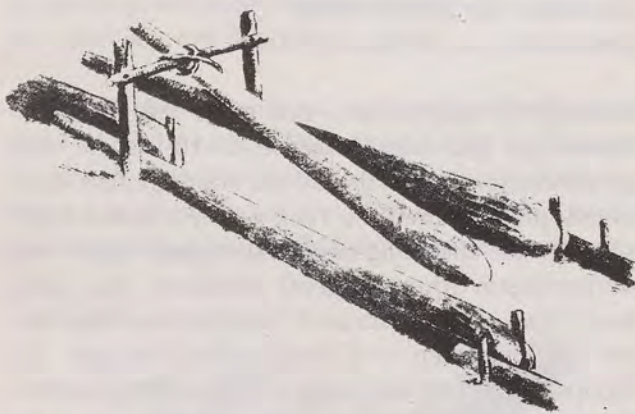
Wie bereits besprochen, mußten je nach Art der Riesanlage, Erd- oder Holzriese, die Hölzer mit dem geschnäuzten dicken Stockende oder mit dem dünnen Zopfende voraus zu Tal gelassen werden. Man sprach von dickteiligem (dickörtigem) oder von dünnteiligem (dünnörtigem) Abriesen. Auf dem Berg, oben am Riesenmund, brachten die Holzrucker mit Zugtieren und Halb- oder Lotwagen die Baumstämme teils dickteilig, teils dünnteilig herbei. Es war deshalb nötig, unpassend ankommende Hölzer vor dem Einlegen und Ablassen jeweils in die richtige Längsrichtung zu bringen. Dies geschah durch ein Schwenken, d. h. Drehen der Stämme in der Horizontalen. Der Platz, auf dem sich das vollziehen ließ und den man extra hierfür freimachte, hieß im württembergischen Teil des Schwarzwalds *Schwenke* oder *Schwenkenplatz*; im badischen Teil



Skizze einer Brennholz-Riese aus dem Jahr 1777. Am aufgebogenen Auswurf werden die Kurzhölzer hinausgeschleudert; der «Rieshaufe» liegt unterhalb des Treibsees (Schwallung) zum Verflößen bereit.

sprach man auch von *Scheibenplatz*. Ein solcher Platz ist gewissermaßen eine große, kreisrunde Drehscheibe gewesen.

Lassen wir den Forstmann K. F. V. Jägerschmid um das Jahr 1820 für das Beispiel einer dünnörtigen Ausrichtung zu Wort kommen: *Die Schwenken bei Sammelplätzen müssen eben seyn, und in jeder Richtung so viel Ausdehnung haben, daß der größte Stamm mit 2 bis 4 Paar Zugvieh bespannt, bequem umgedreht, und das Zopfende desselben nach vornen gekehrt werden kann. (...) Zum Bauholztransport sind Schwenken von 100 Fuß Ausdehnung geräumig genug, dagegen wo der Transport von 90r, 100r, 110r Holländertannen vorkommt, müssen die Schwenken auf 140 bis 150 Fuß in alle Wege erweitert werden. Mit in alle Wege meinte er rundum, also nach*



In der Riese eingebauter «Wolf» zum Abbremsen durchlaufender Stämme.

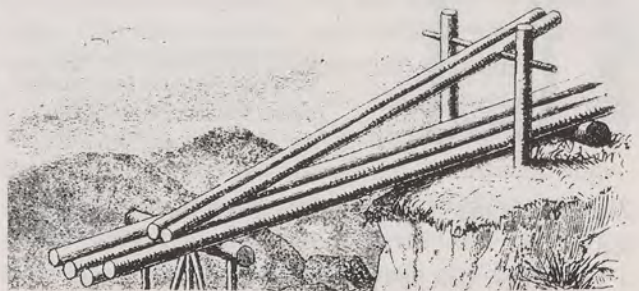
allen Richtungen; und die Bezeichnungen 90r, 100r, und 110r betrafen eine damals geltende Maßeinteilung; hier sind besonders starke und lange Stämme angesprochen.

Die Schwenken oder Scheibenplätze standen zwar sehr oft in direktem Zusammenhang mit Riesenanlagen, waren aber in ihrem Vorkommen nicht ausschließlich auf diese beschränkt. Schwenken sind auch dort zu finden gewesen, wo an wichtigen Holzabfuhrwegen Sammelplätze errichtet waren und Baumstämme *aus dem Reise*, aus dem Schlag, oder auf primitiven Zieh- und Schleifwegen konzentriert dorthin gerückt werden mußten. Auch hier ergab sich die Notwendigkeit, die Hölzer für den Abtransport *per Ax* (Achse), d. h. mit Fuhrwerk, dickkörtig in eine bestimmte Richtung zu poltern.

Weg-, Stein- und Eisenriesen

Es erscheinen noch einige Einrichtungen erwähnenswert, deren man sich früher ebenfalls zur Holzbringung ins Tal bedient hat, die aber im nördlichen Schwarzwald kaum oder nur örtlich beschränkt anzutreffen waren.

Wegriesen stellen eine Zwischenform von Schlittenwegen und den einfachen, mit Spältern (Rippen) ausgelegten Holzriesen dar. Im Unterschied zu letzteren waren sie weniger steil und verlangten eine besser ausgearbeitete Trasse. Über die Abstände der Spälter, die als Querhölzer (Streichrippen) zwi-

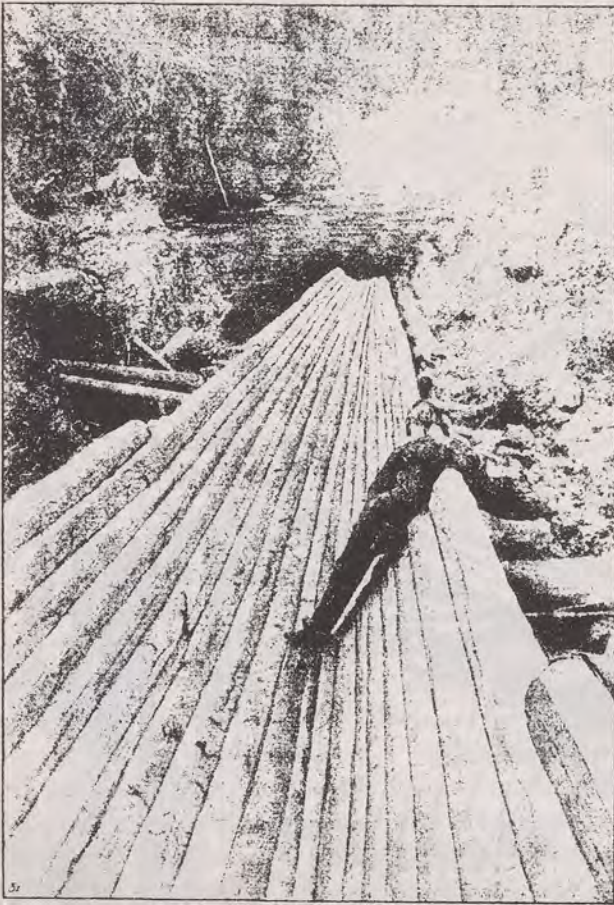


Darstellung eines «Wolfs» am Riesen-Auslauf.

schen die seitlich-längsverlegten Wehrbäume eingelassen wurden, konnten die Rieshirten die Geschwindigkeit der abzuriesenden Stämme, je nach deren Stärke und dem Gefälle der Strecke, regulieren. Enger eingelegte Streichrippen beschleunigten den Lauf, gegebenenfalls konnten sie auch befeuchtet oder eingefettet werden; bei zu schnellem Lauf nahm man sie streckenweise ganz heraus. Auch auf dieser Einrichtung war es in der Regel nicht erlaubt, mehr als einen Stamm gleichzeitig abzulassen. Wegriesen fanden vor allem im Kinzig-Gebiet um Ripoldsau-Wolfach Verbreitung und dienten wie die Erdriesen der Bringung von Langhölzern, gegebenenfalls auch von längeren Abschnitten (Blöchern).



Stammholzriesen geringerer Muldentiefe mit Unterlagen und Abstützungen; im Hintergrund teilt sich die Riese nach oben.



Besonders große Stammriese von oben her betrachtet; der Mann dient dem Größenvergleich.

Waren die Langhölzer abgelassen, so konnten auf den Wegriesen anschließend mit Hilfe von zweckmäßig gebauten, niederen und leichten Schlitten noch Stangen und Brennholz zu Tal gebracht werden.

Bei den Steinriesen handelt es sich um Gleitbahnen, die – meist kombiniert mit Erdriesen – wenigstens auf Teilstrecken talseitig mit behauenen Steinblöcken, selten auch mit Steinplatten in der Ries-Sohle, ausgelegt waren. Reste dieser aufwendigen Form können heute noch im Gebiet um Freudenstadt-Alpirsbach angetroffen werden.

Steinriesen scheinen in diesem Gebiet vor allem dort errichtet worden zu sein, wo die Riese an einem Steilhang nicht in der Fallrichtung, sondern schräg bzw. diagonal zu Tal führte und deshalb eine besonders stabile talseitige Wehrwand benötigte. Typische Beispiele haben sich im heutigen Staatswald Alpirsbach, Distrikt XXIII «Büchenberg», Abteilung 15 «Steinries» und im Stadtwald Freudenstadt Distrikt XXII «Blaicherswald» am Roßberg erhalten.

Hartig berichtet um das Jahr 1861 von gußeisernen, aneinandergesetzten Röhren mit einem Durchmes-

ser von 1–1½ Fuß, durch die man insbesondere Kurzhölzer, aber auch schwaches Langholz zu Tal beförderte. Die Holzscheite glitten einzeln nacheinander durch die Röhren hinab. Aus dem Schwarzwald sind solche teureren, schweren und sicher auch störungsanfälligen Anlagen bisher nicht bekannt geworden. Erstaunlich ist jedenfalls die Tatsache, daß moderne Kunststoff-Loiten (Röhren und Halbschalen), wie sie heute in bayerischen Bergwäldern für das Ablassen von Kurzholz gelegentlich angewendet werden, Mitte des 19. Jahrhunderts schon eiserne Vorläufer hatten.

*Zwischen Riesen und Verflößen:
das «nasse» Riesen im unwegsamen Gebirge*

Sponeck (1825) unterschied zwischen *trockenen* und *nassen Riesen*. Alle bisher besprochenen Riesenanlagen zählen zu den ersteren. Nasse Riesen waren hölzerne Gerinne, in denen Kurzholz, also Prügel oder Scheiter, zusammen mit eingeleitetem Wasser talwärts *verschwenmt* wurde. Die Gerinne bestanden aus zusammengefügt dicken Brettbohlen oder aus ausgehöhlten, längs geteilten sehr starken Stammstücken, Halbteucheln. Anbrüchige, im Innern rotfaule Stücke ließen sich besonders leicht aushöhlen und wurden bevorzugt, vorausgesetzt, die äußere gesunde Wandung blieb stark genug. Der Durchmesser der Gerinne betrug nach Jägerschmid (1800) 26 bis 36 Zoll. Sorgfältiges Zusammenfügen und stabile Verankerungen waren Voraussetzung.

Das nötige Wasser leitete man aus angestauten Bergbächlein, zusammengeführten Quellen, Hangrinnalen und günstigenfalls auch aus Bergseen in die Rinnen ein. Kunstgerecht verlegt und abgestützt, teilweise sogar brückenartig unterbaut, führten die Holzgerinne über unwegsames Gelände, über Klammern und Schluchten hinweg, möglichst den Berghängen angeschmiegt in die Täler hinab. Man nannte diese Wasserrinnen *Känel*, auch *Kähnel*, *Kähner* oder *Wasserriesen*, und die ganze sehr aufwendige Anlage hieß *Känelwerk* oder *Kähnerwerk*. Wasser durfte dabei nicht knapp sein, denn wasserdicht waren die Känel trotz aller Bemühungen nicht. Diese Art von Riesenrichtungen fanden vor allem in holzreichen, aber felsrauen, abseitigen Tälern Verwendung, wo einfachere Möglichkeiten des Holztransports und insbesondere die Stammholzbringung nicht in Betracht kamen. Daß ein massierter Holzanfall die Voraussetzung für den Bau von Känelwerken war, leuchtet ein. – Das nasse Riesen war im Grunde eine Zwischenform von eigentlichem Riesen und Verflößen.

*Waldnamen und Relikte
erinnern an das alte Transportsystem*

Es ist erstaunlich, welche Vielzahl von Waldnamen, die mit großer Wahrscheinlichkeit auf das einstige Riesen zurückgehen, heute noch in Karten und auf forstlichen Abteilungstafeln des nördlichen Schwarzwalds zu finden sind. Dabei fällt auf, daß sich diese Namen im Gebiet um Enzklösterle – Wildbad – Calmbach – Höfen besonders häufen. Folgende Beispiele sind aus den Topographischen Karten 1:25000 Nr. 7216, 7217, 7316, 7317, 7415, 7416, aus der Wanderkarte RV 1:75000 Nr. 11, der Wanderkarte 1:50000 des Landesvermessungsamts Baden-Württemberg Blatt 3 und aus dem Abteilungs-namen-Verzeichnis des Forstamts Enzklösterle herausgesucht:

Riesberg	Rissteich
Hohriß (dreimal)	Risstich

Langes Riés	Riesbuckel
Rißbach	Christophsriß
Rißwasen	Risshalde
Rießkopf	Gustriß
Riesenköpfe	Riss
Schöntannerriß	Herlisries
Riesteich	Rieskopf
Meßbalkenriß	Hörnlesriß
Neuriß	Lenzlesriß
Enzriß	Rißplatz
Zimmerriß	Schanzenriß
Gähriß	Kähnerloch
Jörglesriß	Besenfelder Schwenke
Sauriß	Roßriese
Schwenke (dreimal)	Pfarr-Riß
Baumriß	

Man könnte einwenden, Namen auf *Riß* wiesen vielleicht nur auf enge Bergklingen hin. Im einen oder anderen Fall mag das auch zutreffen; zahlreiche dieser Namen stehen aber im direkten Zusammenhang mit den Standorten alter Wasserstuben und damit mit der Flößerei. Auf die enge Beziehung zwischen Riesenanlagen und Wasserstuben wurde bereits hingewiesen, ebenso auf die unterschiedliche Schreibweise des Wortes Riese wie Riss, Riß und Rieß. Nebenbei darf erwähnt werden, daß Orts- und Flurnamenforscher den Namen «Riesengebirge» (Sudeten) auf die früher in diesem großen Waldgebiet weit verbreiteten und viel benützten Riesenanlagen zurückführen.

Im nördlichen Schwarzwald können heute noch zahlreiche Reste alter Erdriesen an Berghängen entdeckt werden. Den Forstleuten sind die relativ steilen Erdrinnen, die örtlich Ansätze für die Bodenerosion bieten, wohl bekannt; es ist gut, daß die meisten davon dicht mit Moos, Kräutern und Sträuchern bewachsen sind. Der Wanderer muß schon ein aufmerksames Auge haben.

Die abgebildete Karte zeigt am Beispiel des oberen Enztals, zwischen Höfen und Enzklösterle, die wichtigsten alten Erdriesen, die aufgrund bisher entdeckter Relikte in den Wäldern sowie anhand bestehender Waldnamen rekonstruiert wurden. Auch die Standorte dreier ehemaliger Schwenken sind darin festgehalten.

Es ist verständlich, daß Holzriesen, die man nach dem Gebrauch wieder abbaute, überhaupt keine oder nur schwache Spuren dort hinterließen, wo die Trasse im Gelände erkennbar ausgearbeitet werden mußte.



Einfache Holzriese aus Wehrbäumen und Spältern, die mit Schnee bedeckt sind. Vgl. auch Seite 345, linke Spalte.



Einstige Erdriesen im Groß- und Kleinental mit Schwenken (S). Gepunktet: aufgrund von Waldnamen; durchgezogen: aufgrund von Relikten im Gelände.

Für das Zu-Tal-Bringen von Holz in unwegsamen Bergwäldern leisteten Riesen unschätzbare Dienste; ohne sie wäre vielerorts eine Holznutzung überhaupt nicht möglich gewesen. Lange bevor man sich in Europa mit Fragen des nahen und fernen Holztransports beschäftigte, waren bei den ältesten Kulturvölkern, z. B. Indiens, Chinas, Japans und Vorderasiens, Riesenanlagen bekannt und in Benutzung. Es wird berichtet, Nebukadnezar II. hätte im 7. Jahrhundert v. Chr. die älteste Riese gebaut und beschrieben: *Was früher kein König tat, das tat ich: Schroffe Berge spaltete ich, Steinblöcke spaltete ich ab vom Gebirge, öffnete Zugänge und ließ eine Gleitbahn herrichten für die Zedern.*

In Europa fanden Riesenanlagen im Mittelalter erste Erwähnung. Die Hochphase des Riesetriebs fällt im Schwarzwald mit der Blütezeit des Holz-Flößens zusammen; sie dauerte vom Ende des 17. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. In manchen Gegenden, beispielsweise im Kinzigtal, war das Riesen, bedingt durch den geringen Wegaufschluß und das bereits in Gleitbahnen investierte Kapital, bis nach dem Zweiten Weltkrieg durchaus üblich. Bei Bad Rip-

poldsau ist eine Riese in den Fünfziger Jahren zuletzt betrieben worden. Solange hat sich dort das alte Bringungssystem der Karren-, Zieh-, Schleif-, Schlittenwege und Riesenanlagen halten können. Wie wir wissen, werden in den Karpaten heute noch Rieserwerke, einschließlich Känelwerken, für das Verbringen des Holzes betrieben.

Riesenanlagen, vor allem die größeren und kapitalaufwendigen Holzriesen, führten jedoch in zahlreichen Bergwäldern auch zu negativen Auswirkungen. Lassen wir hierzu den bedeutenden Forstmann K. Gayer aus dem vorigen Jahrhundert zu Wort kommen: *Durch den Umstand, daß man früher vielfach bestrebt war, die einmal erbauten, holzverzehrenden Hauptriesen so lange und so viel als möglich auszunützen, übten sie geradezu eine waldverwüstende Wirkung. Man opferte der Riese ganze Täler und Bergwände durch örtlichen Kahlabtrieb, viele und oft ausgedehnte Flächen noch nicht reifen Holzes fielen zum Opfer, und manches öde oder mangelhaft bestockte Gehäng in den Alpen verdankt seine heutige Verfassung einer derartigen rücksichtslosen Ausnutzung der Riesen.*

Auch im Nordschwarzwald sind die Zusammenhänge von Riesenanlagen und rigorosem Waldabtrieb zu erkennen, allerdings in der Mehrzahl der Fälle



Alte Steinriese im Forstbezirk Alpirsbach.

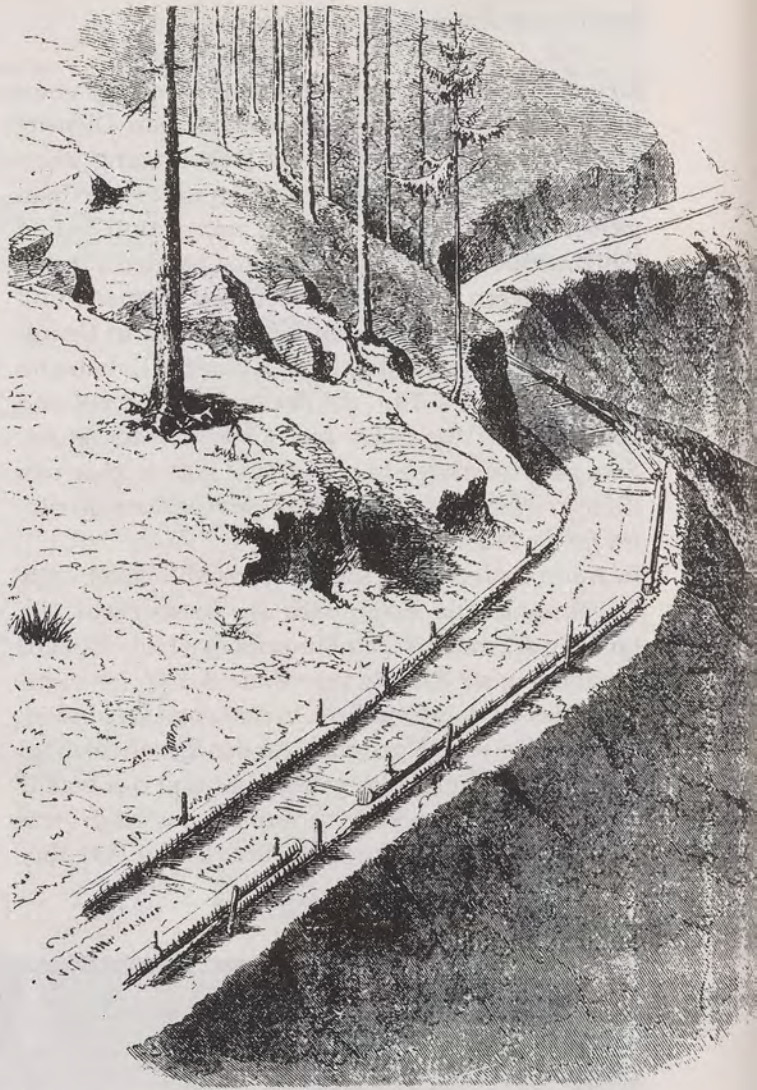
aus der umgekehrten Perspektive: Die «Waldschlächtereien» wurden vom Interesse des Landesherrn an lukrativen Holzhandelsgeschäften diktiert, und der Riesbetrieb, hier überwiegend in einfachen Erdriesen, war ein praktisches und preiswertes Mittel zum Zweck.

Unabhängig davon wie die Zusammenhänge zu sehen sind, wird deutlich, daß der Bau und der Betrieb von Riesenanlagen sich nur dort lohnte, wo Holz in größeren Mengen örtlich konzentriert zum Einschlag kam.

Unser heutiges Erschließungssystem von Transportstraßen, Fahrwegen, Maschinenwegen und Rückegassen bis hin zum Seilkran- und Hubschraubereinsatz ist zwar nicht billig, aber es macht die moderne Forstwirtschaft freier von Zwängen und eröffnet ihr technische Möglichkeiten zu einer rationellen und zugleich pfleglichen, naturgemäßerem Waldbewirtschaftung.

Benützte Literatur

- Gayer, K.: Die Forstbenutzung. Neubearbeitet von L. Fabricius. Berlin 1921.
Gayer, S.: Der Holztransport im Kinzigtal. Forstwissensch. Centralblatt. 29. Jg. Heft 8. Berlin 1907.
Hartig, G. L.: Lehrbuch für Förster. 3. Band. Stuttgart 1861.
Jägerschmid, K. F. V.: Das Murgthal. Nürnberg 1800.
derselbe: Handbuch für Holztransport und Floßwesen. Band 1. Karlsruhe 1827.
Oberamtsbeschreibungen Neuenbürg, 1819 und 1860.
Sponeck, C. F. V.: Handbuch des Floßwesens. Stuttgart 1825.
Unser Wald. Zeitschrift der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, 1989 Heft 3, S. 90 (betrifft Name «Riesengebirge».)
Die Foresta-Romana etc., Holz-Zentralblatt. Stuttgart 1987, Nr. 106 (ein Bericht aus den Karpaten).



Schwarzwälder Wegriese.

Schau und Anschauung – Aussichtstürme Friedemann Schmoll als Landschaftsbauwerke und nationale Denkmäler (1)

Christoph Heinrich Pfaff, den Schüler der Stuttgarter Hohen Karlsschule und späteren Professor der Naturwissenschaften in Kiel, könnte man fast als einen Pionier der württembergischen Wanderbewegung bezeichnen. Als engagierter Aufklärer und selbstbewußter Citoyen verzichtete er auf fremde Fortbewegungsmittel und vertraute auf die eigene Körperkraft; so brach er – beseelt vom Wunsch, *eine angenehme Luft- und Weltveränderung zu machen* – in der Ostervakanz des Jahres 1792 zu einer siebentägigen Wanderung über die Schwäbische Alb auf. Wie ungewöhnlich eine solch müßiggängerische Unternehmung den Einheimischen dort erscheinen mußte, belegt eine Episode, die Pfaff in seinem später notierten Reisebericht, den *Phantasien und Bemerkungen auf einer Fußreise durch einen Theil der schwäbischen Alpe*, überliefert hat. Am Fuße des Gönninger Roßbergs kam es zu einer Begegnung mit Waldarbeitern, die *sich außerordentlich wunderten, da wir ihnen sagten, daß wir sogar noch den Roßberg besteigen würden, bloß um die Aussicht zu genießen*. Pfaff räsontiert dann über die so unterschiedliche Auffassung der Natur. Schließlich kommt er zum salomonischen Schluß, ein jeder, Wanderer wie Waldarbeiter, möge seine unterschiedliche Sicht der Dinge behalten: *Gerade so konnten hier diese guten Leute nicht begreifen, was es uns wohl für ein Vergnügen machen könne, wenn wir in der brennenden Sonnenhitze Berge hinaufkletterten, um auf dem Gipfel ein Bißchen weiter zu sehen, als auf der Ebene, und in seinem eingeschränkten Gesichtspunkte hatte ein Bauer, der uns begleitete, ganz Recht, wenn er einen Berg ein wüstes Ding hieß*.

Fortbewegung nur als Selbstzweck, das Wandern, sowie ein ästhetischer Blick, der Natur nicht als zu beackernde Lebensgrundlage, sondern als Schönheit zu betrachten wußte, sie waren Ende des 18. Jahrhunderts genauso ungewöhnlich wie anscheinend verdächtig. Nicht mehr lange allerdings, denn bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts setzt, wenn auch zunächst nur zögerlich, die touristische Erschließung der Schwäbischen Alb ein. Rund ein Vierteljahrhundert später weiß Gustav Schwab im ersten Wanderführer für das Mittelgebirge von 1823, *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb*, zu berichten, daß sich Tübinger Ausflügler *von allen Albgipfeln gerade den Roßberg zur Betrachtung des Sonnenaufgangs* herausuchen würden. Und noch etwas verrät der Pfarrer und Sagenforscher dem geh- und schaulustigen Publikum: *Glücklicherweise ist seit den neuesten Landvermessungen ein ansehnliches Gerüste mit Trep-*

penwerk errichtet, das weit über alle Bäume ragt und die große Normalaussicht aller Albgipfel dem Auge auf Einmal gewährt. Hier handelt es sich zwar noch nicht um einen Aussichtsturm, sondern allenfalls um ein simples Holzgerippe, das den nach den napoleonischen Kriegen durchgeführten Landvermessungen diene. Immerhin aber werden die Albberge inzwischen von Städtern in Besitz genommen, die auf den Bergkuppen der Schwäbischen Alb Ausgleich suchen gegenüber der Enge ihrer eigenen Welt.

Auf dem Roßberg zuletzt ein massiver Turm als «Denkmal schwäbischer Freude an der Natur»

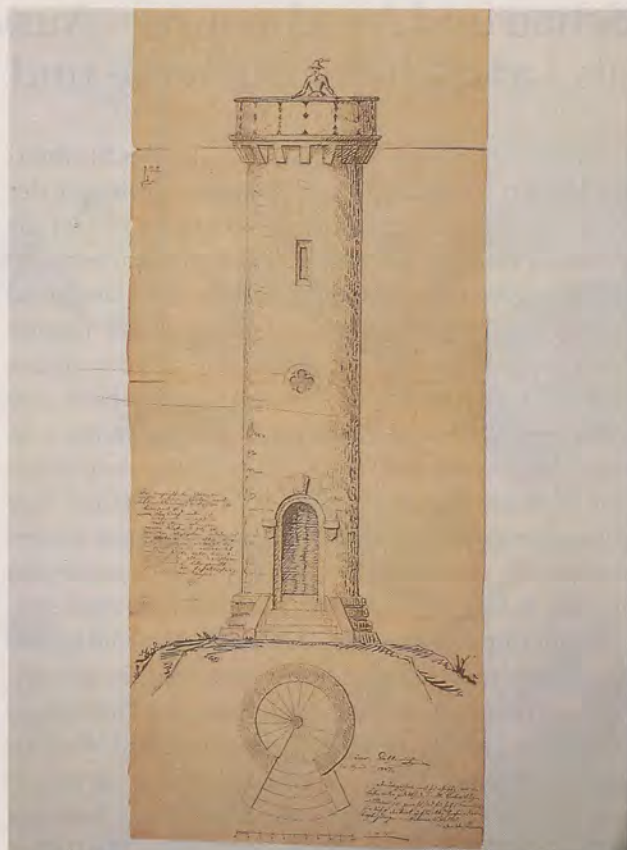
Noch einmal sechzig Jahre soll es dauern – inzwischen entwickeln allerorten Verschönerungsvereine und seit 1888 der Schwäbische Albverein rege Aktivitäten, durch die die württembergischen Na-

Unser Roßbergturm.



Der erste Roßbergturm, kurze Zeit nach der Einweihung 1890 vom Tübinger Photographen Paul Sinner abgebildet.

turlandschaften mittels Wegenetzen und Schutzhütten erschlossen werden –, bis auf dem 869 Meter hohen Roßberggipfel eigens ein Turmbauwerk errichtet wird, das nun einzig und allein zu Aussichtszwecken bestimmt ist. *Wie einen König beherrschend über hunderte von Quadratmeilen hin*, empfand Eugen Nägele, der langjährige Vorsitzende des Albvereins aus Tübingen, ein kaum zwanzig Meter hohes Gerüst aus Eichenstämmen, mit dem sein Wanderverein und der Verschönerungsverein aus Gönningen 1890 den Roßberg bekrönt hatten. Die schlichte Holzkonstruktion freilich war nicht für die Ewigkeit gezimmert: Bereits im Jahre 1913, zum 25jährigen Jubiläum des Albvereins, wurde der Funktionalbau von einem massiven Aussichtsturm beerbt, und seither erhebt sich auf dem Albberg, so die Initiatoren bei der Einweihung, ein *Denkmal schwäbischer Freude an der Natur und schwäbischen Gemeinsinns*. Etwas mehr als ein Jahrhundert liegt zwischen Pfaffs damals noch recht exotisch anmutender Wallfahrt in die Natur, die sich dem von der Französischen Revolution begeisterten Zögling der elitären herzoglichen Kaderschmiede als Gegenwelt zur absolutistischen Enge eröffnete, und der symbolischen Besetzung des Roßbergs mit einem mächtigen Turm, weithin sichtbar das Emporwachsen des Menschen über die Natur manifestierend. Und nicht nur auf dem Gönninger Hausberg thront inzwischen ein solches Herrschaftssignum. Nur wenige Kilometer Luftlinie entfernt ist es der 1906 oberhalb von Pfullingen elegant emporgezogene Schönbergturm Theodor Fischers – wegen seiner beiden hellen Stahlbeton-Pylonen vom Volksmund kurzerhand *Unterhose* geheißen –, der dem damals in Stuttgart lehrenden Architekturprofessor als *der Heimatliebe Bollwerk* interpretiert werden sollte. Draußen, im Albvorland, wird 1891 der Tübinger Kaiser-Wilhelm-Turm dem *glorreichen Wiederbegründer des deutschen Reiches* vom universitätsstädtischen Verschönerungsverein gewidmet. Und einige Flußkilometer neckaraufwärts ragt mit der einem mittelalterlichen Trutzturm ähnelnden Weilerburg ein *Sieges- und Minnesängerdenkmal*, 1873/74 erbaut als ein *Zeichen der Erinnerung an Deutschlands Siege im Krieg und Lied*. Um die Jahrhundertwende ist die Bestückung von Deutschlands Höhen mit solchen Aussichtswarten und Turmdenkmalern patriotisch-pädagogischer Provenienz so weit fortgeschritten – Württembergs Gipfel zählen über sechzig Aussichtstürme –, daß der heimatschutzbewegte und spätere nationalsozialistische Kulturtheoretiker Paul Schultze-Naumburg nun empört glaubt, gegen *das Turmunkraut, das heute überall auf unseren Bergen wuchert*, zu Felde ziehen zu müssen.



Aussichten, Ansichten: Der Turm als nationales Denkmal nach der Reichsgründung von 1871

Auch wenn man sie heute allenfalls noch als harmlose Überbleibsel einer hinabgedämmerten Epoche belächeln mag, mit diesen Aussichtstürmen hatte sich ein spezifischer Denkmalstypus des Kaiserreichs entwickelt, der nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 und nach der Reichsgründung wie keine andere Architekturform das Profil der geeinten Nation – Stärke, Macht und Individualität – symbolisieren sollte. Von einer bürgerlichen Natursehnsucht inspiriert, waren im Königreich Württemberg zwar von den seit den 1840er Jahren in insgesamt fast hundert Städten und Gemeinden engagierten Verschönerungsvereinen und ähnlichen Organisationen Pläne für Ausflugstürme, oft an historisch bedeutenden Standorten, ausgetüftelt worden. Fast nirgends aber, mit Ausnahme des 1866 errichteten Turms auf der Ruine Sternenfels am Westrand des Strombergs, wurden irgendwelche dieser Entwürfe vorerst realisiert. Erst die Gründung des deutschen Nationalstaats, mit dem ein zentrales, durch das gesamte 19. Jahrhundert eingeklagtes politisches Ziel des Bürgertums errungen war, wirkte als Katalysator, und in der nationalen Euphorie wurden die Aussichtstürme nun als pädagogische Zeigefinger einer patriotischen Propaganda erstellt.



Oben: Entwurf des Hohenzollern-Erbauers Georg Eberlein zu einer rekonstruierten Ruine mit Ausstellungshalle und Aussichtsturm; aquarellierte Federzeichnung von 1853.

Linke Seite: Erster Entwurf zu einem Aussichtsturm auf der Weilerburg bei Rottenburg von 1847. Die Skizze enthält eine Notiz des Geschichtsforschers Ignaz von Jaumann, nach der der Turm zum Denkmal für die Grafen von Hohenberg bestimmt werden solle.



Nur noch wenig überragt der Aussichtsturm auf der Weilerburg bei Rottenburg am Neckar die Wipfel der umstehenden Bäume.

Tatsächlich bestimmte im Deutschen Reich der Gründerzeit zunächst alles andere als ein einheitliches Nationalbewußtsein das Verhältnis der Bevölkerung zu dem unter der Federführung Preußens geeinten Nationalstaat. Konfessionelle oder einzelstaatliche Orientierungen und Klassengegensätze besorgten regional und sozial sehr unterschiedliche Einstellungen gegenüber dem geeinten Reich. Denkmälern nun, die als Erinnerungszeichen öffentliches Bewußtsein nicht nur abbilden, sondern auch stiften sollten, wurde bei der Propagierung des nationalen Gedankens große Aufmerksamkeit geschenkt. Mit der Reichsgründung 1871 entfaltete sich im politischen Diskurs eine vielfältig ausgeprägte National- und Reichssymbolik, die Anschluß suchte an ein überaus differenziertes System von Symbolen, Allegorien und Metaphern, mit dem im 19. Jahrhundert das abstrakte Prinzip der Nation in der Auseinandersetzung mit den alten Gewalten überhöht, heroisiert und irrationalisiert worden war. Die politische Verwirklichung des deutschen Nationalstaats löst nun in der Denkmalsproduktion eine Welle aus, deren Folgen bereits von den zeitgenössischen Beobachtern schlicht als *Denkmalmanie* apostrophiert worden sind. In dieser patriotischen Euphorie gelangten eben auch die Aussichtstürme,

zunächst lediglich für die Landesverschönerung und zur Steigerung der touristischen Attraktivität gedacht, als Denkmalsbauten mit patriotisch-pädagogischer Zielrichtung ins Blickfeld.

*Natur, Geschichte, Nation –
die Weilerburg bei Rottenburg*

Mit welcher wetterwendiger ideologischer Raffinesse die lokalen Turm-Initiativen ihre Projekte umzu-
deuten und dem lautstarken Hurratriotismus anzupassen wußten, belegen etliche der schwäbischen Turmbaugeschichten. Zum Beispiel jene des Weilerburgturms bei Rottenburg. Auf dem Hausberg der Bischofsstadt hatte bereits seit dem Jahre 1832 ein hölzerner Ausflugspavillon zur Einkehr geladen. Allerdings nur bis zum April 1847, denn da fegte ein Sturm die Schutzhütte hinweg. Da aber der Reiz des beschaulichen Orts einmal entdeckt war, wurden sehr rasch neue Pläne zur Gestaltung der Bergkuppe in Angriff genommen. Aus dem Jahre 1847 stammt eine erste *Federskizze zu einem auf der Weilerburg aus weißem Keuber-Sandstein neu zu erbauenden Belveder*, signiert von einem gewissen «Dillenius» und wohl einer der ersten Entwürfe zu einem Aussichtsturm in Württemberg überhaupt. Und noch



Der Aussichtsturm auf der Weilerburg, wie er 1873/74 als «Sieges- und Minnesängerdenkmal» realisiert wurde; aquarellierte Federzeichnung des Rottenburger Konditors Ferdinand Endress, 1898.

aus einem anderen Grund findet die Skizze Beachtung: In einer handschriftlichen Notiz nämlich hinterließ der Rottenburger Domdekan und Geschichtsforscher Ignaz von Jaumann das Verspre-

chen, er mache sich *anheischig*, (...) für sich 5 Kronenthaler für dies Denkmal der alten Grafen von Hohenberg beizutragen.

Hier also erfährt die Bebauung des Berggipfels eine

erste Deutung: Jaumann, inspiriert von romantischer Mittelalterverehrung, möchte die Vergangenheit dieses Orts als ehemaligen Sitzes der Grafen von Hohenberg in einem Erinnerungszeichen sichtbar werden lassen und die Weilerburg in einen Wallfahrtsort für Geschichtsinteressierte verwandeln. Eine Idee, die von dem 1852 von Rottenburger Honoratioren gegründeten *Hohenberg'schen Alterthumsverein* aufgegriffen wird. Eine Flugschrift des Vereins aus dem Jahre 1852: *Dieser Versuch, dem Volke seine Geschichte (...) wieder vor Augen zu stellen und weithin sichtbar täglich zu verkünden, wird gewiß, schon um der damit verbundenen Landesverschönerung willen, der allseitigen Unterstützung sich zu erfreuen haben.*

Weit gefehlt! Die Geldbeutel der Bürgerschaft blieben dem ehrgeizigen Projekt zwar nicht verschlossen, zur Realisierung des aufwendigen Denkmalsbaus reichten die Spenden aber noch lange nicht. Statt dessen erhielt der Geschichtsverein jede Menge Entwürfe, die den bisher anvisierten Rahmen bei weitem sprengten. Drei *gotische Türme* stellte der ortsansässige Werkmeister Bernhard Hofmeister zur Auswahl. Aber auch überregional bedeutende Architekten versuchten sich an der gestellten Aufgabe. Der Baumeister und Architekturmalers Georg Eberlein (1819–1884), zuvor beim Wiederaufbau der Hohenzollernburg engagiert, reichte Pläne ein, die eine rekonstruierte Ruine mit Aussichtsturm und Ausstellungshalle vorsahen und so das Geschichtsbewußtsein in Architektur Gestalt werden lassen wollten. Der Reutlinger Baumeister Johann Georg Rupp, dessen Handschrift die romantische Rekonstruktion des Schlosses Lichtenstein trägt, beabsichtigte 1854 ebenfalls *die Erbauung einer neuen Burg mit Thurm auf alt Rottenburg.*

Unterdessen hatte gegen Ende der 1860er Jahre der Vorsitzende des *Hohenberg'schen Alterthumsvereins*, Hans Carl Freiherr von Ow-Wachendorf, auch noch die These ins Spiel gebracht, sein Geschlecht sei verwandt mit Hartmann von Aue, dem höfischen Epiker der Stauferzeit, und mit dem Turm auf der Weilerburg, so sein Vorschlag, solle doch gleich ein «Minnesängerdenkmal» geschaffen werden. Aber weder der anfängliche Gedanke der Landesverschönerung noch das historistische Geschichtsbewußtsein trieb die Sache voran. Erst die Reichsgründung verhilft der Weilerburg zu ihrem Turm: Als «Sieges- und Minnesängerdenkmal» – vom Stuttgarter Professor Albert Beyer, der sich später als Vollender des Ulmer Münsters verdient machen sollte, architektonisch reduziert – wird der 24 Meter hohe Aussichtsturm schließlich gebaut. Bei der Einweihung des Turms auf der Weilerburg am 18. Juli 1874 erkennt der Festredner, Dompräbendar Karl Joseph Ilg, völ-

lig zu Recht, daß ohne das Bedürfnis nach nationaler Sinnstiftung die Turmpläne weiterhin in den Schubladen verschwunden geblieben wären. *Ja, wer weiß, ob dieser Thurm (...) nicht noch lange als ein Gegenstand der Hoffnung im Reich der schönen Träume schlummerte, sinniert er, wäre nicht das Jahr 1870 mit seinem welter-schütternden Ereignis, dem deutsch-französischen Krieg, eingetreten. Erst dieser Krieg, so Ilg, habe den schlummernden Patriotismus geweckt und letztendlich auch den Turm verwirklichen lassen. So kam dieses Denkmal – freudig gefördert von Hoch und Nieder, vom schlichten Bürgerstand bis hinauf zu königlichen und kaiserlichen Thronen – zu Stande, als ein Zeichen der Erinnerung an unsere nationalen Siege in der Vergangenheit und Gegenwart, als ein Zeichen der Erinnerung an Deutschlands Siege im Krieg und Lied.*

Mit einer solchen Sinnstiftung freilich ist der Rottenburger Aussichtsturm alles andere als ein Einzelfall. Auch in der Nachbarstadt Tübingen sollte bereits seit Beginn der 1850er Jahre eine Aussichtswarte auf dem Österberg dem Stadtbild zu einem von der Bürgerschaft gewidmeten Wahrzeichen verhelfen. Der 1863 gegründete Verschönerungsverein betätigte sich als Initiator. Erst der Tod des greisen Kaisers Wilhelm I. aber, der sich zu Lebzeiten jeglichen Personenkult verbieten hatte, sorgte nach 1888 dafür, daß das Vorhaben als Kaiser-Wilhelm-Turm endlich 1890/91 verwirklicht werden konnte.

«Das Würmle von einem Thürmle» – der Stuttgarter Hasenbergturm als Siegesmal und Wahrzeichen

Auch der Bau des Stuttgarter Hasenbergturms, betrieben vom 1861 gegründeten Verschönerungsverein und ursprünglich bestimmt als architektonisches Identifikationszeichen der Landeshauptstadt – in gewisser Hinsicht also so etwas wie ein Vorläufer des heutigen Fernsehturms –, war nach der Reichsgründung in den Sog der nationalen Begeisterung geraten. 1871 ging es im Vereinsausschuß an erste Überlegungen, mit dem Turm die Loyalität des Landes Württemberg gegenüber dem gesamten Reich zu unterstreichen und *ein Siegeszeichen für die tapfere Haltung der Württemberger gegen Frankreich* zu errichten. Ganz dieser Bestimmung gemäß versuchte sich der Oberbaurat Christian Friedrich Leins, Mitglied im Ausschuß des Vereins, in einem Entwurf von 1872, der beabsichtigte, *daraus ein weithin sichtbares Denkmal zu gestalten zum Gedächtnis der großen Erfolge der einträchtigen deutschen Erhebung vom Jahr 1871 gegen Frankreichs Anmaßung.*

Aufregend am Leinsschen Entwurf ist seine Bemühung, die Funktion des Turms als Sieges- und Reichsgründungs-Denkmal in Bildprogramm und



Der Stuttgarter Hasenbergturm; 1878, ein Jahr vor dem Bau, von Hugo Peters aquarelliert.

künstlerischer Gestaltung voll umzusetzen. Den Fuß des etwa 120 Fuß hohen Turms von achteckiger Grundform sollte eine (...) Bogenhalle rings umgeben; die den Kern des Turms bildende Rückwand derselben könnte der-einst durch Malereien monumentaler Art geschmückt werden, welche die wichtigsten Momente dieser glorreichen Zeit zum Vorwurf hätten. Kolossale Bildsäulen von Kriegerern, als Versinnbildlichung der verschiedenen Heeresteile, die gemeinsam die großen Schlachten geschlagen, sollten den Schulterschuß aller deutschen Bundesstaaten in der Auseinandersetzung mit Frankreich hervorheben. Die Spitze der Bedachung, so Leins abschließend, wäre durch ein großes Becken in Gestalt einer Mauerkrone gebildet, in dem an den Abenden der Ehrentage des deutschen Volkes ein mächtiges Freudenfeuer gegen den Himmel loderte.

Eine Summe von 60 000 Mark hätten den Verschönerungsverein die Leinsschen Imaginationen zur architektonischen Erinnerung an die Gründung des Deutschen Reichs gekostet, und so wurden seine Entwürfe aufgrund des enormen finanziellen Aufwands beiseite gelegt. Auch die Funktion des Turms als Nationaldenkmal wurde alsbald wieder in den Hintergrund gedrängt, statt dessen sollte er nun als optisch deutlich sichtbares Signum bürgerliches Selbstbewußtsein demonstrieren. Dieser Thurm wird

in ferne Zeiten hineinragen als Denkmal des schaffenden Gemeinsinns der Einwohner und Bürger unserer Stadt, prophezeite der Vorstand des Verschönerungsvereins bei der Einweihung des nun ebenfalls vom Stuttgarter Architekten Albert Beyer entworfenen, an einen mittelalterlichen Wehrturm erinnernden Hasenbergturms am 15. August 1879.

Der Hasenbergturm befreite die Landeshauptstadt Stuttgart noch aus einem anderen Dilemma: *Unsere Stadt, in ihrem engen Thalkessel gelegen, ist bekanntlich (...) von weither nicht sichtbar, weil die Höhen den Einblick ins Thal versperren*, wird im Juli 1879 in der Schwäbischen Kronik geklagt. Aber: *Der Thurm tritt in die Lücke: er ist nicht bloß eine wichtige und charaktervolle Bereicherung der Physiognomie der Stadt, sondern auch, weit in's schwäbische Land hinaus sichtbar, ein Wahrzeichen, wo die Landeshauptstadt liegt (...); stolz und kühn winkt er mit seinem hoch über die Berge hinausragenden Finger, zum Besuch einladend.*

Andere allerdings empfanden dies anders: *Das Würmle von einem Thürmle, welches jetzt da oben dünn und mager in die Luft sich streckt, schon aus einiger Ferne dem bloßen Auge nicht mehr auffindbar und erkennbar, ist nur ein Ausrufungszeichen über die Schwäche eines nachgeborenen Geschlechts*, schimpfte der Württembergische Beobachter.

*1943 der Hasenbergturm auf Anordnung
des Reichsstatthalters gesprengt*

Daß der 36 Meter hohe Hasenbergturm für die Einwohner Stuttgarts nicht nur zu einem vielbesuchten Ausflugsziel, sondern zu einem architektonischen Identifikationszeichen der Bürgerschaft geriet, belegt schließlich das weitere Geschehen um das historistische Bauwerk. Wie der 1886 auf Initiative des Ziegeleibesitzers Karl Kühner nach Plänen von Eisenlohr und Weigle in Degerloch errichtete, über 45 Meter hohe Turm wurde auch der Aussichtsturm auf dem Hasenberg im März 1943 auf Anweisung des Reichsstatthalters gesprengt, *um bei Fliegerangriffen durch Wegnahme des im Stadtbild besonders auffallenden Turms die Orientierung zu erschweren*. Die Stuttgarter aber wollten sich mit diesem Verlust nicht abgeben. Bis das Vorhaben erst 1972 endgültig ad acta gelegt wurde, regten sich in der Nachkriegszeit immer wieder Initiativen, die den Wiederaufbau des Hasenbergturms anstrebten. Wohl kaum wegen seiner ursprünglichen Bestimmung als Zeichen nationaler Größe, sondern wie bei den anderen zahlreichen württembergischen Aussichtstürmen auch, weil die Unternehmung, einen Turm zu besteigen und die Welt einmal aus der Vogelperspektive in den Blick zu nehmen, nach wie vor eine genauso harmlose wie faszinierende Angelegenheit ist. Denn, das hatte bereits Franz Ludwig Freiherr von Welden, ein österreichischer Gartenkünstler, um die Mitte des 19. Jahrhunderts festgestellt: *Wenn man in einer schönen Gegend von einer der Zinnen des Gebirges in die Thäler niedersieht, und der trunkene Blick in den Gefilden, die sich zu unseren Füßen ausbreiten, umherschweift, kann man sich kaum erwehren, das Treiben und Sinnen der Menschen lächerlich, mindestens kleinlich zu finden.*



*Was heute der Fernsehturm für Stuttgart ist,
war früher der Hasenbergturm, von dem nur noch der Stumpf
übriggeblieben ist.*

Erinnerungen eines Landpfarrers Teil 4 und Schluß

Immanuel Fischer

Wald- und Wiesendoktor auf der Alb

In meinem Hausen an der Lauchert auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb war ich nicht bloß Seelsorger, sondern auch Leibsorger. Das ist verständlich bei der Abgelegenheit und Armut der Leute. Dazu kam, daß der zuständige Arzt, Dr. Ernst Kelber in Trochtelfingen, wohl ein sehr guter Arzt, aber kein besonders feinfühlig, mitfühlender Mann war. Wenn ein «Fall» ihn medizinisch nicht interessierte oder mehr nervöser Art war, pflegte er die Leute kurz abzumachen. Alten Leuten pflegte er beispielsweise zu sagen: *Was wollen sie denn, sie sind auch kein heuriger Hase mehr, im Alter muß man eben sterben.* Oder einer nervösen, älteren Jungfrau mit Beschwerden der Übergangsjahre gab er den Trost: *Hätten sie geheiratet, dann hätten sie einen Stall voll Kinder und gar keine Zeit für solche Beschwerden.* Dem teilnahmsvoll sich nach der Krankheit seiner Schwester erkundigenden Bruder gab er seine Diagnose: *Dia, narr, die isch halt a nervöös Luder.*



ERNESTVS · KELBER
AMICISSIMO
IMMANVEL · FISCHER
IN · MEMORIAM
ANNO · DOMINI · MCMXXVII
MENS · DECEMBER ·

Zur Erinnerung an seinen Freund Dr. Ernst Kelber in Trochtelfingen, gewidmet im Dezember 1927 von Immanuel Fischer.

Sonst waren die Hausemer beim Kinderkriegen und äußeren Krankheiten von Dr. Kelber wohl versorgt –, das waren seine Spezialitäten, aber bei inneren Krankheiten war nicht viel zu wollen. Da er Junggeselle war, legte er auch keinen besonderen Wert aufs Geldverdienen. Also mußte eben der Pfarrer mit Heilfürsorge einspringen. Vielleicht dachten die Leute, das Heilen gehöre auch noch zu einem rechten Nachfolger seines Meisters. Es wäre ideal, Leib- und Seelsorge in der Weise verbinden zu können, wie es bei einem ärztlichen Missionar möglich ist. Wenn ich mir meinen Beruf hätte frei wählen können, dann wäre ich zuerst Mediziner geworden und nachher Pfarrer; äußerlich und innerlich. So habe ich eben als «Heilpraktiker» zusammen mit meiner Frau mich betätigt. Nicht aus eigenem Antrieb oder Ehrgeiz, sondern angesichts der Not. Sie trat uns bei den beiden Alterspolen am deutlichsten vor Augen: Kleinkinder – Greise.

Vorbild bei Kindererziehung und Gesundheitspflege

Die Kleinkinder wurden nach den Regeln der Großmutter aufgezogen, das heißt Schnuller, den die Großmutter möglichst in gestoßenen Zucker tauchte und mit dem man, wenn er auf dem Boden herumgelegen war, keine weiteren Umstände machte, – man konnte ihn ja noch ebensogut dem schreienden Säugling in den Mund stecken. Statt eines zuträglichen Mischschoppens bekamen die Kinder beim Versiegen der mütterlichen Quelle einen Vollmilchschoppen mit *a Möggele* Fett drin. Das mußte doch *batten!* Kein Wunder, wenn die Kinder schrien, allerlei Ausschläge bekamen, wund wurden und an *Gichtern* starben. Das Totenbuch aus den Jahrzehnten 1850–1890 nennt diese Todesursache fast regelmäßig.

Die Pflege der Kinder wechselte zwischen äffischer Verzieherei und spartanischer Härte. *No koi Wasser an mi na*, war ein unausgesprochener Grundsatz bei Alten und Jungen. Das Baden als eine notwendige, anständige Sache ist erst durch mich in Hausen eingeführt worden. Anfangs gingen wir außerhalb Eters nach Mägerkingen, um dort in der Lauchert zu baden, später auch am *Sauden*, am Einfluß einer starken Quelle in die Lauchert beim Ort selbst. Zuschauer bei diesem hellichten Baden war zunächst aus einiger Entfernung, später in persönlicher Fühlung die Schuljugend. Richard und Inge wurden frühzeitig ins Baden mitgenommen. Richard schrie



Hausemer Leut': Arbeit am Bach, an der Lauchert.



Die Philippine, gewichtig und wortgewaltig.

zwar ob des kalten Wassers, zwölf Grad, darum auch Forellenwasser erster Klasse. Besonders das Schwimmen erregte Bewunderung. Der kleine Willi kam nach dem ersten Anschauen unserer Baderei zu seiner Großmutter: *Ahne, du mußt mir gleich auch so Hosen machen, wie sie der Pfarr beim Baden anhat, dann kann ich schwimmen.* Er war der kindlichen Meinung, Badehosen und Schwimmen gehörten organisch zusammen, die Badehose sei so eine Art Schwimmgürtel.

In Hausen wurde von der ledigen Jugend höchstens im heißen Sommer bei Nacht gebadet –, wie es da zugeht, entzieht sich meiner Kenntnis. Später kam auch gelegentlich die Frau Nachbarin Lorch, um in unserer Badewanne anschließend an die Wascherei zu baden, ein gern genehmigter Wunsch. Wie gesagt: Die Gesundheitspflege lag im Argen. Später ist es besser geworden, nicht zum wenigsten durch pfarramtliches Bahnbrechen. Als wir unsere Kinder mit einiger Abhärtung aufzogen – zum Beispiel täglich frische Luft, einfache Kost, viel Gemüse und Obst, keine Vollmilchschoppen, sondern dem Alter entsprechend mit Haferschleim verdünnt – da war allgemeine Dorfansicht: die Kinder vom Pfarr müssen sterben, die können nichts werden. Daß man

die Kinder, wenn sie gefüttert und trockengelegt waren, auch einmal schreien ließ, ohne sie zu tragen und zu schütteln, erschien den Hausemer Müttern unbarmherzig. Immerhin gediehen unsere Kinder, waren körperlich und geistig munter und geweckt, allerdings keine «Staatskinder», das heißt nach Hausemer Anschauung «spickfett» und meistens dann auch rachitisch.

*Herr Pfarrer heilt das «Äußere»,
Frau Pfarrer heilt das «Innere»*

Im Laufe der Hausemer Jahre hatte sich für unsere ärztliche Betreuung eine Arbeitsteilung herausgestellt: ich wurde zu mehr äußeren Nöten und blutigen Fällen geholt, meine Gattin zu den Kindern und bei inneren Anliegen. Ohne irgendwie in Konflikt mit dem berufenen Arzt, unserem Freund Kelber, zu kommen, konnten wir beratend, vorbeugend und helfend uns einsetzen, namentlich auch in dem Sinn, daß man den Arzt holte und nichts versäumte. Am einfachsten erschien es den Hausemern, wenn Onkel Walter auf Besuch da war, ihn als billigen Arzt zu bitten, meistens über die allzeit gutwillige und bereite Schwester Martha, meine Frau. Walter

war allerdings von dieser ärztlichen Tätigkeit auf der Alb – zumal im Urlaub – gar nicht erbaut, aber er entzog sich nicht; für die Patienten doppelt angenehm, da er keine Rechnung schickte.

Wie gesagt: Unsere Praxis war in «Äußeres» und «Inneres» geteilt. Mein längster und dankbarster Fall war die alte Frau «Narr im Winkel». Sie war ein gebeugtes, aber körperlich und geistig noch rüstiges Weiblein. Auf dem Kopf hatte sie eine Balggeschwulst; sie nannte den *Burren* ihre «Balkangeschwulst». Der Schwiegersohn, im Haus lebend, Schreiner, war seinerzeit im Ersten Weltkrieg auf dem Balkan eingesetzt gewesen, so hat die Geschwulst auch diesen weltgeschichtlichen Namen angenommen. Nun war die gute Ahne Narr zwar schon im vorgeschrittenen Alter, aber doch schien die Balkangeschwulst ihre Schönheit zu stören, obwohl die Geschwulst sorgsam mit grauen Haaren «getarnt» war. Also hatte sie zur Selbsthilfe gegriffen und mit einer Haarnadel hineingestochen – ärztlich so ein wenig nach Dr. Eisenbarth. Bei einem Altenbesuch machte sie mich mit ihrem Operationsversuch bekannt und erbat meine Hilfe, da ich doch auch so gut schreineren könnte. Sie hätte eben zu mir mehr Zutrauen als zum Dr. Kelber, der sei so grob und mit alten Weibern gäbe er sich schon gar nicht ab. Das Vertrauen ehrte mich; bekanntlich ist man besonders stolz, wenn man in einem fremden Beruf dilettiert und anerkannt wird, siehe große Vorbilder: Goethe als Farbenforscher! Nach einigem Zögern sagte ich zu. Ich rüstete mich mit einem alten Rasiermesser, essigsaurer Tonerde und Verbandwatte sowie Leukoplast aus. Ein längerer Schnitt – natürlich ohne örtliche Betäubung – eröffnete einem Eiterherd den Auslauf. Wochenlang wurde nun aseptisch gereinigt und verbunden. Die Heilung gelang, Frau Narr wurde von ihrer «Balkangeschwulst» befreit; mein Ruf als Doktor war begründet, ohne mich unvorsichtig und überheblich zu machen.

So habe ich noch manche äußeren Verletzungen, wie sie im ländlichen Leben an Fingern und Füßen vorkommen bei Großen und Kleinen, ohne Schaden behandelt, allerdings mit der geratenen Vorsicht hinsichtlich Blutvergiftung. Spezialität wurden die *Spreiser* unter dem Nagel. Es schadet nichts, wenn ein Pfarrer von dieser ersten Hilfe etwas versteht, namentlich in der «Einöde». Diese Kenntnisse sind meines Erachtens so wichtig wie hebräische Sprachkenntnisse. Ein gewisser Höhepunkt ärztlicher Anforderung war die Behandlung der Tochter des regierenden Schultheißen. Die Frau Schultheißen kam selber, um mich zu Hilfe zu holen. Mit meiner Hausapotheke ausgerüstet, machte ich Visite. Nach

einigem Hin und Her am Bett der Patientin wurde mir klar, daß die Krankheit an einem unsagbaren, hinteren Körperteil saß. Der Vater Schultheiß nannte es offen: *am rechten Arschbacken*. Ich durfte, nein ich mußte Augenschein nehmen: Es war eine respektable *Aise* (Furunkel) posterior, noch nicht reif. So verordnete ich Heublumenpackungen auf den Krankheitsherd, und das half zur Öffnung auf natürliche Weise. Alles weitere mit Verbandwatte und Leukoplast konnte die besorgte Mutter selbst erledigen. Vielleicht hat dieser Abfluß eitrigter Bosheit dazu geholfen, daß die Schulzentochter nach sieben Jahren Verlobungszeit doch noch ihren Bräutigam geheiratet hat.

Zahnarzt und Tierdokter – Taufe neben dem Sarg der Mutter

Eine wahre Eisenbarthkur mußte ich bei unserer Nachbarin, der *Base*, machen, die besonderes Zutrauen zu meiner «geschickten» Hand hatte. Das Zahnweh plagte sie wie die meisten Leute im Mittelalter, nachdem man früher für die Zähne keinerlei Pflege nötig hielt, höchstens nach ihrem Ausfall durch ein künstliches *Biß*. Frau L. bat mich inständig, ihr einen wehen Eckzahn zu ziehen. Ich hatte keine Zange außer einer sogenannten Haftenzange



Bachähne und Bachahne «am Bach».



Hausen an der Lauchert auf der Schwäbischen Alb: Das Schulhaus «im Winkel».

aus meinem Werkkasten, denkbar unpraktisch zum Zahnziehen. Aber ich hatte einmal im Jahr 1918 bei einem Bekannten, dem damaligen Lazarettarzt in Münsingen, beim Zahnziehen assistiert, das heißt zugesehen und mir sagen lassen: *Niemals den Zahn nach den Seiten gewichten, sondern nach oben oder unten ziehen*. So versuchte ich es. Es ging nicht auf den ersten Anhieb, aber auf den dritten. Die *Base* hielt vorbildlich still, und wie freute sie sich, als ich ihr das corpus malorum mit Krone und Wurzel präsentieren konnte. *Gell, i habs gsagt, Sie können es besser wie ein Zahnarzt*. Das war der erste und wohl auch der letzte zahnärztliche Versuch –, helf was helfen mag! Meine Frau nahm sich besonders der Wöchnerinnen und Kleinkinder an. Gelegentlich wurde sie auch herbeigeholt, wenn eine Kuh nicht richtig *eindrucken*, wiederkäuen konnte. Dann hielten wir zusammen ein ärztliches Konsilium und gaben mit Hilfe der homöopathischen «Brücke» irgendwelche Pillen: Hilfts nichts, so schadet es nicht! Und es hat sogar geholfen, vielleicht war es auch der Alldoktor Natur, der das meiste selber geschafft hat.

Ein Fall, der mir zeitlebens eindrücklich blieb und ein ernstes Memento ist, war das Erkranken und Sterben einer Wöchnerin mit Eklampsie, Krämpfe

infolge von Harnvergiftung. Das Kind, eine Tochter, war da dank Dr. Kelber, die Krämpfe setzten bald ein. Man holte uns beide. Es war ein erschütternder Anblick. Die junge Mutter mit wirren Augen, sich wälzend, zähneknirschend, betend und fluchend in einem. Der Gatte bat inständig, mit den vorhandenen Mitteln eine Einspritzung zu machen. Nun hatte uns Onkel Walter seinen ärztlichen Koffer zur zeitweiligen Verwahrung gegeben, darin waren auch Spritzen und Nadeln. Ich weigerte mich trotz aller Bitten und allen Elends, die Spritze zu geben. Eine in Urlaub anwesende Schwester – sie starb bald nachher – kam endlich den Bitten nach, sie gab aus einem der Kölbchen die Spritze. Die Frau starb in derselben Nacht. Wahrscheinlich wäre sie allerdings nach ärztlichem Gutachten auch ohne die Spritze aus dem falschen Kölbchen gestorben – denn das war die Tragik. Die Tochter wurde am Sarg der Mutter von mir getauft, nachdem sie wider alles Erwarten am Leben geblieben war. Eine Woche lang wurde sie im Pfarrhaus aufgepäppelt, jedermann sprach ihr das Leben ab, ich allein behauptete immer wieder: Sie schnauft noch. 1941 beim Besuch sahen wir die damalige Todeskandidatin wieder, dunkel wie der Vater im Gesicht, massiv und vif.

Der Vater heiratete später die Schwester der Verstorbenen, die damit aus der Tante zur Mutter wurde, – eine gute Lösung für alle Beteiligten. Ich bin froh, dem Drang als Helfer und einem gewissen Ruhmgefühl nicht nachgegeben zu haben. Es würde mich zeitlebens beunruhigen wie die Begegnung mit jenem Kanadier vor Ypern, der mir auf nächster Nähe im Getreidefeld gegenüber lag, den ich bereits mit dem Karabiner anvisiert hatte – ein leichter Druck, und er war nicht mehr. Im selben Augenblick hebt er die Hände hoch, und ich drücke nicht ab. Ich winkte ihm, er stand auf und kam als Gefangener. Möge er seine Heimat und seine Mutter wiedergesehen haben! Sein Bild geht mir freundlich durch meine Träume und Gedanken.

*Alle Hausemer müssen fleißig sein,
die Frauen aber sind Arbeitstiere*

Die Hausemer sind ein besonderes Völklein. Sie sind ein kleines Häuflein Evangelischer mitten unter Katholiken, daher in sich stark versippt, auch um *Sach zu Sach* kommen zu lassen. Der verhältnismäßig kleine Landbesitz ohne Ausdehnungsmöglichkeit machte es nötig, um die Brotnahrung der Familie einigermaßen zu gewährleisten. In den sechziger

Jahren des 19. Jahrhunderts zogen manche Hausemer nach Amerika, das Dorf nahm immer mehr ab, Häuser standen zu meiner Zeit leer und zerfielen. Der Ort selber bestand aus wenigen Sippen: die Lorch, Ulmer, Wahl, Hipp, Müh – Zugezogene waren nicht immer wertvoller Zuwachs. So war eigentlich alles verschwägert und verwandt, eine *Blutwurst*, wie Frau Schick, die mundfertige Nachbarin und streitbare Ehehälfte Phillipine des Amtsdieners Schick, sich drastisch und plastisch ausdrückte. Inzucht und Mostgenuß, falsche Kindererziehung, teils zu weich, teils überfordernd, wirkten sich in der Hausemer Jugend aus. Doch ist sie wohl nicht unbegabt gewesen, nur nicht von leichter Auffassungsgabe, der Gesichtskreis beschränkt, andererseits aber durch Eigenart und selbständiges Denken, auch Sinn für Humor ausgezeichnet. Böswilligkeit, Auflehnung kamen kaum vor. Die Mädchen waren strebsamer, später allerdings durch Überforderung im Haus als Mütter und Mägde zugleich vor der Zeit alternd. Ich habe mit Schrecken im Jahr 1941 festgestellt: Die Schulmädchen von ehemals waren schon alte Weiber geworden, verlaufen, zahnlos, verhärtet, nichts mehr von der Ursprünglichkeit, Munterkeit von ehemals. Dies gilt aber nur bei den Verheirateten. Ein Übermaß von Sorgen und Mü-



Volksschule Hausen 1924, eine «Zwergschule». Vor der doppelläufigen Treppe haben sich die 34 Schüler der acht Klassen sowie Pfarrer Fischer, links, und Hauptlehrer Steeger, rechts, aufgereiht.

hen, in Haus, Küche, Stall, Feld lag auf ihnen; die Männer waren eingezogen und auch in Friedenszeiten weniger eingespannt und belastet. Auf der Alb sind die Frauen Arbeitstiere, man sollte mehr für ihre Erholung, Ausspannung, Anregung tun. Allerdings gibt es kaum Altledige, die vorhandenen Frauen werden auf diese Weise aufgebraucht. Das Problem des Frauenüberschusses ist so gelöst.

Aber nun zurück zu den Kindern von ehemals. Mit der Schulzucht hatte man in den zwanziger Jahren gar keine Schwierigkeiten, die Kinder saßen in zwei Abteilungen, 1.–4. und 5.–8. Schuljahr, in einem Raum der baufälligen, hinterwäldlerischen Schule. Auf den rohen Bänken ohne Klappische waren schon die Väter und Mütter gesessen. Erst im Lauf der nachfolgenden Jahre wurden jährlich ein bis zwei neue Schulbänke angeschafft samt einer neuzeitlichen Tafel – nicht ohne Widerspruch: Die alten Bänke hätten noch lange genügt! Auch das Schulzimmer selber und die Lehrerwohnung wurden in langem Zeitabstand ausgebessert und später erneuert. Doch blieb das Schulhaus nach wie vor *im Winkel*. Am schönsten war die Ulme im Schulhof, und gerade sie mußte fallen, da sie zu viel Schatten machte. Für kulturelle Verbesserungen fehlten den Hausemern der Sinn und das Geld. Wohl war in der Inflationszeit letztere Voraussetzung eher gegeben, aber die Hausemer hielten sich an den Grundsatz: Eigennutz geht vor Gemeinnutz. Man kann sie deswegen nicht allzu sehr schelten, denn wer wie ich im Jahr 1919 die zerfallenen und zerfallenden Wohnhäuser und Scheunen gesehen hat, die teilweise wie nach einer Beschießung durch leichte Artillerie aussahen, wer in den Höhlenbehauungen unter den Felsen Besuch gemacht hat, bei den Hausemern «Troglodyten», der gönnte es den Hausemern, wenn sie zunächst ihre eigenen Dächer neu decken und ihre zerfallenden, einrutschenden Wände neu aufführen konnten. So hatte ich auch in den Jahren 1919–1927 mehr als irgendein Vorgänger sogenannte «Hausaufrichtungsstunden» abzuhalten, bei denen Bauherr, Bauleute und Gemeinde im Kirchlein sich einfanden. Daß die Schuljugend bei einem unerwarteten Besuch des Schulrats von Reutlingen trotz Lehrplans nicht im Schulzimmer sich vorfand, sondern in luftiger Höhe eines neu zu deckenden Daches, um *Platten zu bieten*, war verständlich und verzeihlich –, so viel Ortssinn und Kenntnis hatte der damalige Schulrat.

Anekdoten aus der Dorfschule

Aber nun zu der Schuljugend außerhalb solcher «Notstandsarbeiten». Ich erteilte Religionsunter-

richt von den Abc-Schützen bis zu den Konfirmanden. So war ich mit allen Altersklassen verbunden. Am originellsten wie immer die Neulinge, noch nicht angekränkt von Erfahrungen und Blasiertheit beziehungsweise Verslossenheit der Alten. Erna U. lernte im ersten Schuljahr schwer, später ist sie ganz «vif» geworden. Frage des Lehrers S.: *Wer von euch daheim ist denn so dumm?* Prompt steht der Bruder in der zweiten Klasse auf: *Herr Lehrer, mei Vatter ischt in der Schual au so domm gwä.* Ob er das daheim weiter erzählt hat? Ein andermal hört der Pfarrer seine Abc-Schützen fluchen. Er nimmt sie beim nächsten Unterricht vor und fragt verständlicherweise: *Wo habt ihr denn das Fluchen gehört?* Antwort eines ganz Raffinierten: *Vom Teufel.* – *Aber mit ihm habt ihr doch noch nicht gesprochen?* Darauf: *Aber von meim Vatter hane es schau oft gnug ghairt.* Und Walter will auch nicht zurückstehen und fällt flugs ein: *Ond i von meim au.*

Meine Erstkläßler sind nicht erschrocken und urteilslos. Als das neue Spruchbuch eingeführt wurde, kam ich auf den Unterschied zwischen einst und jetzt, zwischen der Schule, in die ihre Väter und Großväter gingen, und der heutigen Schule zu sprechen. Daß ein großer Unterschied und eine wesentliche Verbesserung vorhanden und festzustellen seien, leuchtete ihnen ein. Wir suchten nach einem passenden Vergleich. Da meinte einer: *Früher ist die Schule ein Gefängnis gewesen.* Und jetzt, frage ich, setze hinzu: *Gelt, jetzt ist sie ein Paradies?* Da meint Alfred kritisch: *Noi, Herr Pfarr, des send doch zu große Absprünge.* Man sieht, auch der Pfarrer gilt nicht als unfehlbare Autorität. Hausen war von jeher demokratisch bei den Wahlen. Das heißt in diesem Fall «für persönliche Rechte und Werte». Wir lernen den Spruch: Jesus Christus ist gekommen, die Sünder selig zu machen. Frage: *Wer ist denn ein Sünder? Ist der Pfarrer auch einer?* Die Frage als solche wird weder verneint noch bejaht, nur Robert meint: *Dr Herr Pfarr wird ans de klei au i bott a Zuckermöggele gnomma hau,* d. h. er wird als kleiner Bub auch ein Zuckerstückchen genommen haben.

In den höheren Klassen ist die Anschauungswelt, die sonst sehr begrenzt ist, etwas weiter. Wenn ich im Konfirmationsunterricht die nicht gerade pädagogische Frage stelle: *Was ist Glaube?*, so bringt es Rosa auf die anschaulichen Begriffe: *Unter Glaube verstehe ich, wenn man in die Kirche geht und aufpaßt, immer mit Gottes Wort umgeht und nicht zu allen Theatern geht.* Oder ein andermal: *Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt, was ist wohl darunter gemeint?* Berta: *Wenn man keine so großen Zopfmaschen im Haar hat wie die Dora und Elsbeth* – das waren die bei uns auf Besuch weilenden Nichten aus Esslingen –, und



1927, die Pfarrersfamilie verläßt Hausen a. d. L. Die Dorfbewohner haben die Möbelwagen liebevoll mit Girlanden geschmückt.

wenn man nicht so gut schmeckt, gemeint ist in schwäbischer Verwechslung von schmecken und riechen der Geruch nach Kölnisch Wasser.

*Im Zweiten Weltkrieg niedergeschrieben,
um Kraft aus der Vergangenheit zu schöpfen*

10. 12. 1941. Der Kommandeur ist heute auf einen Gaskurs nach Hannover-Celle gefahren, so habe ich abends meine Zeit für mich. Das soll den Erinnerungen für die Meinen zugut kommen. Zwar frage ich mich, ob es nicht philiströs ist, gerade heute mit so kleinen Dingen, so bescheidenen Menschen und ihren Erlebnissen sich zu beschäftigen, wo in der Weltgeschichte Ereignisse unerhörter Größe und Auswirkung vor sich gehen. Japan und USA im Krieg!

Was wird aus diesem Zweiten Weltkrieg, der jahrelang gehen und zum Siebenjährigen Krieg sich auswaschen kann, am Ende übrigbleiben? Werden wir

selber übrigbleiben? Hat es einen Sinn, kleine Geschichten und Erinnerungen aufzuschreiben? Vielleicht gibt es dafür nur einen stichhaltigen Grund, der aber im «Blut» und nicht im Gehirn seinen Ursprung und seine Gültigkeit hat: Er treibt mich dazu, die freien Stunden nicht zu verträumen und aus der Vergangenheit Kraft und Ziel für die gewiß schwere Zukunft zu schöpfen, denen nach mir Wegweisung zu geben und sich ihrer Ahnen bewußt zu werden. Wie vieles von meinen Vorfahren ist versunken im Strom der Zeit, nur hie und da eine dürrtige Klippe, ein kleines Eiland, von dem aus ich in die verschwindende Ahnenwelt schaue. Die Meinen sollen nicht mit unsicheren Händen die Vergangenheit ertasten, sondern von ihr getragen, erhoben, aber auch bestimmt und geführt werden im Sinn des bekannten Goetheworts von dem Vätererbe und der damit ausgesprochenen und auferlegten Verpflichtung.

Resolution des Heimatbundes: Hotelneubau auf den Blaubeurer Bleichwiesen eine Kulturschande

Das mehr als 900 Jahre alte Kloster am Blautopf ist ein einzigartiges Kulturdenkmal von überregionaler Bedeutung. Das Kloster mit seinen Bauten war nie in die Anlage der mittelalterlichen Stadt eingezwängt, sondern ein von der bisherigen Bebauung respektiertes Areal mit Grünflächen und deutlichen Abständen zur Stadt.

Die Bleichwiesen, früher unerlässlich zur Leinenherstellung, sind ein stadt- und industriegeschichtliches Denkmal für Blaubeuren und das ehemalige Herzogtum Württemberg. Diese Wiesen sind heute ein stadtnaher Erholungsraum, auch wenn schon ein Teil mit Hallenbad, Gymnasium und Kindergarten überbaut ist.

Der geplante viergeschossige Bau eines Tagungshotels mit 220 Betten, für den 7000 Quadratmeter von der Stadt verkauft werden müssten, wäre in diesem sensiblen Bereich ein Fremdkörper, eine Baumasse ohne Verbindung zur bestehenden Bebauung. Mit fast 15 Meter Höhe würde der Hotelneubau auch den einmaligen Blick auf Kloster und Albhang verstellen und in einen bisher ruhigen Bereich der Talaue erhebliche Verkehrsbelastungen bringen.

Die erhoffte Belegung des Fremdenverkehrs wird – auch für die einheimische Gastronomie – ausbleiben, weil der Erlebniswert der Klosteranlage und somit auch die Qualität des Besuchs in Blaubeuren abnimmt durch das Verbauen einer für das Gesamtbild außerordentlich wichtigen Freifläche. Zudem wird die erwartete Gewerbesteuer nicht anfallen, weil solche Bauten von Versicherungskonzernen im Leasing-Verfahren angemietet werden.

Stuttgart, den 11. September 1991

Blaubeurer Bürger gegen Hotel in Klostersnähe

(ink) Die Blaubeurer sind nicht willens, die Bleichwiesen in unmittelbarer Nachbarschaft des Klosters zu verkaufen. Das ist das Ergebnis des ersten Bürgerentscheids im Alb-Donau-Kreis, bei dem am vergangenen Sonntag mehr als 62 Prozent der Stimmberechtigten ihr Votum abgegeben haben: 2990 sprachen sich gegen und nur 2219 für einen Verkauf aus.

Die Hamburg-Mannheimer Versicherungsgruppe hatte sich im Frühjahr dieses Jahres dafür entschieden, auf den städtischen Bleichwiesen in Blaubeuren ein 220-Betten-Hotel mit Restaurants und Tagungsräumen zu bauen. Dagegen formierte sich eine Bürgerinitiative, die ein 4050

Quadratmeter großes vierstöckiges Gebäude in solcher Nähe zum Kloster nicht akzeptieren wollte. Wenig später bildete sich dann auch eine Bürgerinitiative «Tagungshotel Ja». Der Blaubeurer Gemeinderat und die Ortschaftsräte hatten sich Anfang September mehrheitlich für den Verkauf des Grundstücks zum Bau des Hotels ausgesprochen. Bürgermeister Georg Hiller räumte noch am Sonntagabend die Niederlage der Hotelbefürworter ein, zeigte sich jedoch sehr zufrieden mit der hohen Wahlbeteiligung. Ob nun andere Grundstücke in Blaubeuren in Betracht gezogen werden oder die Versicherung kein Interesse mehr an einem Standort Blaubeuren hat, war am Montagabend noch nicht klar. Der Konzern will sich in den nächsten Tagen entscheiden.

Südwestpresse Ulm, 24. 9. 1991

Kommentar

«Der Schwäbische Heimatbund will die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen unserer schwäbischen Heimat erhalten und stärken», heißt es in der Satzung unter § 2, Zweck des Vereins. Deshalb hat der Vorstand die obige Resolution verabschiedet, in der gegen die Verbauung der Talaue vor dem Kloster Blaubeuren durch ein Hotel protestiert wurde. Das hat uns nicht nur Anerkennung, sondern auch Kritik eingebracht. Unsere Aufgabe ist es nicht, das Für und Wider aus kommunalpolitischer Perspektive abzuwägen, unsere Aufgabe ist es vielmehr, für die Erhaltung der überlieferten Kulturlandschaft zu kämpfen. Deshalb haben wir in diesem Fall unsere Stimme erheben müssen. Wir bedauern den Austritt zweier persönlicher Mitglieder in Blaubeuren und die Kündigung der Mitgliedschaft durch die Stadt Blaubeuren «mit sofortiger Wirkung».

Jahresbeitrag 1992

Die Mitgliederversammlung hat am 11. Mai 1991 in Freudental beschlossen, von dem Jahr 1992 an einen **Mitgliedsbeitrag von DM 40,-** zu erheben. Die **korporativen Mitglieder** und **juristischen Personen** bezahlen nunmehr **DM 80,-**. Die Jahresbeiträge werden im ersten Vierteljahr 1992 mit einem gesonderten Schreiben angefordert.

Der Schwäbische Heimatbund ist auch weiterhin **auf Spenden angewiesen**, um seine Aufgaben in der Volksbildung, im **Denkmalschutz** und im **Naturschutz** zu erfüllen. Die Geschäftsstelle stellt jederzeit Spendenbescheinigungen aus bzw. Sie erhalten solche von der Stadt Stuttgart für die Bereiche Denkmalschutz und Naturschutz. Bei Überweisungen bis DM 100,- genügt gegenüber dem Finanzamt der Zahlungsbeleg.

Schwäbischer Heimatbund

Reisen 1992

Studienreisen

1

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse I:

La Tène und das Gold der Helvetier

Führung: Dr. Raimund Waibel

Donnerstag, 5. März, bis Sonntag, 8. März 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Singen

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 690,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 790,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

2

Gotische Altäre III: Ulmer Schule –

Ehemaliges Oberamt Blaubeuren

Führung: Sibylle Setzler

Samstag, 4. April 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 59,-

3

Entlang der Schwäbischen Dichterstraße V:

Auf den Spuren der Annette von Droste-Hülshoff

Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Sonntag, 5. April 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Tübingen

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

4

«Die Salier»

Ausstellungs Sonderfahrt nach Speyer

Führung: Dr. Uwe Kraus

Freitag, 10. April 1992

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

5

Kirchen in Hohenlohe II

Führung: Manfred Akermann

Sonntag, 12. April 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 59,-

6

Mensch und Technik im süddeutschen Raum

Führung: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss

Mittwoch, 15. April 1992

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: 7.45 Uhr in Leonberg, Neues Rathaus (Lindenstraße)

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

7

Land am oberen Neckar V

Führung: Dr. Raimund Waibel

Mittwoch, 22. April 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Horb

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

8

Weimar: Eine Reise zu den Wirkungs- und Gedenkstätten der Deutschen Klassik

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Freitag, 24. April, bis Mittwoch, 29. April 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Autobahnraststätte Wunnenstein

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 1148,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer,

DM 1298,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

9

Wanderungen zu stauferzeitlichen Burgen in den Vogesen IV: Burgen im Pfälzer Wald

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 25. April, bis Sonntag, 26. April 1992

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Karlsruhe

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 199,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer,

DM 209,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

10

Gedenkstätten – Auf den Spuren bedeutender Stuttgarter VI: Stadtmitte-Süd

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 25. April 1992

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Wilhelmsplatz (Ecke Katharinenstraße)

Teilnehmergebühr: DM 8,-

11

Die Körsch: Vom Waldbach zum Stadt-(Abwasser-)Bach. Eine kritische Wasserschau III

Führung: Dipl.-Ing. Fritz Bürkle

Samstag, 2. Mai 1992 (4 Stunden Fußwanderung)

Treffpunkt: 14.00 Uhr in Stuttgart-Rohr vor dem Waldheim Ecke Waldburg-/Thingstraße (Anfahrt mit Stadtbahn oder S-Bahn bis Bahnhof Stgt.-Vaihingen, dort umsteigen in Buslinie 82 Richtung Rohr bis Haltestelle «Am Ochsenwald»)

Teilnehmergebühr: DM 8,-

Teilnehmergebühr: DM 8,-

12

Landeskundliche Exkursion in den nördlichen Schwarzwald

Führung: Dr. Jürgen Hagel

Mittwoch, 6. Mai 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 59,-

13

Barock-Trilogie I: Die Vorarlberger Barockbaumeister

Führung: Dr. Uwe Kraus

Sonntag, 10. Mai, bis Freitag, 15. Mai 1992

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Ulm, Biberach, Ravensburg
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserück-
trittskostenversicherung):

DM 990,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1070,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

14

Die Provence – «Land des Lichts»

Führung: Lothar Zier

Sonntag, 10. Mai, bis Dienstag, 19. Mai 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserück-
trittskostenversicherung):

DM 1998,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2398,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

15

Der Rhein III: Das Rheinknie – vom Hochrhein zum Oberrheingraben

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Dr. Wilfried Setzler

Samstag, 16. Mai, bis Mittwoch, 20. Mai 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Tübingen

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserück-
trittskostenversicherung):

DM 638,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 668,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

16

Orgeln in Württemberg II: Orgeln im ostwürttembergischen Raum

Führung: Dr. Helmut Völkl

Samstag, 23. Mai 1992

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 79,-

17

Ein Tag im Land der Staufer

Führung: Michael Bayer

Samstag, 30. Mai 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 59,-

18

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse II: Wanderstudienreise in Irland

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 6. Juni 1991, bis Freitag, 19. Juni 1992

Die Abfahrtszeit wird rechtzeitig bekanntgegeben.

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Buszubringer
nach und ab Frankfurt, Flug Frankfurt – Dublin – Frank-
furt, Busleistung in Irland, Reiserücktrittskostenversiche-
rung):

DM 3378,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 3578,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt.

19

Das untere Jagsttal

Führung: Dr. Hans Scheerer und Dr. Hans Mattern

Samstag, 13. Juni 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 59,-

20

Barock-Trilogie II: Meinrad von Au – Der Barockmaler Hohenzollerns

Führung: Dr. Uwe Kraus

Samstag, 13. Juni, bis Sonntag, 14. Juni 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Tübingen

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 229,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 239,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

21

Führungen und Fahrten zu Glocken in Württemberg III: Kostbarkeiten im mittleren Schwarzwald und im Glockenmuseum Herrenberg

Führung: Pfarrer i. R. Gerhard Eiselen

Mittwoch, 24. Juni 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Böblingen, Bahnhof

Teilnehmergebühr: DM 59,-

22

Böhmen

Führung: Dr. Wilfried Setzler

Mittwoch, 24. Juni, bis Donnerstag, 2. Juli 1992

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserück-
trittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 1548,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1798,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

23

Heimatkunde auf zwei Rädern: Historisch-naturkundliche Radwanderung an Main und Tauber

Führung: Regina Schmid (Historikerin) und Astrid Waibel (Dipl.-Biologin)

Freitag, 3. Juli, bis Sonntag, 5. Juli 1992

Teilnehmergebühr (ohne Anreise):

DM 150,- inklusive Übernachtung/Frühstück im Doppel-
zimmer (Etagendusche)

DM 170,- inklusive Übernachtung/Frühstück im Einzel-
zimmer (Etagendusche)

- 24**
Rohstoffgewinnung im Spannungsfeld zwischen Natur- und Umweltschutz
Führung: Dr. Friedrich Wurm
Samstag, 4. Juli 1992
 Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Zusteigemöglichkeiten: nach Vereinbarung
 Teilnehmergebühr: DM 59,-
- 25**
Die Erben Heinrichs des Löwen: Studienexkursion ins Land der Welfen
Führung: Michael Bayer
Samstag, 4. Juli, bis Sonntag, 12. Juli 1992
 Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):
 DM 1478,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
 DM 1578,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer
- 26**
 «Schleswig-Holstein, meerumschlungen ...»
Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz
Samstag, 8. August, bis Montag, 17. August 1992
 Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Zusteigemöglichkeiten: Heilbronn, Würzburg, Kassel, Bad Hersfeld
 Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):
 DM 1720,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
 DM 1820,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer
 Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Die Eintrittsgebühren für die Festspiele sind nicht im Reisepreis enthalten.
- 27**
Aktion Irrenberg 1992
Samstag, 15. August 1992
 Abfahrt: 6.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Zusteigemöglichkeiten nach Vereinbarung an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg.
 Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her.
 Treffpunkt ist um 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes.
- 28**
Das römische Weißenburg
Führung: Dr. Britta Rabold
Samstag, 15. August 1992
 Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-
- 29**
Die obere Nagold
Führung: Dr. Hans Scheerer
Sonntag, 16. August 1992
 Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Teilnehmergebühr: DM 59,-
- 30**
Auf den Spuren der Römer: Der Limes in Württemberg und Baden III
Führung: Dr. Martin Luik, Limesmuseum Aalen (Zweig-museum des Württ. Landesmuseums)
Sonntag, 23. August 1992
 Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-
- 31**
Romanische Kirchen im Unterelsaß
Führung: Siegfried Albert
Samstag, 29. August, bis Sonntag, 30. August 1992
 Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren):
 DM 239,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
 DM 259,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer
- 32**
Die Körsch: Vom Waldbach zum Stadt-(Abwasser-) Bach. Eine kritische Wasserschau IV
Führung: Dipl.-Ing. Fritz Bürkle
Samstag, 5. September 1992 (4 Stunden Fußwanderung, ca. 8 km)
 Treffpunkt: 14.00 Uhr, Stadtbahnhaltestelle Linie 3 »Salz-äcker«/Möhringen (Anfahrt mit Stadtbahnlinie 3, zu erreichen von Stuttgart über Möhringen oder Hohenheim; Rückfahrt ab Kemnat (Ostfildern) mit Buslinie 130, Endstation »Reutlinger Straße«
 Teilnehmergebühr: DM 8,-
 Die Teilnehmerzahl ist begrenzt
- 33**
Burgen im Mainviereck
Führung: Manfred Akermann
Freitag, 11. September, bis Sonntag, 13. September 1992
 Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
 Zusteigemöglichkeit: Wertheim
 Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):
 DM 335,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
 DM 355,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer
- 34**
Gedenkstätten – Auf den Spuren bedeutender Stuttgarter VII: Stadtmitte-Ost
Führung: Hermann Ziegler
Samstag, 19. September 1992
 Treffpunkt: 14.00 Uhr beim Schwabenbräu-Hochhaus am Charlottenplatz, Charlottenstraße 2
 Teilnehmergebühr: DM 8,-

35

Die Weinstraße: Geologisch-landeskundliche Fahrt mit Wanderungen

Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth

Freitag, 25. September, bis Sonntag, 27. September 1992

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 368,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 398,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

36

Gotische Altäre IV: Ulmer Schule – Ehemaliges Oberamt Ehingen

Führung: Sibylle Setzler

Samstag, 26. September 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 59,-

37

Meisterwerke der Technik im nördlichen Schwarzwald

Führung: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss

Mittwoch, 30. September 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: 8.30 Uhr in Leonberg, Neues Rathaus (Lindenstraße).

Teilnehmergebühr: DM 59,-

38

Piero della Francesca und die östliche Toskana

Führung: Sven Gormsen

Samstag, 3. Oktober, bis Samstag, 10. Oktober 1992

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 1698,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1948,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

39

Gedenkstätten – auf den Spuren bedeutender Stuttgarter VIII: Fangelsbachfriedhof, Cottastraße

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 10. Oktober, 1992

Treffpunkt: 14.00 Uhr Haupteingang des Friedhofs an der Cottastraße

Teilnehmergebühr: DM 8,-

40

Barock-Trilogie III: Barocke «Klein»-odien in Oberschwaben

Führung: Dr. Uwe Kraus

Freitag, 16. Oktober, bis Sonntag, 18. Oktober 1992

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Ulm, Hauptbahnhof
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 335,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 355,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

41

1. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 18. Oktober 1992

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

42

2. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 21. Oktober 1992

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

43

Wanderstudienreise: Nördlicher Französischer Jura

Führung: Harald Schukraft

Samstag, 24. Oktober, bis Mittwoch, 28. Oktober 1992

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 698,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 798,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

44

Römer am Oberen Neckar

Führung: Dr. Christoph Unz

Sonntag, 25. Oktober 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Tübingen, Rottenburg

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

45

Geschichte der Zeitmessung

Führung: Dr. Hans Zeiger

Samstag, 31. Oktober 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

46

Adventsfahrt: Besançon

Führung: Harald Schukraft

Freitag, 11. Dezember, bis Sonntag, 13. Dezember 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 368,- inklusive Übernachtung/Frühstück im Doppelzimmer

DM 398,- inklusive Übernachtung/Frühstück im Einzelzimmer

Städtefahrten

A

Winterthur: Große Kunstwerke in einer kleinen Stadt

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 25. Januar, bis Sonntag, 26. Januar 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 249,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 269,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

B

Würzburg: Altehrwürdige Stadt des heiligen Kilian

Führung: Michael Bayer

Samstag, 15. Februar, bis Sonntag, 16. Februar 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr:

DM 219,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 239,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

C

Württembergische Oberamtsstädte: Riedlingen

Führung: Winfried Aßfal

Samstag, 21. März, bis Sonntag, 22. März 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr:

DM 179,- inklusive Vollpension im Doppelzimmer (fl. Wasser)

DM 189,- inklusive Vollpension im Einzelzimmer (fl. Wasser)

D

Württembergische Oberamtsstädte: Leonberg-Eltingen

Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Sonntag, 20. September 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 49,-

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

E

Fulda: Vom fränkischen Herrenhof zur barocken Bischofsresidenz

Führung: Dr. Raimund Waibel

Freitag, 27. November, bis Sonntag, 29. November 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Weinsberg, Tauberbischofsheim
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 369,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 389,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

Führungen – Tagesfahrten – Studienreisen – das Reiseprogramm des Schwäbischen Heimatbundes 1992

In diesem Heft der «Schwäbischen Heimat» sind nur die wichtigsten Daten abgedruckt. Gerne schicken wir Ihnen die Broschüre zu, die darüber hinaus Angaben zur Reiseroute, Übernachtungsorten und Sehenswürdigkeiten enthält. Schreiben Sie bitte oder rufen Sie an bei der Geschäftsstelle, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638. Gäste sind jederzeit willkommen!

Geschäftsstelle geschlossen!

Von Freitag, 20. Dezember 1991, bis Dienstag, 7. Januar 1992, (je einschließlich) bleibt die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes geschlossen.

Anschriften der Autoren

Hermann Bausinger, Prof. Dr., Moltkestraße 77,
7410 Reutlingen

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim

Fritz Endemann, Äckerlesweg 8, 7000 Stuttgart 61

Christian Glass, Schlehenweg 21, 7300 Esslingen

Ulrich Gräf, Wolfsbergweg 3, 7121 Freudental

Barbara Happe, Dr., Burgholzweg 94, 7400 Tübingen

Eva von Kalkreuth, Hofgut Steinbach, Hauptstraße 21,
7314 Wernau

Raimund Kolb, Reschenstraße 9, 7987 Weingarten

Ernst Schäll, Weldenstraße 81, 7958 Laupheim

Friedemann Schmoll, Egartstraße 19, 7408 Kusterdingen-
Mähringen

Oswald Schoch, Dr., Forsthaus, 7546 Enzklösterle

Bildnachweis

Titelbild und S. 295–302: Ulrich Gräf, Freudental; S. 294: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 304–307 und 311: Stadtarchiv Stuttgart; S. 309: Stadtarchiv Mannheim; S. 310 und 313: Heinrich Eich, Stuttgart-Uhlbach; S. 314 und 318 linke Spalte: Ernst Schäll, Laupheim; S. 315 und 318 rechte Spalte: Rainer Bartels, Laupheim; S. 316: Hans Jarde, Laupheim; S. 317: Hans Peter Kapfer, Laupheim; S. 319–324: Christin Glass, Esslingen; S. 327: Stadtarchiv Ulm; S. 326: Diasammlung des Uhland-Instituts, Tübingen, Foto E. Sauter, Ulm; S. 329 und 333–336: Raimund Kolb, Weingarten; S. 331: Gregor Peda, Passau; S. 338: Gemeindeforschung Wernau; S. 340 f., 344, 346 rechte Spalte, 347 f. und 352: aus K. Gayer, siehe Literaturangaben; S. 342: Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1901, Band 5, S. 171; S. 343: Original im Besitz von H. Hexamer, Wildbad-Calmbach; S. 345 und 346 linke Spalte unten: aus S. Gayer, siehe Literaturangaben; S. 346 linke Spalte oben: J. D. Reitter: Von dem Floßweesen etc., 1777, Manuskript, Stadtarchiv Calw; S. 349: Stadtarchiv Gaggenau; S. 351: Oswald Schoch, Enzklösterle; S. 353–360: Friedemann Schmoll, Kusterdingen-Mähringen; S. 361–367: Privatbesitz; S. 390: FZB – Atelierbetriebe, Gerchsheim bei Tauberbischofsheim.

Buchbesprechungen

HARALD SCHUKRAFT: Die Grablegen des Hauses Württemberg. Konrad-Theiss-Verlag Stuttgart 1989. 190 Seiten mit 147 Abbildungen. Pappband DM 36,-

Sepulkral-Geschichte – Geschichte von Friedhöfen, Grabstätten, Begräbniskultur – ist gewiß ein recht unbekanntes Spezialgebiet historischer Forschung und wird meist *bewußt um- oder unbewußt übergangen*. Dabei ermöglicht die Frage, *wie geht die Nachwelt mit ihren Toten und deren Ruhestätten um*, recht wertvolle Antworten für Historiker, Kunsthistoriker, Landesgeschichtsforscher oder Kulturwissenschaftler. *Selten kann man deutlichere Einblicke in Weltbild und Ethik, über den Stand von Kunst und Kultur der jeweiligen Zeit und nicht zuletzt auch über harte geschichtliche Fakten erhalten*, schreibt Carl Herzog von Württemberg im Geleitwort. Und daß dies so stimmt, belegt Harald Schukrafts Untersuchung in vielen Beispielen.

In diesem Band sind alle bekannten Grablegen und Einzelgräber des Hauses Württemberg zusammengestellt und beschrieben: insgesamt 438 Grabstellen. Über 700 Jahre spannt sich der zeitliche Bogen dieser Arbeit: von der ältesten Grabplatte um 1280 für Graf Hermann von Württemberg-Grüningen in der Stadtkirche zu Markgröningen bis zur Grablege des württembergischen Hauses in Altshausen heute.

Die 18 Sammelgrablegen mit insgesamt 292 Gräbern werden ausführlich beschrieben, wobei Schukraft auch die Seitenlinien des Hauses – etwa die schlesische oder die Mömpelgarder Linie – berücksichtigt. So stehen neben den geläufigen Grabstätten – Beutelsbach, Stuttgart, Tübingen, Rotenberg, Ludwigsburg – auch weitgehend unbekannte wie Gotha (Thüringen), Gochsheim (Kraichgau), Oels, Dernstadt, Juliusburg oder Carlsruhe (alle Polen).

Die 146 Einzelgrabstätten, die sich von Adelberg über Aureolo Romano bei Rom nach Delft (Holland), Dresden, Leningrad, Lyon, Mantua, Monaco, Shipton Moyne (Großbritannien), Wien, Windsor oder Zerbst verteilen, werden aus Platzgründen nur mit knappen Daten aufgelistet.

Verständlich ist auch – wenngleich bedauerlich –, daß der Abdruck aller Denkmal- und Sarginschriften unterbleiben mußte. Schmerzlicher ist noch das Fehlen des Anmerkungsapparates, wenngleich auch diese Schmerzen dadurch gemildert werden, daß die nicht gedruckten Teile des Gesamtmanuskripts im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart maschinenschriftlich eingesehen werden können.

Schukrafts Buch ist gewiß ein knapper Abriß der Sepulkral-Geschichte des Hauses Württemberg, aber auch ein äußerst gründliches und informatives Handbuch nicht nur für Genealogen oder Sepulkralforscher.

Wilfried Setzler

MEINRAD SCHAAB (Hg.): **Oberrheinische Aspekte des Zeitalters der Französischen Revolution.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Band 117). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 289 Seiten. Kartoniert DM 39,80

1989 jährt sich die epochalen Ereignisse des Jahres 1789 zum zweihundertsten Male. Grund genug, gerade in dem Frankreich geographisch so nahe liegenden deutschen Südwesten nach philosophisch-ideologischen Querverbindungen einerseits und politischen Auswirkungen der Französischen Revolution jenseits des Rheins andererseits zu fragen. Insbesondere zwischen Baden und dem deutschsprachigen Elsaß, und in zweiter Linie auch der Schweiz, ließen sie sich vermuten. So galt das Interesse auf der Jahrestagung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg 1988 in Zusammenarbeit mit elsässischen Kollegen der Untersuchung, besser der Suche nach Zeugen jenes vermuteten geistigen kleinen Grenzverkehrs zur Zeit der letzten Züge des Ancien Régimes.

Der vorliegende Band stellt die Ergebnisse der Tagung vor, ergänzt durch eine umfassende Untersuchung der Gravaminabewegung in Mittelbaden im Sommer und Herbst 1789 von Franz Xaver Vollmer (Freiburg) sowie einer leider ausschließlich aus der Sekundärliteratur schöpfenden und damit lediglich Bekanntes zusammenfassenden Darstellung der Freimaurerei in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bezüge zur Französischen Revolution in den Jahrzehnten vor und nach 1800 von Winfried Dotzauer (Mainz).

Die Basis des Bandes bilden die drei für die Jahrestagung verfaßten, thesenhaften Referate zur Geschichte des Anteils des Oberrheingebiets an der französischen Menschenrechtserklärung des Jahres 1789; nach Paris vermittelt über das Elsaß und insbesondere über Straßburg, dessen Mauern in den späten achtziger Jahren den Grafen Mirabeau und den Abbé Grégoire beherbergten. Diesem Generalthema widmet sich vor allem der Beitrag Marcel Thomanns (Straßburg). Die Aufsätze von Klaus Gerteis (Trier) zur *Problematik der Grund- und Freiheitsrechte in der Markgrafschaft Baden und bei Johann Georg Schlosser* sowie von Ulrich Im Hof (Bern), der die *Grund- und Menschenrechte bei Isaak Iselin in Zusammenhang mit der Schweizer Aufklärung* behandelt, bestätigen die Existenz eines bisher kaum gesehenen Einflusses der am Oberrhein entwickelten naturrechtlichen und philosophischen Theoreme auf die Beratung und Beschlüsse der Versailler Nationalversammlung.

Das eigentliche Kernstück des Bandes stellt jedoch der fast Buchstärke erreichende Aufsatz des Freiburger Professors F. X. Vollmer zu den Ortenauer Gravamina, also zu den Beschwerdeschriften, des Jahres 1789 dar. Vollmer untersucht die seit dem August 1789 sich flächenbrandartig ausbreitenden Unmutsäußerungen vor allem der Ortenauer Bauern und deren Kanalisierung in Beschwerde- und Bittpetitionen an die Obrigkeit. Lassen sich in diesen massenhaften Äußerungen des einfachen, bis dahin meist

stummen Volkes Einwirkungen der am 4./5. August 1789 von der französischen Nationalversammlung beschlossenen Aufhebung der Leibeigenschaft, der Fronen sowie anderer Dienste und Gerechtigkeiten und der Ablösbarkeit der Zehnten – nach Baden vermittelt durch die sich unmittelbar danach erhebenden Elsässer – erkennen?

Um Vollmers Ergebnis vorwegzunehmen: Die Bewegung in der territorialen Gemengelage der Ortenau, mit ihren habsburgisch-vorderösterreichischen, markgräfllich-badischen, hessisch-darmstädtischen, bischöflich-straßburgischen und reichsstädtischen Gebieten – in diesem Zusammenhang hätte man sich übrigens eine Karte der Ortenau gewünscht –, hatte andere, nicht revolutionäre, ja oft anti-reformerische, traditionale Ursachen. Allenfalls den Anstoß, den Initialfunken mögen die über das aufständische Elsaß vermittelten Versailler Beschlüsse gegeben haben. Anlaß für den bäuerlichen Protest waren nicht grundsätzliche Kritik am Feudalsystem, sondern oft ältere lokale Konflikte und Streitigkeiten, etwa um Holz- und Weiderechte, gegen den Zuzug von Fremden und als zu frei empfundene Handels- und Marktrechte. Grundsätzlich gesprochen, ging es den Ortenauer Bauern – oft gegen Maßnahmen des aufgeklärten Absolutismus – rückwärts-gewandt um ihr vermeintliches «gutes altes Recht» und nicht um gesellschaftlichen Fortschritt. In Klagen und Handgreiflichkeiten gegen die Tyrannis der lokalen Obrigkeiten und deren Korruptheit kündigt sich meines Erachtens jedoch bereits auch das Überwinden des «alten Rechts» und der Kampf um kommunale Selbstverwaltung und Selbstbestimmung an, wie es auch in Württemberg in den Jahren 1817 bis 1821 massenhaft gefordert werden sollte.

F. X. Vollmer vermag jedoch nicht nur die Gründe für das völlig unrevolutionäre Verhalten in der Ortenau namhaft zu machen – vor allem die territoriale und konfessionelle Zersplitterung des Gebiets, keine Zentralisierung, fehlende Identifikation mit dem Nachbarn, keine ausgeprägten Grundherrschaften, vorhergegangene Maßnahmen zur Beseitigung vieler Mißstände durch den Reformabsolutismus, der rein bäuerliche Charakter der Bevölkerung –, sondern zeichnet auch durch die in der modernen Geschichtswissenschaft leider nur selten anzutreffende, konsequente und umfassende Auswertung – und Wiedergabe! – des reichen Quellenmaterials der Gravamina ein bemerkenswert detailliertes und facettenreiches Bild der sozialen und politischen Lage in der Ortenau am Ende des alten Reiches. Angesichts der vielen angesprochenen Orte und Personen wird der lokal- und personengeschichtlich interessierte Leser ein Register schmerzlich vermissen. Ebenso wäre es sehr hilfreich gewesen, die vielen zeitgenössischen Termini – Amtsbezeichnungen, Maße, verwaltungstechnische Ausdrücke der Zeit – in Fußnoten zu erklären.

Raimund Waibel

ERHARD R. WIEHN (Hg.): **Oktoberdeportation 1940. Die sogenannte «Abschiebung» der badischen und saarpfälzischen Juden in das französische Internierungslager Gurs und andere Vorstationen von Auschwitz.** 50 Jahre

danach zum Gedenken. Hartung-Gorre Verlag Konstanz 1990. 1024 Seiten. Gebunden DM 68,-

Am 22. Oktober 1990 jährte sich zum fünfzigsten Mal ein Ereignis, das zu den traurigsten Kapiteln der südwestdeutschen Landesgeschichte zählt. An eben diesem Oktobertag des Jahres 1940 wurden insgesamt 6500 jüdische Mitbürger aus Baden, der Pfalz und dem Saarland in das Internierungslager Gurs im damals noch unbesetzten Teil Frankreichs (Vichy-Frankreich) verschleppt. Diese von den NS-Gauleitungen von Baden und der Saarpfalz generalstabsmäßig geplante und durchgeführte Verschleppungsaktion markierte den Beginn der systematischen Judendeportationen durch die Nationalsozialisten, mit denen – als erster Schritt zur «Endlösung der Judenfrage» – das Ziel verfolgt wurde, das Deutsche Reich «judenfrei» zu machen.

Dem an der Universität Konstanz Soziologie lehrenden Prof. Erhard R. Wiehn sowie dem kleinen, auf Judaica spezialisierten Konstanzer Hartung-Gorre Verlag ist es zu danken, daß zu diesem erschütternden Ereignis der jüngeren Geschichte Südwestdeutschlands nunmehr eine umfassende geschichtswissenschaftliche Analyse und Dokumentation vorliegt.

Der Herausgeber sowie Paul Sauer, dessen 1968 erschienene Pionierstudie über die *Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933 bis 1945* nach wie vor standardsetzende Bedeutung hat, beschreiben in zwei einleitenden Beiträgen die Oktoberdeportation von 1940 als ein Ereignis, dem im Gesamtrahmen der nationalsozialistischen Judenverfolgung ebenso wie dem Novemberpogrom von 1938 («Reichskristallnacht») eine *archimedische* Bedeutung zukommt, insofern nämlich, als hiermit ein entscheidender Schritt unternommen wurde von der «bloß» rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Diskriminierung der jüdischen Mitbürger zur physischen Vernichtung des Judentums. Deutlich wird, daß mit der Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden in das südfranzösische Internierungslager Gurs im Oktober 1940 endgültig die Weichen für die «Endlösung der Judenfrage» gestellt wurden.

Eine Reihe von lokalhistorischen Studien und Augenzeugenberichten über den Ablauf der Deportationsaktion in Heidelberg, Singen, Mannheim, Karlsruhe, Pforzheim, in denen viele Einzelschicksale auf eindringliche und authentische Art ins Blickfeld gerückt werden, offenbaren dabei in aller Eindringlichkeit das unvorstellbare Leid, das den von der Deportation betroffenen Menschen zugefügt wurde. Mit noch größerem Nachdruck vermittelt sich dem Leser die Unmenschlichkeit der Verschleppungsaktion, wenn er die zahlreichen, zumeist aus der authentischen Leidensperspektive von unmittelbar Betroffenen geschriebenen Berichte über das Leben und den Überlebenskampf der Deportierten im Internierungslager Gurs liest. Das Grauen der «Hölle von Gurs» wird dabei buchstäblich lebendig, wenn hier die katastrophale Ernährungslage, die völlig unzureichende medizinische Versorgung sowie die unvorstellbar schlechten hygienischen

Verhältnisse, die den Alltag des Lagerlebens bestimmten, weniger im Stile einer nüchternen historischen Bestandsaufnahme, sondern vorwiegend aus dem Blickwinkel von denjenigen beschrieben werden, die diese «Vorstation von Auschwitz» überlebt haben.

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang der umfangliche, auf über 400 Seiten angelegte Dokumentationsenteil, der in einer Vielzahl von Einzeldokumenten (staatliche Erlasse, Presseartikel, Briefe von Lagerinsassen etc.) die Geschichte der Oktoberdeportation und ihrer schrecklichen Folgen vor allem auch im Hinblick auf konkrete Einzelschicksale nachvollziehbar macht und dabei die zynische Planrationalität der nationalsozialistischen Judenpolitik im Vorfeld von Auschwitz offenlegt.

Im Vorwort äußert der Herausgeber die Hoffnung, daß mit diesem Band eine *ebenso vielseitige wie würdige Gedenk-Dokumentation* zustande gekommen ist, deren Zweck es ist, *an die Opfer und ihre Peiniger zu erinnern und noch 50 Jahre danach daraus zu lernen*. Das vorliegende Buch löst diesen Anspruch ein, weshalb zu wünschen ist, daß es möglichst viele Leser findet. Rudolf Kroboth

Hermann Hesse. 1877 bis 1962. Bearbeitet von VOLKER MICHELS, PAUL RATHGEBER UND EUGEN WÜRZBACH. (Marbacher Magazin 54/1990). Schiller Nationalmuseum Marbach 1990. 96 Seiten mit 42, zum Teil farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 10,-

Als der Verleger Samuel Fischer 1907 seinen Bestseller-Autor von Büchern wie *Peter Camenzind* und *Unterm Rad*, den 30jährigen Hermann Hesse, um ein Foto für seinen neuen Verlagsprospekt bat, lehnte dieser entschieden ab. Das Gesicht eines Schriftstellers, antwortete ihm Hesse, gehe den Leser nichts an. Man solle nichts Unnötiges preisgeben, *auch nicht seine Visage*. Sein ganzes Leben lang blieb Hesse eher publikumsscheu und entzog sich auch im Alter, trotz zahlreicher Ehrungen, allen Zugriffen der Öffentlichkeit. Trotzdem ist sein Leben, wie bei kaum einem anderen Dichter des 20. Jahrhunderts, reichhaltig dokumentiert. Das belegt aufs eindrucklichste das von Volker Michels brillant konzipierte Hesse-Museum in Calw. So gehören dort zu der gelungenen musealen Präsentation nicht nur Schriftstücke und Bücher, Aquarelle und Zeichnungen, sondern auch alltägliche Gegenstände aus Hesses Besitz wie z. B. seine Drahtbrille, sein Malpinsel, sein Reisekoffer oder seine Schreibmaschine aus dem Jahre 1901.

Der Begleitkatalog zur Ausstellung, erschienen als Sonderheft der Marbacher Magazine, ergänzt auf hervorragende Weise die Präsentation im Calwer Hesse-Museum. Er bietet sich als kundiger Führer durch die neun Ausstellungsräume an. Unabhängig davon läßt er sich auch als vorzügliche Einführung in Hesses Leben und Werk lesen. So verfolgen Ausstellung wie Katalog in chronologischer Reihenfolge die einzelnen Lebensstationen des Dichters und ihre jeweilige Spiegelung in seinem Werk. Jedes Kapitel im Katalog schildert einen Abschnitt und gleichzeitig die innere Landschaft seines bewegten Werdeganges. So

spannt sich der große und farbige Bogen – um nur ein paar Beispiele anzuführen – von der theologisch-missionarischen Atmosphäre des Elternhauses über die Geborgenheit im ländlich-idyllischen Calw, über die Not der Pubertätszeit mit seinen gescheiterten Schulversuchen bis hin zu der Lebensgier des 50jährigen «Steppenwolfes» oder seiner Rolle als seelsorgerischer Briefschreiber.

Wer den Katalog genau liest, wird feststellen, daß Hermann Hesse viele Gesichter hatte, als Autor wie als Mensch, wie auch als aufmerksamer Beobachter seiner Zeit. So hat er sich unter dem Druck innerer und zeitgeschichtlicher Entwicklungen immer wieder gewandelt, hat neue Wege eingeschlagen. Hesse war nicht ein Elfenbeinturmbewohner oder ein romantischer Flüchtling. Seine Bücher sind auch heute noch Herausforderung. Der Katalog, der von Friedrich Pfäfflin in bewährter Weise ästhetisch schön gestaltet wurde, ist daher auch als Einladung zu verstehen, sich auf diese Herausforderung mit einem Schriftsteller einzulassen, der immer noch zeitlos und aktuell ist. Manfred Schmid

CHRISTINE STIER, HERMANN BEHMEL UND ULI SCHOLLENBERGER: **Wüsten, Meere und Vulkane. Baden-Württemberg in Bildern aus der Erdgeschichte: Wie unser Land entstand.** Peter-Grohmann-Verlag Stuttgart 1989. 61 Seiten mit 80, teils farbigen Abbildungen und Schautafeln. Broschiert DM 18,-

Wer hätte beim Anblick mächtiger Kalksteinformationen auf der Schwäbischen Alb oder roter Buntsandsteinbrüche im Gebiet des Schwarzwaldes sich nicht schon einmal gefragt, wie diese (und andere) die Landschaft Baden-Württembergs prägende Gesteine sich formten, woher sie stammen, unter welchen Umwelt- und Klimabedingungen sie entstanden? Und wer, vor allem aus der jüngeren Generation, könnte heute, wo der geologische Aufbau des Landes schon lange nicht mehr zum Pflichtprogramm in der Schule gehört, auf Anhieb auf diese Fragen eine Antwort geben?

Die vorliegende Broschüre wurde ursprünglich für den anlässlich der Landesgartenschau in Bietigheim-Bissingen 1989 geschaffenen geologischen Lehrpfad einschließlich einer «geologischen Uhr» erstellt. Dem derzeitigen geologischen Erscheinungsbild des Landes gilt denn auch das Interesse der Autoren, die nach einer kurzen Einführung zum *Gang des Lebens über die Erde* und einer *Zeittafel zum Ablauf der geologischen Formierung in Süddeutschland* sich hauptsächlich der vor etwa 280 Millionen Jahren einsetzenden Bildung der heute anstehenden Deckgebirge in unserem Land widmen. Die bei uns nur selten sichtbaren Relikte der Erd-Urzeit (Ende vor ca. 570 Millionen Jahren) und des Erd-Altertums (Ende vor ca. 230 Millionen Jahren) geraten dabei – verständlicherweise, und doch bedauerlich – in den Hintergrund. Ausgezeichnete, farblich abgesetzte geologische Blockbilder (gleichzeitiger Auf- und Seitenblick auf den kuchenförmig aufgeschnittenen Block Südwestdeutschland) und Schnitte durch die Geologie – in zeitlicher Abfolge vom Grundgebirge in das

Quartär (unsere Gegenwart) – verdeutlichen in anschaulicher Weise das allmähliche Absetzen der Sedimente, die Auffaltungen, Brüche und Verschiebungen – bis hin zum großen Meteoriteneinschlag im Nördlinger Ries –, ergänzt durch Informationen zur Art und Weise ihrer Entstehung und der jeweils zeittypischen Flora und Fauna: Eine hauptsächlich sich an Laien richtende Einführung in die Geologie der Heimat, die Interesse für die Erdgeschichte weckt und anregt, sich mit spezieller Fachliteratur (Literaturverzeichnis im Anhang) weiterzubilden. Volksbildung im besten Sinne also.

Allerdings wird für die derzeit geplante erweiterte Neuauflage doch darauf zu achten sein, einige dem Laien nicht unbedingt geläufige Fachausdrücke wie Askose, Mergelsteine, Tontrübe, Molassetrog entweder zu vermeiden oder zu erklären. Ferner wären genauere Angaben zur Zusammensetzung einzelner Gesteine wünschenswert; woraus besteht z. B. der «Tertiar» des Blockbildes auf S. 43, was sind rote und grüne Tonsteine des Keupers? *Raimund Waibel*

ULRICH ADE, BRIGITTE BAUMANN, HELMUT BAUMANN UND WOLFRAM WARENBURG: **Naturnahe Lebensräume und Flora in Schönbuch und Gäu.** Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden 1990. 244 Seiten mit 200 Abbildungen. Gebunden DM 36,-

Bereits der Titel dieses Buches deutet an, wie es mit der Natur in unseren Breiten bestellt ist: «Naturnahe» Lebensräume und deren Flora werden vorgestellt. Hier kommt zum Ausdruck, daß wir es im Großraum Böblingen/Sindelfingen (und nicht nur hier) kaum mehr mit natürlichen Lebensräumen zu tun haben, allenfalls mit naturnahen, seit Jahrhunderten vom Menschen auf die eine oder andere Weise genutzten Flächen. Aber auch deren Existenz ist bedroht: Wacholderheiden drohen zu verbuschen, ehemalige Mischwälder sind meist längst zu Fichtenmonokulturen verkommen, und früher strukturreiches Ackerland wurde zur Agrarsteppe. Um die letzten Reste der noch vorhandenen intakten Lebensräume besser schützen zu können, ist Aufklärungsarbeit nötig.

Der vorliegende Band leistet hierzu einen wertvollen Beitrag, indem er die verschiedenen Lebensräume des Schönbuchs und Gäus beschreibt und anschließend die darin vorkommenden Pflanzengesellschaften vorstellt. Lobenswert ist ein Kapitel über Pilze, findet diese Pflanzenfamilie doch meist wenig Beachtung. Sie werden, ebenso wie alle anderen Pflanzen auch, in Wort und Bild, d. h. sehr schönen Farbfotos, gezeigt. Ob es allerdings sinnvoll ist, Verbreitungskarten gefährdeter Arten zu veröffentlichen, darüber läßt sich streiten. Verführen Ortsangaben doch dazu, nach den Raritäten zu suchen. Dies führt zu Trittbelastungen, die das weitere Gedeihen, vor allem nur vereinzelt vorkommender Arten, stark gefährden können. Und die Liste der bereits ausgestorbenen oder vom Aussterben bedrohten Farn- und Blütenpflanzen ist mit 128 Arten alleine im Schönbuch und Gäu bereits erschreckend lang!

In einem Kapitel über Schutzgebiete wird auf die Unterschiede des Schutzstatus von Naturschutzgebiet, Landschaftsschutzgebiet und Naturdenkmal eingegangen und mit Beispielen im Landkreis Böblingen belegt. Ein abschließender Beitrag über Biotopschutz und -pflege berichtet über die Aktivitäten und Pflegeprogramme des Landkreises. Doch auch im Biotopschutz läuft ohne Geld nichts, und so bleibt zu hoffen, daß auch weiterhin Gelder für Pflegemaßnahmen und die Förderung von Extensivierungsprogrammen in der Landwirtschaft bereitgestellt werden. *Astrid Waibel*

LUDWIG KRAMARCZYK UND WOLF-CHRISTIAN VON DER MÜLBE: **Kunst-Landschaft Oberschwaben.** Stürtz Verlag Würzburg 1986. 199 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen und einer Registerbeilage. Pappband DM 98,-

Kunst-Landschaft Oberschwaben – wer diese Gegend kennt, erwartet ein Buch über den Barock, und diese Erwartung wird nicht enttäuscht. Oberschwaben, die Landschaft zwischen Donau und Bodensee, birgt eine stattliche Anzahl von Gotteshäusern und Klosterbauten, die in der Zeit des Barock entstanden sind, als nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und nach der Abwendung der Türkengefahr die katholische Kirche einen neuen Aufschwung erlebte, der seine inneren Impulse aus dem Konzil von Trient und aus der Gegenreformation schöpfte.

Eine neue Daseinsfreude und Lebensfülle äußerte sich auch in der Kunst, die ihre Pracht in Architektur, Malerei, Bildhauerei und Stukkatur entfaltete. Große Künstlerpersönlichkeiten haben in Oberschwaben gewirkt: Johann Michael Fischer (Zwiefalten, Ottobeuren), Dominikus Zimmermann (Steinhausen), Cosmas Damian Asam (Weingarten), Peter Thumb und Joseph Anton Feuchtmayer (Birnaue). Manche Objekte leuchten nach der Renovierung in den letzten Jahren und Jahrzehnten in neuem Glanz.

Der großformatige Kunstband bietet ca. 160 Seiten Farbaufnahmen und 40 Seiten Text. Der Bildteil – das sei gleich vorneweg gesagt – ist ein Fest für die Augen. Der Fotograf Wolf-Christian von der Mülbe ist ein Spezialist der Architekturfotografie und hat sich auch durch andere prächtige Bildbände zum Barock, z. B. den über «Die Brüder Asam» (Regensburg 1988), einen Namen gemacht. Zudem *verfügt der Verlag über eine Spitzentechnik zur Wiedergabe von farbigen Vorlagen* (Vorwort S. 9).

Bei der großen Zahl der Kunststätten in Oberschwaben können jedem Ort nur wenige Seiten gewidmet sein. In vielen Fällen nähert sich der Fotograf dem betreffenden Ort durch eine Landschaftsaufnahme, dann wechseln ganzseitige Raumaufnahmen mit geschickt ausgewählten Detailaufnahmen, die auch dem ortskundigen Betrachter manch neuen oder ungewohnten Aspekt vermitteln können. Der Raum Oberschwaben wird nach Osten hin überschritten bis ins Allgäu (Isny, Leutkirch) und in den Memminger Raum (Buxheim, Ottobeuren). Auch sind andere Kunststile vertreten wie die Romanik (Reichenau), Gotik

(Ulmer Münster, Blaubeuren, Überlingen) oder der Klassizismus (Bad Buchau), aber die dominierende Stilform in Oberschwaben ist der Barock.

In gut lesbarem Stil gibt Ludwig Kramarczyk eine Einführung in die Geschichte und Kultur Oberschwabens. Der auf dem großen Seitenformat dreispaltig gedruckte Text ist durch Zwischenüberschriften gegliedert und, abgesehen von einigen übergreifenden Kapiteln, den Städten, Kirchen und Klöstern Oberschwabens gewidmet, die im Bildteil dargestellt sind. Dabei steht der Textteil völlig für sich, ohne auf den Bildteil Bezug zu nehmen, in dem die Aufnahmen durch Bildtexte erläutert sind. Man kann sich also auch ganz auf den Bildteil konzentrieren, wenn man den Informationsverlust in Kauf nehmen will.

Dem Band ist ein «Orts- und Personenregister» auf vier Seiten als Faltblatt lose beigelegt, in das die Texte aus den Bilderläuterungen nicht einbezogen sind. Dieses Register ist nicht mit der notwendigen Sorgfalt erstellt; das zeigen u. a. einige Doppeleinträge: «Bad Schussenried» und «Schussenried», «Bad Waldsee» und «Waldsee», «Ulm-Wiblingen» und «Wiblingen». Man vermißt in dem Band eine Karte, auf der die abgebildeten und beschriebenen Orte eingezeichnet und markiert sein müßten. Diese Karte hätte, ohne den Buchumfang zu erweitern, auch auf den Innenumschlägen und dem Vorsatzblatt Platz gefunden.

Auf einige Versehen sei zum Schluß noch kurz hingewiesen: Der Höhlenforscher heißt Jochen Hasenmayer (nicht: «Hansenmayer» – S. 17 f. und Register); der Geburtsort des Abraham a Sancta Clara schreibt sich Kreenheinstetten (nicht: «Kreenhainstetten» – S. 114 und Register); der schwäbische Dichter Michel Buck ist 1832 geboren (nicht: «1852» – S. 115); der Autor Wilhelm Schussen ist 1956 gestorben (nicht: «1955» – S. 114); wenn bei der Pfarrkirche von Baidt vom «Geist der Romantik» (S. 106) die Rede ist, so ist hier doch sicherlich die Romanik gemeint. Aber diese und andere Kleinigkeiten beeinträchtigen nicht die sehr gute Gesamtwirkung des Bandes.

Der hier besprochene Bildband ist bereits 1986 erschienen, aber erst kürzlich dem Rezensenten zur Kenntnis gelangt. Der verspätete Hinweis jedoch lohnt sich. Jeder, der diesen Band erwirbt oder als Geschenk erhält – und solche Kunstbände eignen sich vorzüglich als Geschenk –, wird daran seine Freude haben und sicherlich bald den Wunsch verspüren, die abgebildeten Kunststätten und Kunstwerke direkt in Augenschein zu nehmen.

Dirk Kottke

SABINE SANDER: **Handwerkschirurgen.** (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Band 83). Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1989. 383 Seiten mit zahlreichen Tabellen und Grafiken. Kartonierte DM 78,-

In der herkömmlichen Medizingeschichte ist Baden und Wundärzten kaum ein Platz zugeteilt, obwohl sie für die medizinische Versorgung der Bevölkerung bis zum 19. Jahrhundert zentrale Bedeutung hatten. Die seit Mitte des 17. Jahrhunderts zünftig organisierte Berufsgruppe

(«Handwerkschirurgen») findet in die Standardliteratur der Medizingeschichte – wenn überhaupt – negativen Eingang. Sabine Sander vermag mit ihrer Untersuchung das Bild sorgfältig zurechtzurücken. Anhand der Handwerkschirurgen in Württemberg mit dem zeitlichen Schwerpunkt 18. Jahrhundert zeichnet sie ein umfassendes Bild mit beruflicher Tätigkeit, Ausbildung, Werdegang, wirtschaftlicher Lage und sozialem Stand dieser Berufsgruppe. Das reiche Quellenmaterial – wie z. B. die Zusammenstellung der Fachliteratur der Handwerkschirurgen aus Inventaren oder der von ihnen besessenen Arzneimittel aus Apothekenrechnungen – rundet das neu gezeichnete Bild ab.

Die leicht überarbeitete Dissertation von Sabine Sander stellt eine reichhaltige sozialgeschichtliche Fundgrube des alten Württembergs dar. So wird die untersuchte Gruppe in das württembergische Gesundheitswesen des 18. Jahrhunderts eingebunden, deren Verbreitung in Altwürttemberg nachgespürt und auf der «Mikroebene» exemplarisch am Beispiel von vier Chirurgenfamilien aufgezeigt. Sehr aufschlußreich ist die detaillierte Herausarbeitung, warum sich diese Berufsgruppe letztendlich nicht durchzusetzen vermochte, *nicht infolge medizinisch-therapeutischer, sondern politischer und taktischer Überlegenheit ihrer akademischen Rivalen*, wie Sabine Sander am Schluß ihres Buches vermerkt.

Die Autorin bedient sich einer gut lesbaren Sprache, medizinische Fachausdrücke und Zusammenhänge werden an Ort und Stelle erklärt. Im Anhang findet sich je ein Personen-, Orts- und Sachregister, die die Arbeit mit dem Buch – das sich aber auch ohne konkretes Erkenntnisinteresse sehr interessant liest – erleichtern. Zu bemängeln wäre lediglich der recht hohe Preis, den zu zahlen sich aber lohnt.

Aagje Ricklefs

GERHARD FRITZ: **Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit.** (Forschungen aus Württembergisch-Franken, Band 34). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 436 Seiten mit 15 Abbildungen. Leinen DM 48,-

Mit diesem Band knüpft Gerhard Fritz an seine bereits 1982 erschienene Monographie zur Geschichte des Klosters Murrhardt im Früh- und Hochmittelalter an. Ausgangspunkt ist dieses Mal die Situation des Klosters gegen Ende des 13. Jahrhunderts, als König Rudolf von Habsburg seinem illegitimen Sohn Albrecht von Schenkenberg, der sich später Graf von Löwenstein nannte, die Vogtei über Murrhardt übergab und dieser zur Stützung seiner eigenen Macht und zum Ausbau seiner Grafschaft dort eine Stadt gründete. Deutlich wird, daß die politische Geschichte des bereits im 9. Jahrhundert gestifteten Benediktinerklosters von nun an bestimmt wird von den Beziehungen zu den Vogtherren und der erstarkenden Stadt. Das änderte sich auch nicht, als das Kloster 1388 unter württembergische Vogtei kam.

Mit der Einführung der Reformation im Herzogtum Württemberg nach 1534 drohte dem Kloster Murrhardt das

Ende des monastischen Lebens. Wie dies zunächst verhindert wurde, dann 1552 aber doch zum Tragen kam, ist mithin der am anschaulichsten beschriebene Abschnitt der Klostersgeschichte. Seinen historischen Abriß vom 13. Jahrhundert bis zur Aufhebung des Klosters ergänzt der Verfasser mit Detailuntersuchungen: zu den wesentlichen Rechten und Besitzungen des Klosters, zur Religiosität und zum kulturellen Leben, zum militärischen Aufgebot Murrhardts im Rahmen des württembergischen Heeres im 15. und 16. Jahrhundert sowie zu den Äbten, Mönchen und Geistlichen auf Klosterpfarreien und Pfründen. Getrennt werden die Darstellung zur Geschichte und die Einzelthemen durch eine etwa 80 Seiten umfassende Studie zur *Sozialgeschichte der Stadt Murrhardt*, in der neben der baulichen Entwicklung und dem rechtlichen Status vor allen Dingen auf die Bevölkerung der Stadt, deren Zahl, Altersstruktur, Berufsstand und sozialen Rang eingegangen wird. Zumal sich in diesem Kapitel nur wenige Seiten mit dem Verhältnis von Stadt und Kloster beschäftigen, darüber hinaus der Autor aber klagt, daß hier nur ein kleiner Teil seines Manuskriptes zur Stadtgeschichte zum Druck gelangen konnte, wäre es besser gewesen, einen homogenen Klosterband zu publizieren und die Geschichte der Stadt Murrhardt, die ja auch nach der Reformation Bestand hatte, in einem eigenen «Stadtband» darzustellen. Dies kann allerdings ebensowenig wie die irrije Behauptung des Verlags, der Band sei mit vielen Abbildungen ausgestattet (es sind gerade 15!), den insgesamt guten Eindruck von diesem Werk schmälern, das tatsächlich einen wichtigen Beitrag zur geschichtlichen Landeskunde leistet und eine bisher schmerzlich empfundene Lücke in der Geschichtsschreibung zu den südwestdeutschen Klöstern schließt.

Wilfried Setzler

BEATE BECHTOLD-COMFORTY: **Alte Heimat – Neue Heimat. Zur Herkunft, Vertreibung und Integration der Heimatvertriebenen in Filderstadt.** (Filderstädter Schriftenreihe zur Heimat- und Landeskunde, Band 5). 192 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 18,- (zu beziehen bei der Stadtverwaltung, 7024 Filderstadt, Postfach 1180).

Die Verfasserin geht mit großer Sachkenntnis an das vielschichtige Thema heran. Sie versucht, die «objektive» Geschichte der Wissenschaft mit dem subjektiven Erleben der Betroffenen zu verbinden. Dies gelingt durch die Darstellung der Entwicklung der Vertreibungsgebiete von der Ansiedlung der Deutschen bis zur Flucht und Vertreibung. Behandelt werden die ehemaligen deutschen Ostgebiete, die Tschechoslowakei, Ungarn und Bessarabien. Die Berichte der dreißig Interviewpartner wurden von der Verfasserin nacherzählt, was der Lesbarkeit zugute kam und die Ursprünglichkeit keineswegs minderte. Im Rückblick auf die alte Heimat wird nicht nur eine heile Welt gesehen, sondern auch die dem 20. Jahrhundert eigenen Umwälzungen, zumindest in ihren Ansätzen, erkannt. Dies wurde auch in den Berichten über das Einleben in den Filderorten nach 1945 immer wieder reflektiert.

Die Herkunftsorte der Interviewpartner reichen von nur wenige Einwohner zählenden Orten über kleinere und mittlere Städte zu ausgesprochenen Oberzentren mit reichhaltigem Angebot an Schulen und kulturellem Leben, an Vereinen und mit einer im politischen Leben aktiven Bevölkerung. Die daraus und aus der teilweise konfessionellen Verschiedenheit herrührenden Hemmnisse oder Erleichterungen für das Einleben auf den Fildern werden bewußt gemacht.

Die Beschreibung der von den Heimatvertriebenen in den fünf damals noch selbständigen Filderorten angetroffenen Verhältnisse und der besonderen Probleme jener Jahre erinnert an die gewaltigen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, die von Alt- und Neubürgern erlebt wurden, die beiden Filderstadt zur gemeinsamen Heimat werden ließ.

Hans Binder

Ilfsfeld in Geschichte und Gegenwart. Ein Heimatbuch für Ilfsfeld, Auenstein und Schozach. Hrsg. von der Gemeinde Ilfsfeld 1990. 651 Seiten mit vielen, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 59,50

Heimatbücher richten sich anders als Werke der wissenschaftlichen Ortsgeschichte vermehrt an einen breiten Leserkreis. Sie sollen die Bevölkerung ansprechen, möglichst umfassend und allgemeinverständlich über den Heimatort in Vergangenheit und Gegenwart informieren, darüber hinaus dem Leser die Identifikation mit seinem Heimatort erleichtern oder oft auch erst zu einer solchen führen. Heimatbücher haben damit auch immer einen (kommunal-)politischen Hintergrund. Dies rechtfertigt nicht zuletzt die teils hohen, von der Gemeinde zu tragenden Kosten.

Das von dem Ilfsfelder Redaktionskollektiv Herbert Dierner, Martin Kühlbrey und Joachim Kübler unter der Leitung des ehemaligen Bürgermeisters der Gemeinde, Eugen Härle, zusammengestellte umfangreiche Heimatbuch dürfte denn auch den genannten Anforderungen voll und ganz genügen. Insbesondere der Historie gilt das Augenmerk der 48 Autoren, doch Geographie und Geologie finden in dem Werk ebenso Erwähnung wie das gegenwärtige Erscheinungsbild der Gemeinde, einschließlich statistischer Angaben.

Bei der fast unüberschaubaren Menge von 193 (!) Kapiteln ließ es sich wohl kaum vermeiden, daß die vielen Beiträge in Stil und Gehalt oft stark voneinander abweichen, teils auch zu kurz und unpräzise geraten sind; die Angaben zum Bürger- und Wahlrecht im 19. Jahrhundert (S. 157 f.) etwa können so nicht stehen bleiben. Neben angestrebter Wissenschaftlichkeit stehen Beiträge eher erzählenden Charakters; an anderer Stelle werden reine Bestandsaufnahmen vorgenommen (Statistik, Namen der Auswanderer aus den Ilfsfelder Teilorten, Listen der Pfarrherren, Schultheißen und Anwälte), teilweise gleitet der Band gar ins Anekdotische ab, so im Kapitel *Sagen, Geschichte und Geschichtchen*.

Der Umgang mit – vor allem der eigenen – Geschichte ist stets problematisch. Schon der Beitrag zu den Jahren 1933

bis 1945 die IIsfelder auffällig und berichtet recht wenig über die speziell IIsfelder Verhältnisse in den Jahren der Diktatur, scheut man hier das Nennen von Roß und Reiter, so gerät andererseits der Beitrag über die letzten Kriegstage allzu minutiös – wenn auch nicht ohne Interesse – zu einer lokalen Variante des Kriegstagebuchs des OKW. Auch wird man fragen dürfen, ob es der Bedeutung des die Gemeinde nachgerade umkrempehenden, das Ortsbild völlig verändernden verheerenden Brandes von 1904 gerecht wird, wenn an ihn nur in Form eines Faksimiles aus dem *Lesebuch für die evangelischen Volksschulen Württembergs* erinnert wird.

Doch Kritik ex post fließt leicht aus der Feder. Der Gemeinde IIsfeld ist zu dieser populär-historischen Publikation rundherum zu gratulieren. Das «Wenn-und-Aber» sei dem Rezensenten nachgesehen. Allerdings bleibt doch nachhaltig zu bemängeln, daß man auch in IIsfeld der in jüngster Zeit umsichgreifenden Tendenz, besser Unsitte, nachzugeben hat, Quellen und Literaturhinweise nicht mit abzudrucken, sondern im Archiv zu hinterlegen. So vermag das den Leser ob seiner Fülle fast schwindlig machende IIsfelder Kaleidoskop zwar recht gut und umfassend zu informieren und sicher auch zu delektieren, zum weiterreichenden, fragenden Umgang mit der Geschichte des Ortes wird es aber so wohl leider nur wenige anleiten können.

Raimund Waibel

Schwäbischer Heimatkalender 1992. In Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben von Heinz-Eugen Schramm. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1991. 128 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Broschiert DM 12,-

Thematisch breitgefächert, informiert der neue Schwäbische Heimatkalender in bewährter Aufmachung und in einer gelungenen Mischung über Persönlichkeiten, Landschaften, Kunst, Natur und Bräuche Schwabens. Auch dieser Jahrgang spricht wieder einen breiten Leserkreis an und wendet sich trotz seines Namens nicht nur an Schwaben, ist auch nicht nur für diese interessant.

In fundierter und dennoch leicht lesbarer Weise wird dem Leser Hintergrundwissen über seine Heimat vermittelt. So werden etwa zwei Städte vorgestellt: Markgröningen, das viele wegen seines Schäferlaufs kennen, und Schramberg, die kleinste Große Kreisstadt in Baden-Württemberg. Daneben finden sich Beiträge über *Thermen, Mineral- und Moorbäder*, über *Hermann Hesse und Calw* oder über den *Hochdorfer Keltenfürsten* und sein Grab. Aufmerksamkeit verdienen auch die Würdigungen, die einige herausragende, 1992 Jubiläum feiernde *Söhne und Töchter* Schwabens erfahren. Neben so prominenten Namen wie Gustav Schwab (1792–1850), Robert Bosch (1861–1942) oder Königin Olga von Württemberg (1822–1892) wird der Blick auch auf das vielseitige Werk des noch immer viel zu wenig bekannten Tübinger Professors Wilhelm Schickhard gelenkt, der 1623 die erste mechanische Rechenmaschine der Welt erfand.

Neben diesen historischen Themen stehen vor allem naturkundliche. So wird das Museum Hauff in Holzmaden mit seiner ausdrucksvollen Sammlung von Fossilien aus dem Schwarzen Jura beschrieben, werden Fledermäuse und Kreuzottern als gefährdete Tierarten vorgestellt, wird auf die Irndorfer Hardt, ein Kleinod der Schwäbischen Alb, oder auf das Problem der Gewässerrenaturierung eingegangen. Eine Vielzahl von Anekdoten, kleineren Geschichten und Gedichten rundet den Kalender ab, der insgesamt eine abwechslungsreiche und gut illustrierte Lektüre bietet.

Julia Genz

In einem Satz . . .

GUNTER HAUG: **Landesgeschichten. Denkwürdiges aus Baden, Württemberg und Hohenzollern.** Silberburg-Verlag Stuttgart 1990. 155 Seiten mit einigen Zeichnungen von Margit Vischer-King. Pappband DM 29,80

Leicht und kurz gefaßt geschrieben, anschaulich und spannend geschildert für jedermann, doch manchmal auch allzu oberflächlich und summarisch greift der Verfasser 30 denkwürdige Geschichten auf, die quer durch die Zeiten und bunt durchs Land Baden-Württemberg führen: So vom Leprosenhaus in Bad Wurzach, von den Forschungen im Kloster Beuron oder vom Erfinder des Kerbholzes in Vellberg bei Schwäbisch Hall.

HANS-GEORG WEHLING, DIETER LANGEWIESCHE (U. A.): **Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde. Teil II.** (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Band 18). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1991. 252 Seiten. Leinen DM 36,-

Zum bevorstehenden vierzigsten Jahrestag der Gründung von Baden-Württemberg legt die Landeszentrale für politische Bildung eine von Gelehrten mit Rang und Namen gefertigte Bilanz vor, die sich selbst so beschreibt: *Mit Blicken zurück in die Vergangenheit, mit der Besinnung auf bewahrens-werte Tradition, aber auch mit Blick auf die Zukunft, mit den Entwicklungsperspektiven unseres Bundeslandes.*

CHRISTIAN BEESE: **Markgraf Hermann von Baden (1628 bis 1691). General, Diplomat und Minister Kaiser Leopolds I.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 121. Band). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1991. 332 Seiten. Broschiert DM 38,-

Diese Biographie steht – Hermann war der fünfte Sohn des Markgrafen Wilhelm von Baden – beispielhaft für die Versorgungsprobleme und Karrierechancen vieler nachgeborener Söhne deutscher Fürsten in der Frühneuzeit.

BIS 31.12.
AUF ZUR
PRÄMIE.



**Wichtig für
junge Familien!***
Jetzt Sonder-
konditionen zum
Bauen oder
Kaufen –
zeitlich befristet!

Informationen bei Ihrer
LBS-Beratungsstelle
oder Ihrer Sparkasse.

* Darlehensnehmer unter
45 Jahren für eigen-
genutzte Immobilien.

LBS
Bausparkasse der Sparkassen

Classic
&
**V
a
r
i
o**

Jetzt geht es um
die volle Bauspar-
prämie und die
Vorteile des ver-
mögenswirksamen
Bausparens mit
Classic und *Vario*.
Also, es lohnt sich:
auf zur Prämie
des Jahres.
**Bis spätestens
31.12. zu uns.**

LBS und Sparkasse:
Unternehmen der
Finanzgruppe.

Wir geben Ihrer Zu-
kunft ein Zuhause.

KARL-HEINZ RUESS (REDAKTION): **Stadtbild der Stauferzeit.** (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst, Band 11). Stadtarchiv Göppingen 1991. 110 Seiten mit 30 Abbildungen. Pappband DM 22,50

Dieser Band vereinigt drei auf den Göppinger Staufertagen 1990 gehaltene Vorträge: von Harry Kühnel zu den Lebensverhältnissen um 1200, von Cord Meckseper zur Typologie und Verbreitung stauferzeitlicher Stadtgrundrisse und von Barbara Scholkmann über den Beitrag der Archäologie zur Erforschung der Stadt in der Stauferzeit.

Leben des Jakob Andreae, Doktor der Theologie, von ihm selbst mit großer Treue und Aufrichtigkeit beschrieben, bis auf das Jahr 1562. Lateinisch und deutsch. Eingeleitet, herausgegeben und übersetzt von HERMANN EHMER. Calwer Verlag Stuttgart 1991. 146 Seiten. Broschiert DM 43,-

Dieser einfühlsam, exakt und gut lesbar übersetzte Lebensbericht des Jakob Andreae – «Vater der Konkordienformel» und Kanzler der Universität Tübingen – ist als eine der seltenen Autobiographien des 16. Jahrhunderts eine ausgezeichnete Quelle für die südwestdeutsche Reformations- und Geistesgeschichte.

BERND OTTNAD (Hg.): **Badische Biographien. Neue Folge Band 3.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 334 Seiten. Leinen DM 48,-

Diese 183 Kurzbiographien im dritten von sechs geplanten Bänden schildern Leben und Werk von elf Frauen und 172 Männern aus allen Bereichen *der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, der Wirtschaft und der Verwaltung, der Kirchen, der Verbände und der Medien, die überregionale Bedeutung erlangt haben, durch Herkunft oder Lebensschicksal mit dem ehemaligen Land Baden eng verbunden waren und nach 1910 verstorben sind*, schreibt der Herausgeber.

GÜNTER SCHMITT: **Burgenführer Schwäbische Alb. Band 4: Alb Mitte-Nord. Wandern und Entdecken zwischen Aichelberg und Reutlingen.** Biberacher Verlagsdruckerei 1991. 376 Seiten mit 283 Abbildungen und Zeichnungen, darunter einige in Farbe. Pappband DM 49,-

Mit Lageplänen, Grundrissen, Zustandsberichten, Geschichtsdaten und Rekonstruktionsversuchen beschreibt Günter Schmitt 60 Burgen, Schlösser, Ruinen und Burgstellen auf der Uracher und Reutlinger Alb zwischen Aichelberg, Münsingen und Reutlingen: nicht nur für Burgenfreunde, sondern für alle, die Freude am Wandern und Interesse an der Heimat haben, ein nützlicher und informativer Band.

GABRIELE JUNGINGER (Hg.): **Maria Gräfin von Linden. Erinnerungen der ersten Tübinger Studentin.** Attempto Verlag Tübingen 1991. 160 Seiten. Broschiert DM 24,80

In der hier edierten Autobiographie beschreibt die 1869 auf Schloß Burgberg (Ostalb) geborene Maria Gräfin von Linden neben ihrer Herkunft, Kindheit und Schulzeit insbesondere ihren Kampf um die Zulassung als Studentin an der Universität Tübingen, was ihr dort als erster Frau 1892 gelang, und ihre Studienzeit, die sie mit der Promotion zur Dr. rer. nat. vier Jahre danach abschloß.

PANKRAZ FRIED (Hg.): **Forschungen zur schwäbischen Geschichte.** (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens, Band 4). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 370 Seiten. Kartoniert DM 52,-

Nur etwa die Hälfte der vierzehn Aufsätze beschäftigt sich mit Themen zur Geschichte Bayerisch-Schwabens, die anderen mit bayerischer und allgemeiner Landesgeschichtsforschung; besondere Beachtung verdienen Wolfgang Knabes gründlicher und anschaulicher Beitrag zum organisierten Übersee-Auswanderungswesen im bayerischen Schwaben 1840 bis 1863 sowie Eduard Nüblings Untersuchung zum *Lechrain als sprachliche Saumlandschaft zwischen den süddeutschen Großmundarten Bairisch und Schwäbisch-Alemannisch*.

GEORG HOLZWARH: **«Bei einem Wirte wundermild». Literarische Gasthäuser in Baden-Württemberg.** Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1990. 312 Seiten mit 37 Abbildungen. Gebunden DM 39,80

Von 22 Gaststätten, denen Dichter literarische Denkmäler gesetzt, die Dichtern Anregungen gegeben oder gar Heimstatt geboten haben, handelt dieses Buch: von der «Sonne» in Ebersbach, dem «Lamm» in Tübingen, dem «Löwen» in Sigmaringen oder der «Krone» in Kirchheim unter Teck, um einige zu nennen.

DIETER MANZ: **Rottenburger Miniaturen.** Aus den Veranstaltungskalendern 1983–1988. Stadt Rottenburg am Neckar 1991. 255 Seiten. Pappband DM 28,-

Beinahe fünfzig Themen, Miniaturen, werden in diesem Band zusammengefaßt, zum Stadtbild, zu den Kirchen und Klöstern, den Bau- und Kunstwerken, den Künstlern und Kunsthandwerkern, zur Kulturgeschichte und zum Brauchtum, zum Handwerk und Gewerbe, zur Landwirtschaft und zum Weinbau sowie zur Familien- und Personengeschichte: alles kleine Bausteine, die insgesamt anschaulich über die Domstadt und die ihr einverlebten Orte informieren.

Ein Weihnachtsgeschenk für 366 Tage –

Ein Geschenk-Abonnement der Zeitschrift Schwäbische Heimat

GESCHENK-GUTSCHEIN

über ein Abonnement
für die
Zeitschrift

SCHWÄBISCHE HEIMAT

– 4 Ausgaben –

im Jahre:

1992

von: _____

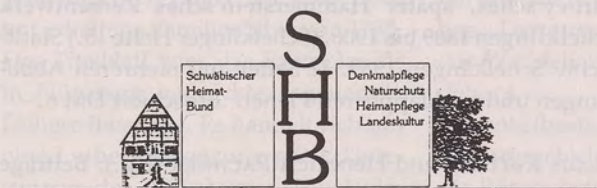
Ort: _____

für: _____

Ort: _____

Die Geschäftsführung: _____

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND



Charlottenplatz: 17 ● 7000 Stuttgart 1
Telefon: 07 11 / 22 16 38 ● Telefax: 07 11 / 29 34 84

*für Enkel
für Kinder
für Eltern
für gute Freunde
für Tanten und Onkels
für aufmerksame Nachbarn*

● für alle bietet der Schwäbische Heimatbund ein passendes Weihnachtsgeschenk – ein Geschenk-Abonnement der Zeitschrift Schwäbische Heimat. Dazu brauchen Sie sich auch nicht in den vorweihnachtlichen Einkaufstrubel zu stürzen – das Geschenk-Abonnement kommt (beinahe) ohne Ihr Zutun ins Haus. Die Zeitschrift Schwäbische Heimat erinnert 366 Tage im Jahr an Ihre gute Geschenk-Idee.

Und so bestellen Sie ein Geschenk-Abonnement:

- Sie bestellen formlos – bitte schriftlich – ein Geschenk-Abonnement beim Schwäbischen Heimatbund.
- Sie nennen uns Ihre Anschrift sowie Name und Anschrift des Beschenkten.
- Sie erhalten vom Schwäbischen Heimatbund einen Geschenkgutschein, den Sie selbst ausfüllen und dem Empfänger überreichen können.
- Mit dem Gutschein geht Ihnen auch die Rechnung für das Geschenk-Abonnement zu. Jährlicher Bezugspreis: DM 44,- inklusive Porto.
- Der von Ihnen Beschenkte erhält für ein ganzes Jahr (4 Ausgaben) kostenlos unsere Zeitschrift Schwäbische Heimat.

Sollten Sie noch Fragen oder besondere Wünsche haben, so wenden Sie sich an die Geschäftsstelle. Wir helfen Ihnen gerne weiter.

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an unsere Geschäftsstelle:

Schwäbischer Heimatbund, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638

GERHARD W. BAUR (Hg.): **Alemannisch-schwäbische Mundartliteratur nach 1945.** Formen – Entwicklungen – Tendenzen diesseits und jenseits des Rheins. Konkordia Verlag Bühl 1989. 125 Seiten. Kartoniert DM 24,80

In den vier Beiträgen dieses Heftes wird deutlich, daß die alemannische, schwäbische, elsässische und schweizerische Mundartdichtung sich seit den sechziger Jahren neuer Themenkreise angenommen hat – Umwelt, Randgruppen, Protestbewegung –, von dort Impulse erhielt und keineswegs im Sterben begriffen ist, wie manchmal prognostiziert wird.

WALTER SPRINGER, HEINRICH R. LANG und WOLFGANG SCHÜTZ: **Tübingen. Die junge alte Universitätsstadt.** Friedrich Bahn Verlag Konstanz 1989. 88 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 14,80

Dieses Büchlein ist ein Appetit-Anreger, der skizzenhaft, doch gut lesbar einführt in die Geschichte Tübingens und neugierig macht auf die Stadt, die wie wenig andere das deutsche Geistesleben mitgeprägt hat und noch immer mitprägt.

Wangen im Allgäu zwischen gestern und heute. Fotografie Rupert Leser; Texte von Katharina Adler, Maria Beig, Heinz-Dieter Bahr, Jörg Leist und Rudolf Sigerist; Gestaltung Ekhard Maus. Verlag J. Walchner Wangen 1990. 152 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Leinen DM 79,50

In diesem repräsentativen, großformatigen Band werden die Stadt Wangen, die sie umgebende Landschaft und vor allem die in ihr wohnenden Menschen in Text und Bild, in Geschichte und Gegenwart lebendig, informativ, poetisch und sachlich zugleich porträtiert: hervorragend gestaltet und von herausragenden Fotos getragen.

Weitere Titel

ROLF LOHBERG (Hg.): **Freizeit. Schwäbische Alb, Neckarland, Hohenlohe. 1000 Tips.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 256 Seiten mit 162 Abbildungen. Kartoniert DM 24,80

HERMANN FREUDENBERGER: **Freundschaften sind wie Gärten.** (Edition Johannes Kuhn, Band 3). Quell Verlag Stuttgart 1991. 96 Seiten. Kartoniert DM 12,80

Die Vaihinger Musterungslisten 1521 bis 1633. Herausgegeben und eingeleitet von MANFRED SCHECK. (Beihefte zur Schriftenreihe der Stadt Vaihingen a. d. E.). Selbstverlag der Stadt Vaihingen 1991. Heft 1. 138 Seiten. Broschiert DM 8,-

lag der Stadt Vaihingen 1991. Heft 1. 138 Seiten. Broschiert DM 8,-

HELMUT WEIMERT: **Die römische Vergangenheit Heidenheims und seiner Partnerstädte.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Heidenheim a. d. Brenz, Heft 7). Heidenheim 1991. 84 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 5,-

GERTRUD FIEGE: **Ludovike Simanowiz. Eine schwäbische Malerin zwischen Revolution und Restauration.** (Marbacher Magazin 57). Deutsches Literaturarchiv Marbach 1991. 80 Seiten mit 37, teils farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 10,-

KARL NAFF: **Der Schultes. Anekdoten ums Rathaus.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1919. 126 Seiten mit 8 Zeichnungen von Mechthild Schöllkopf-Horlacher. Pappband DM 19,80

CORNELIA RAUH-KÜHNE: **Katholisches Milieu und Kleinstadtgesellschaft. Ettlingen 1918 bis 1939.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 433 Seiten mit 23 Abbildungen und 52 Tabellen. Leinen DM 68,-

HELMUT MAURER: **Jürgen Sydow. Cum omni mensura et ratione. Ausgewählte Aufsätze. Festgabe zu seinem 70. Geburtstag.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 466 Seiten. Leinen DM 78,-

GERHARD SCHLENKER: **Mensch und Umwelt – Natur und Schöpfung. Nicht auf Gestern hoffen.** (Wilhelm-Münker-Stiftung, Heft 32). Siegen 1991. 50 Seiten. Broschiert DM 3,20 (zu beziehen über Wilhelm-Münker-Stiftung, Postfach 100844, 5900 Siegen).

WOLFGANG URBAN: **Wilhelm von Hirsau. Reformier und Klostergründer.** Schwabenverlag Ostfildern 1991. 96 Seiten und einige, meist farbige Abbildungen. Broschiert DM 12,80

FRANZ ROTHENBACHER: **Anfänge der Zementfabrikation: Barbey'sches, später Hammerstein'sches Zementwerk Schelklingen 1889 bis 1906.** (Schelklinger Hefte 15.) Stadtarchiv Schelklingen 1989. 32 Seiten mit mehreren Abbildungen und ausklappbaren Plänen. Broschiert DM 6,-

KLAUS KULINAT und HEINRICH PACHNER (Hg.): **Beiträge zur Landeskunde Süddeutschlands. Festschrift für Christoph Borchardt.** (Stuttgarter geographische Studien, Band 119). Geographisches Institut der Universität Stuttgart 1989. 371 Seiten mit einigen Skizzen, einer Karte. Broschiert DM 44,-

Von Stuttgart nach Berlin. Die Lebensstationen Hegels. Bearbeitet von FRIEDHELM NICOLIN. (Marbacher Magazin 56, Sonderheft.) Deutsche Schillergesellschaft Marbach a. N. 1991. 100 Seiten mit 65 teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 10,-

«Fahndungsaktion» nach alten Bibeln

(epd) Auf historische Bibelausgaben haben es Mitglieder württembergischer Kirchengemeinden zur Zeit besonders abgesehen. Aus Anlaß des ökumenischen «Jahres mit der Bibel 1992» wird vor allem nach altehrwürdigen Familienbibeln «gefahndet», die in eine große Wanderausstellung der Württembergischen Bibelgesellschaft (Stuttgart) einbezogen werden sollen. Wie groß die Nachfrage nach dieser im Bibelhaus in Stuttgart-Möhringen in Arbeit befindlichen Bibelschau ist, zeigt sich an den Vormerkungen: Quer durch Württemberg ist die Ausstellung nach Angaben des verantwortlichen Mitarbeiters, Helmut Maile, an über 200 Tagen fast schon ausgebucht. Die Ausstellung wird allerdings nicht in erster Linie historisch ausgerichtet sein, sondern soll auch die heutige Bedeutung des «Buches der Bücher» veranschaulichen und Impulse zum Umgang mit der «Schrift» geben.

Vor wenigen Monaten stieß Maile aufgrund eines Zeitungsberichts in Waiblingen-Hegnach auf eine noch gut erhaltene Familienbibel von 1788. Das Titelblatt wies das Exemplar als in Nürnberg gedruckte sogenannte Dilherr-Bibel aus. Es handelt sich um eine Lutherübersetzung mit Erläuterungen des Nürnberger Theologieprofessors und namhaften Predigers an St. Sebald, Johann Michael Dilherr. Aus dem Familienbesitz und -gebrauch stammend, gelangte das Buch über Ilshofen nach Hegnach. Besonders kostbare Bibelfunde sollen von der Württembergischen Landesbibliothek daraufhin geprüft werden, ob sich gegebenenfalls eine Restaurierung lohnen würde.

«Mosttrinker» sind «Naturschützer»

(lsw) Der Erhalt der Streuobstwiesen in Baden-Württemberg sichert nach den Worten von Umweltminister Erwin Vetter Lebensräume für selten gewordene Tier- und Pflanzenarten. Durch den verstärkten Genuß von Apfelsaft, Most und Obst aus diesen Beständen könne jeder dazu beitragen, daß der wirtschaftliche Wert der Streuobstwiesen erkannt und die Bäume erhalten werden. Der Minister stellte in diesem Zusammenhang fest: «Mosttrinker sind Umweltschützer.»

Beim traditionellen Streuobstbau sind hochstämmige Obstbäume locker über die Landschaft «gestreut», im Gegensatz zu den modernen Obstplantagen, die für den Artenschutz nach den Worten von Vetter «bedeutungslos» sind. Je älter die Obstbäume, um so wertvoller sind sie: Auf einem alten Apfelstamm können beispielsweise 1000 verschiedene Tierarten leben. Astlöcher und Stammhöhlen sind Nistbiotope für Höhlenbrüter. Über 50 Brutvogelarten können in Streuobstbeständen leben. Darunter so gefährdete Arten wie Wendehals, Steinkauz oder Wiedehopf.

Streuobstbestände sind eng mit der Kulturgeschichte verbunden. Bereits die Römer brachten Obstsorten nach Mitteleuropa. Im Mittelalter wurden von den Klöstern Obstgärten angelegt. Später dehnten sie sich von der direkten Umgebung der Dörfer in die freie Landschaft aus. Geeignet waren ackerbaulich ungünstige Lagen oder ehemalige Weinberge. In den 60er Jahren wurden viele Streuobstwiesen großflächigen Neubaugebieten geopfert.

Bannwald ist der «Urwald von morgen»

(epd) Als «Urwälder von morgen» hat Forstpräsident Konrad Bauer am 21. August die zwölf nordwürttembergischen Bannwälder mit einer Fläche von 240 Hektar bezeichnet. Der Bannwald sei ein bisher im Land so nicht existierendes Totalreservat, in dem keine menschlichen Eingriffe stattfänden, so der Forstpräsident des Regierungsbezirks Nordwürttemberg vor Journalisten im Klosterwald Schöntal, dessen Kern der Bannwald «Hofstatt» darstellt. In diesem Klosterwald, der Forschungsobjekt der Freiburger Forstversuchsanstalt wird, sollen sieben ehemalige Klosterseen und 20 Feuchtbiotope reaktiviert werden.

Schwarzspecht, Eisvogel und Reiher erhalten in den Schon- und Bannwäldern neue Lebensräume, erklärte der Schöntaler Forstamtsleiter Walter Dürr, der zugleich auf dem massiven und jetzt unter Aufbietung aller Personalreserven bekämpften Borkenkäferbefall hinwies, dem in seinem Forstamt heuer über 2500 Festmeter Holz zum Opfer gefallen seien. Im Laub-Bannwald setze sich der Borkenkäfer nicht fest. Der Schöntaler Klosterwald stellt das größte regionale Laubholz-Schonwaldgebiet Baden-Württembergs dar.

Das durch die Sturmschäden von 1990 beschleunigte Ausweisen von Waldschutzgebieten, die in Baden-Württemberg 1,2 Prozent des öffentlichen Waldgebietes ausmachen werden, sei seit Anfang des Jahrhunderts nur selten erfolgt. Das älteste, 1911 ausgewiesene Schutzgebiet des Landes liege am «Wilden See» im Nordschwarzwald, teilte Forstpräsident Bauer weiter mit.

Esslingen und Altbach uneins über Neckarauen

(EZ) Für die Schifffahrt begradigt, durch Schleusen gestaut und für die Energiegewinnung genutzt, so stellt sich der Neckar auf den meisten seiner 371 Kilometer heute dar, und Hölderlin müßte lange suchen nach den von ihm einst gepriesenen «lieblichen Wiesen und Uferweiden». Doch in manchen Seitenarmen hat sich der Fluß seine Ursprünglichkeit bewahrt und fließt behäbig Seite an Seite mit seinem begradigten Bruder. Auch in Altbach hat der «Alte Neckar» seine Funktion als Lebensader der Gemeinde abgetreten. Doch er darf nicht ruhen, seit Jahren schwelt ein Streit zwischen Altbach und Esslingen um Wiesen und Weiden entlang des Neckars. Ein Streit, dessen Wellen bis zum Verwaltungsgerichtshof in Mannheim schlugen – der letzten Station des Flusses, bevor er in den Rhein mündet.

Begonnen hatte alles im Jahre 1984. Der Deutsche Bund für Vogelschutz in Esslingen hielt das Gebiet um den «Alten Neckar» für schützenswert und brachte beim Regierungspräsidium in Stuttgart eine Eingabe vor, diesen Landstrich zum Naturschutzgebiet zu erklären. Die zuständige Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege prüfte den Antrag, befand ihn für unterstützenswert und die Dinge nahmen zunächst ihren gewohnten Lauf. In einem Anhörungsverfahren wurden die anliegenden Gemeinden, Verbände und Behörden um Stellungnahme gebeten und über öffentliche Bekanntmachungen die Vereine und Gewerbetreibenden informiert. Doch schon damals zeichnete sich ab, daß vor allem der Stadt Esslingen und den anliegenden Firmen die Absicht, einige Teile des geplanten Gewerbegebiets zum Naturschutzgebiet zu erklären, ziemlich mißfiel. Sahen sie sich doch zu Recht in ihren Möglichkeiten zu expandieren in erheblichem Maße beschränkt. Als der Erlaß schließlich Wirklichkeit werden sollte, klagten die Stadt Esslingen und eine Firma gegen diesen Schritt. Die Richter des Verwaltungsgerichtshofes in Mannheim gaben ihnen in einem Normen-

kontrollverfahren in einigen Teilen recht, und der Plan «Natur- und Landschaftsschutzgebiet Alter Neckar» mußte geändert werden.

Auf jeden Fall unzufrieden sind die Verantwortlichen der an den «Alten Neckar» grenzenden Gewerbegebiete, die in Zukunft «mit zum Teil erheblichen Einschränkungen ihrer Aktivitäten» rechnen, so ein Firmenbesitzer. Aber auch die Naturschützer zeigen sich über den Verlauf der Dinge enttäuscht. «Seit zwanzig Jahren geht es mit diesem Gebiet schon hin und her», meint Dietrich Francke vom Deutschen Bund für Vogelschutz, «und es ist ständig schlechter geworden.» Es reiche nicht aus, an vielen Stellen nur die rund sechs bis sieben Meter breite Böschung des Neckars zum Naturschutzgebiet zu erklären. «Bei Kompromissen wie diesem zieht der Naturschutz grundsätzlich den kürzeren», so Dietrich Francke, «und am Ende kommen dann solche Rudimente wie das Gebiet «Alter Neckar» heraus.»

Nur die Verantwortlichen der Stadt Esslingen, die noch gegen den ersten Plan vor Gericht gezogen waren, sind sich sicher, mit der jetzigen Lösung durchaus leben zu können. «Was das Gebiet in Esslingen betrifft, haben wir keine Einwände mehr», resümiert Robert Hepperle, Leiter des Grünflächenamtes. Ja, man habe nach den jahrelangen Wortwechseln nun Taten folgen lassen und bereits Teile des Gebietes auf Esslinger Gemarkung mit einer besonderen Naturschutzbepflanzung versehen. Doch ist dies nicht mehr als eine «nette Geste», nachdem die Initiative gegen den ersten Plan vor allem von der Stadt Esslingen ausging. Wenn kein zweites Gerichtsverfahren angestrengt werde, könne frühestens Ende des Jahres das Gebiet «Alter Neckar» als Natur- und Landschaftsschutzgebiet ausgezeichnet werden, so die zuständige Sachbearbeiterin im Regierungspräsidium. Das Dilemma ist, daß die Ausdehnung der Industriebetriebe immer die Zerstörung der Natur nach sich ziehen wird.

Donau erhält ihr altes Bett zurück

(epd) Die obere Donau soll sich wieder in ihrem alten Bette wälzen. Der baden-württembergische Umweltminister Erwin Vetter kündigte dies im August in Sigmaringen an und stellte ein «integriertes Donauprogramm» vor, das bis an die Landesgrenze in Ulm reicht. Das neue Konzept «Flußlandschaft Donau» soll den Schutz vor Hochwasser mit der Verbesserung natürlicher Wasser-Rückhalträume verbinden.

Gedacht sei an das Anheben der Donaurohle und das Verlängern des Donaubettes, um so wieder zeitweilig durchströmte Alt-Arme und Stillgewässer zu ermöglichen. So könnten ursprüngliche Lebensräume für Pflanzen und Tiere neu entstehen und zugleich werde der Wasserabfluß bei Hochwasser verzögert, kündigte Vetter an. Naturverträgliches Heimischwerden der für diese Flußlandschaft typischen Pflanzen und Tiere sollen die Regierungspräsidien Tübingen und Freiburg in den kommenden Jahren Zug um Zug umsetzen. Vetter räumte ein, daß dies eine Aufgabe sei, die über die Jahrtausendwende hinweg reiche.

1991 war ein schlimmes Borkenkäferjahr

(lsw) Durch den trockenen Sommer ist die diesjährige Borkenkäferplage zur verheerendsten seit zehn Jahren geworden. Wie Markus Haller, Pressesprecher der Forstdirektion Stuttgart, in Schöntal erklärte, sind 50 000 bis 80 000 Festmeter Holz im Forstbezirk Nord-Württemberg von den Käfern befallen. Auf den 8 000 Hektar Sturmfläche in Nord-Württemberg, die durch die Stürme im vergangenen Jahr entstanden sind, lade das angefallene Reisig die Käfer geradezu ein. Jetzt nähmen die Borkenkäfer, mittlerweile in der dritten Generation, nach dem Totholz auch die Baumbestände an den Rändern der Sturmflächen in Angriff. Bei Befall der zwei bis drei Millimeter großen Tiere sterben die Bäume ab.

Ein Mannheimer mit lebhaften Umsätzen:

„An Aktien verdienen kann auch, wer Kursberichte nur am Wochenende liest.“



Voraussetzung dafür ist eine langfristig durchdachte Anlagestrategie, die man gemeinsam mit börsenerfahrenen Beratern ausarbeitet.

So bekommt man erstens Einblick in die Vielzahl unterschiedlicher Anlagefor-

men, angefangen von festverzinslichen Wertpapieren über Wandel- und Optionsanleihen bis hin zu Aktienoptionen und Futures. Zweitens kann man so kurzfristige Spekulationen als Resonanz auf bloße Börsengerüchte ausschließen.

Besonders, weil die Kundenberater der Baden-Württembergischen Bank ihre Anlageempfehlungen auf umfassende Informationen von den Weltbörsen stützen.

Wenn Sie also nicht selbst Tag für Tag auf Aktienkurse, Zins-

veränderungen und Kapitalmarktentwicklungen achten wollen, um sich langfristig ein Vermögen aufzubauen, dann sprechen Sie

mit Ihrem Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank. Erruft Sie zurück, wenn Sie uns kurz anrufen: (0711) 20 94-6 99.



Die Baden-Württembergische Bank.

Steinbrüche als «Fenster» in die Geschichte

(PM) Welchen Stellenwert naturbelassene Steinbrüche für den Natur- und Landschaftsschutz einer Großstadt wie Stuttgart haben, machte Umweltbürgermeister Jürgen Beck im September bei einer Pressebegehung am Beispiel der Steinbrüche «Stephan», Bad Cannstatt, und «Haas», Münster, deutlich. «Sich selbst überlassen, werden Steinbrüche in relativ kurzer Zeit zum Ersatzlebensraum und Rückzugsgebiet für selten gewordene Tiere und Pflanzen. Es entstehen Trittstein-Biotope, die im Verbund mit anderen ökologischen Restflächen auch in einem Ballungsraum das Überleben zahlreicher Arten sichern können», so das Fazit des Umweltbürgermeisters.

Einer der letzten unverfüllten Steinbrüche im Muschelkalk ist der etwa 5000 Quadratmeter große «Stephan». Vom Besitzer, der Firma Bau Stephan KG, wird er derzeit als Lagerplatz genutzt. Aus mehreren Gründen – nicht zuletzt wegen des Lärmschutzes – würde sich das Gelände für den Bau einer Bauschutt-Recycling-Anlage anbieten. Die Kehrseite der Medaille wäre jedoch, daß eine solche Anlage das Bild der als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesenen Gegend erheblich stören würde, Flora und Fauna durch die intensive Benutzung des Geländes weitgehend beeinträchtigt würden. Prominentestes Beispiel für die Tiere: Der vom Aussterben bedrohte Wanderfalke. Der Greifvogel, von dem es in Stuttgart nur ein gesichertes Brutpaar gibt, hat den Steinbruch «Stephan» inzwischen als Ansitz- und Fraßplatz akzeptiert.

Der Steinbruch «Haas» befindet sich im Besitz der Stadt und bietet eine Besonderheit von überregionaler Bedeutung: Travertin, ein schon in der Antike geschätztes Baumaterial, der als abgelagerter Sauerwasserkalk in einer charakteristischen, ockergelben Farbe dort entstand, wo Mineralquellen austraten. Neben dem angrenzenden Steinbruch «Lauster», der noch in Betrieb ist, findet man im Steinbruch «Haas» die wichtigsten und ältesten Travertin-Vorkommen

im gesamten Stuttgarter Raum. Im Travertin wurden so bedeutende archäologische und paläontologische Funde gemacht, wie Lagerplätze von Urmenschen mit einer Anzahl von Gerätschaften oder Knochenreste von Waldelefant und Mammut, die zu den herausragenden Exponaten des Stuttgarter Naturkundemuseums gehören.

Durch die Stilllegung hat sich in Teilen des Steinbruchs eine weitgehend unbeeinflusste Vegetation entwickelt. Der Steinbruch «Haas» ist schon heute Lebensraum für eine der größten Eidechsen-Populationen in Stuttgart. Er bietet aber auch anderen Kleinlebewesen und Wildbienen ideale Lebensbedingungen inmitten von Industrieanlagen und Siedlungsgebieten. Auch für den Steinbruch «Haas» gibt es Pläne für eine intensive Nutzung, nachdem eine Firma Interesse an einem weiteren Travertin-Abbau bekundet hat.

Nach Auffassung des Umweltbürgermeisters überwiegen die Gesichtspunkte von Landschafts- und Naturschutz das Interesse, das der Umweltschutz selber an einer intensiven Nutzung der beiden Steinbrüche «Stephan» und «Haas» hat. Die letzten intakten Steinbrüche seien – wie Streuobstwiesen oder alte Weinberganlagen – ein Teil der vom Menschen geprägten Kulturlandschaft des Neckarraumes. «Sie gehören zum Bild unserer Heimat genauso wie der Neckar selbst, die Weinberge und die Obstbäume», betont der Bürgermeister.

Ozonloch: Sind Ernteauffälle die Folge?

(STZ) Die durch das Ozonloch ausgelöste Verstärkung der ultravioletten Strahlung kann in absehbarer Zeit der Pflanzenwelt so großen Schaden zufügen, daß weltweit mit erheblichen Ernteauffällen zu rechnen ist. Mit dieser alarmierenden Nachricht reiste der Freiburger Biologe und Universitäts-Professor Eckhard Wellmann im September zur Strahlenkonferenz der Vereinten Nationen in Nairobi. Wellmann hat zusammen mit seinen Mitarbeitern über Jahre

hinweg die Auswirkungen untersucht, die der ständig wachsende UV-Streß auf Pflanzen hat. Erstmals haben sie dabei Modellsysteme entwickelt, mit deren Hilfe die UV-Empfindlichkeit der Pflanzen gemessen werden kann.

Ergebnis dieser Untersuchungen ist die Erkenntnis, daß die natürlichen Abwehrmechanismen von Pflanzen nicht ausreichen, um die durch das Ozonloch dringenden zusätzlichen UVB-Strahlen abzuwehren. Das Schutzsystem, vergleichbar der Bräunung der menschlichen Haut, funktioniert zwar sehr viel schneller als das des Menschen, reicht aber nur für die «normale» ultraviolette Strahlung aus. Die überzähligen Strahlen führen bei der Pflanze nicht nur zu äußerlich sichtbaren Schäden. Sie verändern die Erbsubstanz gleichzeitig so, daß das gesamte Schutzsystem zusammenbricht. Zwar ist dieser Fall von der Natur noch vorgesehen: Ein in der Pflanze vorkommendes Enzym, die Photolyase, ist in der Lage, die Abwehrmechanismen wieder in Gang zu setzen.

Die Forschungen der Freiburger Biologen, die jetzt erstmals die Rolle dieses Reparaturenzyms durchleuchtet haben, kamen aber auch hier zu entmutigenden Ergebnissen: Zu hohe UV-Dosen setzen nicht nur das natürliche Schutzsystem der Pflanzen außer Kraft, sondern auch das rettende Enzym. Die ansteigende UVB-Strahlung führt deshalb nach Überzeugung der Biologen früher oder später zu «Sonnenbrand» und «Sonnentod». Als Folge dieser Entwicklung, so sie anhält, rechnet Wellmann bereits in fünf bis zehn Jahren weltweit mit spürbaren Ernteauffällen.

Mit einer Verbesserung der Situation rechnet er indes nicht: «Das Ozon-Problem kommt erst auf uns zu», glaubt er und sieht nur noch zwei mögliche Auswege: Entweder die Pflanzenwelt «arrangiert sich» mit den Umständen, wie schon öfter in der Vergangenheit, oder der Mensch sichert sich seine Nahrung in Zukunft durch Gen-Manipulation an der Pflanze.

Nicht gesucht und doch gefunden?

Na klar. Zuverlässig und zeitgemäß können Sie jetzt all die Sachen unterbringen, die sich bisher oft und gern suchen ließen - Briefe, Angebote, Garantiescheine, Gebrauchsanweisungen . . .

Leitz bietet Ihnen ein großes Programm attraktiver Ordnungshelfer, „verpackt“ in schickes Design und schöne Farben.

Leitz Ordnungshelfer - damit Sie finden ohne zu suchen. Lassen Sie sich informieren.



LEITZ

Coupon: Ja, ich will finden ohne zu suchen
Senden Sie mir die Broschüre „Leitz macht Ihre Ordnung leichter“
(Ordnungshelfer für zu Hause) die Broschüre „Ordnung im Jugend-Stil“
(Ordnungshelfer für Schule und Studium) und dazu den aktuellen
Leitz Gesamt-Katalog.

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Louis Leitz
Postfach 3007 20
7000 Stuttgart 30



Kern-Relief für Haller Museum

(PM) Das Hällisch-Fränkische Museum in Schwäbisch Hall hat als neue Dauerleihgabe des Landes Baden-Württemberg aus Lotto-Toto-Mitteln ein Relief von Leonhard Kern (1588–1662) erwerben können, das die Schwerpunktsammlung dieses bedeutenden deutschen Kleinplastikers, der seit 1620 bis zu seinem Tod in der Reichsstadt Schwäbisch Hall ansässig war, im Haller Museum wesentlich bereichert. Das um 1635 ent-

standene Werk aus Solnhofener Stein stellt die «Kreuzigung des hl. Petrus» dar und greift in freier Abwandlung eine Gemäldekomposition auf, die Guido Reni als einer der bedeutendsten italienischen Maler des Frühbarocks 1604/5 für die römische Kirche San Paolo alle Tre Fontane (heute in der Pinakothek des Vatikans) geschaffen hatte. Leonhard Kern hatte sich selbst 1609–14 in Italien aufgehalten und dürfte damals das vieldiskutierte und rasch in Stichen verbreitete Gemälde Renis selbst gesehen haben. Im Oeuvre Kerns ist das wohl für ei-

nen Hausaltar geschaffene Relief deutlicher Beweis für seine auch nach der Rückkehr nach Deutschland weitergeführte Auseinandersetzung mit dem italienischen Barock, die seinen zugleich mit Renaissancetraditionen verknüpften Skulpturen ihren bedeutenden Rang in der deutschen Plastik des 17. Jahrhunderts verleiht.

Badisches Landesmuseum: Siebenmorgen neuer Chef

(lsw) Der baden-württembergische Kunstminister Klaus von Trotha beruft Harald Siebenmorgen zum Nachfolger von Volker Himmelein als Direktor des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. Wie das Ministerium am 12. September in Stuttgart mitteilte, ist der 1949 in Koblenz geborene Kunsthistoriker, der unter anderem Lehraufträge an den Universitäten Tübingen und Stuttgart wahrnimmt, seit 1986 Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums und seit 1988 auch für die Städtische Galerie in Schwäbisch Hall verantwortlich.

Naturschutzzentrum im Bahnhof von Beuron

(epd) Ein bis zwei Naturschutzzentren will der baden-württembergische Umweltminister Erwin Vetter in jedem Regierungsbezirk entstehen lassen. Das erste derartige Begegnungszentrum für Landwirte, Naturschützer und Kommunalpolitiker soll im Gebäude des Bahnhofs Beuron mit seiner Informations- und Bildungsarbeit beginnen, kündigte Vetter im August in Beuron an. Einem weiteren Raubbau an der Natur will der Minister auch dadurch begegnen, daß er mindestens zehn Prozent der Landesfläche unter einen «höherwertigen gesetzlichen Schutz» stellt, wie dies für sechs Prozent der Landesfläche bereits in dem Entwurf für ein Biotop-Schutzgesetz festgeschrieben sei. Vorgesehen sei u. a. der Schutz von Bachläufen und offenen Felsen. Täglich würden in Baden-Württemberg zwischen zehn und elf Hektar versiegelt, gab Vetter zu bedenken.

Esslinger Marktplatz steht im Denkmalsbuch

(EZ) Nachdem sich Kommunalpolitiker und Planer schon längst von dem Projekt verabschiedet hatten, sind etwaige Überlegungen jetzt endgültig vom Tisch: Unter dem Esslinger Marktplatz darf keine Tiefgarage gebaut werden. Und wenn es irgendwann doch noch einmal zu einer maßvollen Bebauung des Areals kommen sollte, dann wird dabei große Rücksicht auf die archäologischen Funde im Erdreich zu nehmen sein.

Garantiert wird solch behutsamer Umgang mit dem Marktplatz durch die Eintragung ins Denkmalsbuch von Baden-Württemberg – einen Schritt, über den nun auch der Ausschuß für Technik und Umwelt im Esslinger Rathaus informiert worden ist. Auch wenn die Unterwelt im Bereich des Kulturdenkmals erst teilweise erforscht ist, steht eines längst fest: Unter der Oberfläche warten mit Sicherheit hochinteressante Funde. Hinweise werden in erster Linie auf das 1230 entstandene Katharinen-Spital erwartet, das zwischen 1811 und 1817 mit Ausnahme der heute noch stehenden Kelter (Kielmeyersches Haus) abgerissen worden ist. Eine archäologische Untersuchung dürfte wichtige Daten über den «wohl wichtigsten Repräsentanten des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Sozialwesens und Wirtschaftslebens in Esslingen» bringen, wie es in einer Stellungnahme des Landesdenkmalamtes heißt.

Verstärkt hat sich das Interesse zuletzt noch durch die Untersuchungen im Bereich des Geiselbachs, der den Marktplatz unterquert und bei der Agnesbrücke in den Roßneckar einmündet. Die Gewölbe, auf die man dort im Winter 1986/87 gestoßen ist, erlauben bereits jetzt wichtige Aufschlüsse über die Baugeschichte.

Berücksichtigt worden ist der Denkmalcharakter des Marktplatzes übrigens bereits im Ideenwettbewerb, der zur Neugestaltung des Areals stattgefunden hat. Eine Tiefgarage ist danach ebenso ausgeschlossen wie eine Bebauung, die mit Eingriffen in die Unterwelt verbunden ist.

Als Broschüre erhältlich: «Denkmal vor Gericht»

(SHB) «Wer bestimmt, ob ein ausranzierter Bahnhof ein Denkmal ist – die Bundesbahn oder der Regierungspräsident?» – «Können Rolladen an einem Fachwerkhäus geduldet werden?» – «Was ist wichtiger im Dorf – der Schweinestall des Bauern oder die Kirche der Pfarrgemeinde?» – «Denkmalschutz verdirbt die Preise – sagt der Eigentümer. Zu Recht?»

Diesen und vielen anderen Fragen geht der Autor Otto Blessing in seiner Schrift «Denkmal vor Gericht» nach. Nach zwei Veröffentlichungen zu Fragen der Umwelt-Gesetzgebung aus der Feder des ehemaligen DHB-Geschäftsführers und Journalisten Blessing ist dies die dritte Veröffentlichung in dieser Reihe. Herausgeber ist der Deutsche Heimatbund, der Bundesverband der Heimatvereine in Deutschland.

Wegen der großen Nachfrage – die erste Auflage erschien 1990 und war in wenigen Monaten vergriffen – hat der DHB im August 1991 einen Nachdruck vorgelegt, der von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gefördert wurde.

In anschaulicher Weise hat Blessing 44 Rechtsfälle im Bereich der Denkmalpflege dokumentiert. Kurzweilig führt er in die Situation ein, stellt das Denkmal und die streitenden Parteien vor und läßt die Akten sprechen. Die Lektüre dieser überall in der Bundesrepublik zusammengetragenen gerichtlichen Auseinandersetzungen macht darüber hinaus auch deutlich, mit welchen enormen Problemen – nicht nur finanzieller Art – Denkmalschützer zu kämpfen haben, und zwar nicht nur mit Privatpersonen und Unternehmern, sondern auch mit Städten und Bundesbehörden.

«Denkmal vor Gericht» kann gegen Einsendung eines mit 80 Pf frankierten DIN-A-4-Rückumschlages mit der Adresse des Empfängers angefordert werden beim:

Deutschen Heimatbund e.V.
Suebenstraße 1–3, 5300 Bonn 2

Verband zur Erhaltung der Landschaft gegründet

(lsw) Erstmals in Baden-Württemberg ist am 11. September im Landkreis Emmendingen ein Landschaftserhaltungsverband gegründet worden. Zu den insgesamt 22 Mitgliederorganisationen gehören neben dem Landkreis Naturschutzverbände, Badischer Landwirtschaftlicher Hauptverband, Kreisjägersvereinigung sowie 15 Städte und Gemeinden.

Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser erklärte bei der Gründungsfeier in Emmendingen, dieses Pilotprojekt solle eine bessere Struktur und Koordinierung zur Abwicklung von Zuschüssen für die immer wichtiger werdenden Landschaftspflegemaßnahmen schaffen sowie «modellhaft eine breite Diskussion um Fragen der Landschaftserhaltung und Landschaftsgestaltung eröffnen». Er hoffe, daß dieses Modell im Land Schule mache.

Mit Mountain Bikes nicht querfeldein fahren

(lsw) Auch mit den Mountain Bikes darf man in der Natur nur auf befestigten Wegen fahren. In einer Mitteilung verweist das Umweltministerium in Stuttgart darauf, daß nach dem Naturschutzgesetz das Radfahren in der freien Landschaft nur auf Wegen zugelassen ist, die ein gefahrloses Nebeneinander von Fußgängern und Radfahrern ermöglichen. In Naturschutzgebieten gelten überdies zusätzliche Regelungen. Insbesondere weist die Behörde darauf hin, daß die Fahrer von Mountain Bikes mit ihren robusten Stollenreifen erhebliche Vegetationsschäden verursachen können, wenn sie querfeldein fahren. Bislang unberührte Regionen seien für die geländegängigen Räder inzwischen erreichbar geworden, wodurch störungsempfindliche Tierarten in ihren Lebensgewohnheiten erheblich beeinträchtigt würden. Damit sich möglichst viele Erholungssuchende an einer intakten Natur erfreuen können, bittet das Ministerium die Radfahrer um besondere Rücksicht.

Schwarze Bilanz für Weißstörche

(SZ) Die Zeiten sind schwarz – besonders für Weißstörche im Alb-Donau-Kreis. Was im Frühjahr noch so hoffnungsfroh mit zahlreichen Brutpaaren begann, hat ein jähes Ende gefunden. Die Bilanz, die Mitarbeiter des Umweltschutzamtes im Landkreis und die örtlichen Natur- und Tierschützer ziehen, sieht trist aus: Von fünf Storchenpaaren, die sich im Alb-Donau-Kreis ihr Nest gebaut hatten, sind gerade noch drei Altstörche übrig geblieben. Das entspricht auch der Tendenz im gesamten ober-schwäbischen Raum. Von insgesamt 30 Jungvögeln, die hauptsächlich zwischen Federsee und Donau lebten, haben gerade elf den Sommer überlebt.

Ein wesentlicher Grund für den abrupten Schwund ist zum einen in der kalten Witterung zu suchen. Tragisch ging es bei den Störchen in Munderkingen zu Ende. Dort hatte das Storchenpaar auf dem Rathausdach sogar sechs Eier gelegt. Geschlüpft sind aber nur zwei Jungstörche. Bei ihren ersten Ausflügen verunglückten die beiden jungen Weißstörche dann allerdings tödlich. Und auch die Mutter der beiden überlebte den Sommer nicht. Der Storchvater mußte alleine nach Afrika fliegen.

Vier junge Weißstörche, die in Zwielfaltendorf eine Heimat gefunden hatten, waren gegen die abrupte «Schafskälte» im Juni nicht gewappnet. Sie erfroren. Ihre Eltern fanden jetzt eine neue Bleibe auf dem Dach des Klosters in Obermarchtal.

Viele Störche, die noch im vergangenen Jahr im Kreis gebrütet hatten, sind dieses Frühjahr nicht mehr wiedergekommen. Ein Brutpaar, das in Blaustein heimisch war, wurde dort zwar in diesem Frühling noch einmal kurz gesehen, aber zum Bleiben konnte die Adebare keiner überreden.

Das Storchenpaar, das 1989 bei der Kläranlage in Ehingen gebrütet hatte, tauchte im Frühjahr 1990 noch einmal in Kirchbierlingen auf, doch in diesem Jahr waren sie nicht mehr gesehen.

Den Tod fanden auch die beiden Stör-

che, die im vergangenen Sommer noch in Mundeldingen bei Oberstadien gebrütet hatten. Die beiden Gehegestörche waren bis in den Oktober noch in der Ortschaft geblieben. 75 Brutpaare sind im vergangenen Jahr noch in Baden-Württemberg gezählt worden. Im Vergleich: 1975 waren es nur noch 15 Weißstörchenpaare gewesen. Seit 1984 gibt es ein Projekt für Störche, das die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Karlsruhe koordiniert.

Die meisten Störche stammen heute aus Aufzuchtstationen, wo sie als Jungtiere aufgezogen und dann ausgewildert werden. Gehegestörche, die nicht wie Wildstörche in ein Winterquartier in den Süden fliegen, können sogar bis zu 30 Jahre alt werden. In hiesigen Breiten ist der Lebensraum für die Weißstörche aber mittlerweile so gut wie zerstört. Die Begradigung von Bächen und Flüssen, das Trockenlegen von Flußauen, auch Chemikalien im Wasser sowie Stromleitungen in Flughöhe haben dazu beigetragen, daß die Storchen-schar rapide abnimmt.

1992: Biotopschutzgesetz des Landes tritt in Kraft

(BNN) Organisationen wie die Interessengemeinschaft Klettern Nordschwarzwald sehen im geplanten Biotopschutzgesetz der Landesregierung nicht nur einen erheblichen Störfaktor für ihr Hobby. Sie befürchten, daß «Felsenbezwinger» künftig nur noch in sehr wenigen Gebieten Baden-Württembergs dem Klettersport frönen dürfen.

In der Tat zählt der Entwurf des Gesetzes, das vermutlich zum Januar 1992 in Kraft treten soll, die offenen Felsbildungen zu den besonders schützenswerten Biotopen. Klettern in diesen Naturrefugien wird für unzulässig erklärt, weil, wie Umweltminister Vetter sagt, felsbewohnende Tierarten (Wanderfalken und Dohlen) sehr empfindlich auf Störungen reagieren und die hochspezialisierte Pflanzenwelt in den Felsen in hohem Maße tritt- und griffempfindlich sei. Verstöße sollen mit Geldbußen be-

straft werden, Naturschutzwarte sollen stark bekletterte Gebiete überwachen. Allerdings läßt die Gesetzesvorlage ausdrücklich Sonderregelungen und Ausnahmen zu.

«Das neue Biotopschutzgesetz ist kein reiner Papiererlaß und muß auch Wirkung zeigen», verteidigt Dr. Elsa Nickel vom Stuttgarter Umweltministerium den Schritt gegen die Vorwürfe der Kletterer. Für sie und die Experten im Ministerium steht fest, daß es schon deutlich sichtbare Schäden gibt, die durch den Sport mit Seil und Haken entstanden sind. «Moose, Flechten und Farne, aber auch brütende Vögel leiden unter den Strapazen.» Gerade an Felsen, so die Naturanwälte im Ministerium, habe sich eine Vegetation gehalten, die auf späteiszeitliche Wurzeln zurückgehe und als echtes Juwel gelte. Bei den Kletterern im Nordschwarzwald versteht man die Argumente nicht. «Es ist prinzipiell vernünftig, offene Felsbildungen unter Schutz zu stellen, aber in der Form des Biotopschutzgesetzes wird der Natur eine Käseglocke übergestülpt», meint Rolf Gundermann von der IG Klettern.

Wer den Freizeitsportlern vorwerfe, die Natur zu zerstören, habe «keine Ahnung vom Klettern». Gundermann: «Wir steigen ja nicht mit Freunden in sensiblen Bereichen herum, sondern achten auf eine größtmögliche Schonung der Natur.» So habe es schon Selbstbeschränkungen zugunsten des Wanderfalkens gegeben, um die Aufzucht der Jungvögel nicht zu beeinträchtigen, berichtet Gundermann. Die Kletterer seien selbst darum bemüht, feste Zustiegswege anzulegen, um die Kanalisierung zu fördern. Auch die Routenvorschläge in den Führern zielten ganz bewußt auf eine Lenkung.

Verärgert zeigte sich der IG-Vorsitzende darüber, daß die bisherigen Gespräche der Organisationen mit dem Ministerium kein Ergebnis brachten. Das Haus Vetter will nämlich in Kooperation mit den Betroffenen eine Kletterkonzeption erstellen, in der Kriterien für die Offenhaltung von Felsen und Routen festgelegt werden. Der Naturschutz vor Ort soll diese Gedanken dann umsetzen.

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.




Türmchenuhr,
Straßburg, um 1590
Württembergisches
Landesmuseum, Stuttgart

Sicherheit
für Sie selbst,
für die Familie,
für Heim, Haus
und Geschäft,
für das Auto
bietet Ihnen die
Württembergische
durch ein

Versicherungs-
angebot, das
auf Ihren
persönlichen
Bedarf zugeschnitten ist.

Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter
in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern,
vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel
Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten.
Die Anschrift steht im Telefonbuch unter
Württembergische Feuerversicherung AG.

 **Württembergische**
Versicherungen

NEUE BÜCHER



Faszinierendes Donauegland

Von Fritz Schray und Herbert Teufel.
144 Seiten, 111 Farbabbildungen, fester Einband, DM 49,80.

Eine der schönsten Landschaften Deutschlands stellt dieser
Band in Bild und Text vor: das wildromantische obere Do-
nautal und die Gegend rund um Tuttlingen mit Heuberg,
Baar, Primtal, Faulenbachtal und dem nördlichen Hegau.

Stuttgarter Umweltwanderführer

Von Karin Kaiser.
120 Seiten, 100 meist farbige Abbildungen, broschiert, DM 14,80.
Acht Routen rund um Stuttgart. Beim Wandern erfährt man
vor Ort und Stelle vieles über Umweltzusammenhänge.

Schwätz koin Bäpp!

Schwäbischer Dolmetscher. Von Babette Knöpfle.
176 Seiten, fester Einband, DM 19,80.

Knöpfle verdolmetscht schwäbische Wörter und Redensar-
ten, gibt Nichtschwaben Einblick in die schwäbische Sprache
und macht den Schwaben selbst Zusammenhänge deutlich,
über die sie vielleicht noch nie nachgedacht haben.

Da guck na

Von Manfred Mai und Norbert Schütz.
48 Seiten mit 22 Farbfotos, fester Einband, DM 14,80.

Ein hübscher Geschenkband mit Farbaufnahmen und schwä-
bischen Gedichten: Gefühle, Wünsche und Träume.

Läbt sich alles guat a

Schwäbische Gedichte. Von Peter Schlack.
128 Seiten mit 16 Linolschnitten des Autors, brosch., DM 19,80.
Schwäbisches vom zornigen Protest bis zum verhaltenen Lie-
besgedicht, vom übermütigen Spiel bis zur Trauer.



Silberburg-Verlag

Seyfferstraße 44 · W-7000 Stuttgart 1

Burg Amlshagen nach sieben Jahren saniert

(HT) Sieben Jahre lang wurde in Amlshagen gemauert, gemeißelt und gegrahen – und jetzt glänzt das Juwel aus staufischer Zeit wieder wie seit Hunderten von Jahren nicht mehr: Die Sanierung der mittelalterlichen Burganlage in dem Gerabronner Teilort ist abgeschlossen.

Für das Dorf Amlshagen ist dieses Mammutprojekt ein Ereignis, das in einem Menschenalter wohl nur selten einmal vorkommt. Das Land Baden-Württemberg steckte rund drei Millionen Mark in das Vorhaben, die Mittel flossen aus den Fördertöpfen des «Schwerpunktprogrammes Denkmalpflege» – wobei der Besitzer einen nicht unbedeutenden Teil zu den mit einem hochprozentigen Zuschuß ausgestatteten Kosten beisteuern muß.

Bedingung für das außerordentliche Engagement des Landes war, daß die Burg (sie bleibt nach wie vor im Besitz der Familie Bürger) künftig für die Öffentlichkeit zugänglich sein muß. Dies wurde 1983 in einem Vertrag zwischen den Beteiligten so geregelt. Regulär ist die Anlage zu folgenden Zeiten geöffnet: Mittwoch und Donnerstag von 12.30 bis 18 Uhr, Samstag und Sonntag sowie an Feiertagen ebenfalls von 12.30 bis 18 Uhr. Gruppen ab 15 Personen werden auch an anderen Tagen nach vorheriger Vereinbarung, Telefon (07952) 6523 oder 6141, geführt.

Harmonika-Museum in Trossingen eröffnet

(lsw) Das Harmonika-Museum Trossingen ist am 12. September nach vierjähriger Vorbereitungszeit seiner Bestimmung übergeben worden. Es enthält die weltweit einmalige Mundharmonika-Sammlung der Hohner-Werke, die rund 23000 verschiedene Stücke umfaßt und inzwischen im Besitz des Landes Baden-Württemberg ist. Die rund 3000 attraktivsten Exponate werden in dem Museum gezeigt. Staatssekretär Norbert Schneider vom baden-württembergischen Wissenschaftsministerium erinnerte

daran, daß das Land bei seiner Hilfe von acht Millionen Mark für die angeschlagene Firma Hohner dieses Museum zur Auflage für die Übernahme der Sammlung machte.

Museumsleiter Martin Häffner berichtete, wie er 1987 bei seinen Recherchen zum Aufbau des Museums im traditionsreichen Hohner-Werk immer neue Schätze gefunden hatte. Der Plan eines vierstöckigen Museums in einer alten Fabrikhalle zerschlug sich jedoch, und es wurde der kleinere Neubau realisiert. Häffner präsentierte am Eröffnungsabend die Sammlung, die nicht nur Fabrikate der Firma Hohner, sondern aller bedeutenden Harmonika-Hersteller der Welt umfaßt. Dazu gehören Raritäten wie eine Mundharmonika mit großen Schalltrichtern aus dem Jahr 1907 oder eine Beatles-Mundharmonika aus dem Jahr 1964. Das von Matthias Hohner seit 1857 aufgebaute schwäbische Unternehmen avancierte zum weltgrößten Harmonikahersteller und hat bis heute mehr als eine Milliarde dieser Blasinstrumente hergestellt.

Mehr Geld für Ulmer KZ-Dokumentationsstätte

(epd) Das 1985 gegründete Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg e.V. in Ulm erhielt am 1. Oktober erstmals einen hauptamtlich tätigen wissenschaftlichen Mitarbeiter. Der Ulmer Historiker Silvester Lechner, der am Aufbau dieses mit einer KZ-Gedenkstätte verbundenen Zentrums starken Anteil hatte, übernahm die neue Aufgabe als Halbtagskraft. Sprecher einer Gruppe Ulmer Auslandsjuden, die die Gedenkstätte am 17. Juli besuchten und ein Blumengebilde niederlegten, äußerten sich erstaunt über die «bescheidene» finanzielle Ausstattung des von Ehrenamtlichen getragenen Dokumentationszentrums, das die Geschichte dieses zweiten württembergischen «Schutzhaftlagers» aufarbeiten will. 3020 sogenannte Regimegegner waren zwischen Dezember 1933 und Juli 1935 unter unmenschlichen Bedingungen in feuchten Verliesen einer früheren Ulmer Festungsanlage ge-

fangen gehalten worden, nachdem das erste «Schutzhaftlager» Württembergs auf dem Heuberg Ende 1933 aufgelöst worden war.

Der bekannteste der ohne Gerichtsverfahren verhafteten politischen Gefangenen, unter denen sich auch Pfarrer befanden, war der spätere SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher. Das Land Baden-Württemberg hat für diese einzige in Baden-Württemberg baulich im Urzustand erhaltene Stätte des KZ-Systems bisher einen einmaligen Baukostenzuschuß von 200000 Mark geleistet, während der jährliche Zuschuß der Stadt Ulm 40000 Mark beträgt. Er muß allerdings zu einem beachtlichen Teil für die bauliche Erhaltung der Festungsanlage verwandt werden. Die wöchentlich einmal geöffnete Gedenkstätte wurde 1990 von nahezu 5000 Menschen besucht, unter denen sich zahlreiche Schüler befanden.

Bahn baut Spezialzug zur Unkrautbekämpfung

(lsw) Die Deutsche Bundesbahn will auf der Bodenseegürtelbahn zwischen Konstanz-Reichenau und Uhlhingen-Mühlhofen ab 1992 für sechs Jahre die Unkrautbekämpfung im Gleisbereich mit der umweltfreundlichen Infrarotstrahlung testen. Dies teilte der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) in Radolfzell mit. Zu diesem Zweck baut die Bundesbahn einen mehrere Millionen Mark teuren Spezialzug. Umweltschützer hatten unter Hinweis auf den Trinkwasserspeicher Bodensee seit längerem massiv gegen die Bekämpfung der Pflanzen im Gleisbereich mit Herbiziden protestiert, da die Bahn oftmals direkt am Wasser verläuft. Im vergangenen Jahr hatte die Bundesbahn am See erstmals auf die Anwendung chemischer Unkrautvernichtungsmittel auf einer Streckenlänge von 100 Kilometer verzichtet. Es wurde eine vierjährige Spritzpause zugesagt. Nach einer Begehung wurde jetzt aber die thermische Bekämpfung per Infrarot angeordnet.



Stark mit der Stuttgarter

Mit kleinen Mitteln Großes bewegen.
Zum Beispiel die Absicherung der Familie
zum äußerst günstigen Anfangsbeitrag.
Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«,
die besondere Lebensversicherung von
der Stuttgarter.
Prüfen Sie die Leistungsstärke der
Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil.

Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken
Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name _____

Straße _____

Ort _____

Tel. _____

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G. S.H.
Postfach 10 44 51, 7000 Stuttgart 10

Seegarten Monrepos wird englischer Park

(Isw) Der Seegarten Monrepos soll sich in eine kleine Idylle verwandeln. Herzog Carl von Württemberg will in den nächsten zehn bis 15 Jahren insgesamt 6,5 Millionen Mark investieren, um das zehn Hektar große Anwesen nördlich von Ludwigsburg in einen englischen Landschaftspark umzugestalten. Das beliebte Naherholungsziel soll weiterhin für jedermann geöffnet bleiben. «Die Menschen können hier bewußt Natur erleben», sagt Bernd Rieger vom Hofkammeramt Stuttgart. «Aus diesem Grunde schaffen wir kein Rückzugsgebiet für die Natur, sondern wollen wie damals bei der ersten Anlage des englischen Gartens die Verbindung Mensch-Natur verdeutlichen.»

Im Laufe der Zeit veränderte sich die Umgebung um den Eglosheimer See. Das südöstliche Ufer wurde landwirtschaftlich genutzt. Auf den fünf Inseln im See wucherten Büsche und Bäume wild vor sich hin. Der Gartenarchitekt Alexander Mohrenwieser will das 1971 unter Denkmalschutz gestellte Areal mit Säulenpappelalleen nach Süden, Westen und Norden eingrenzen. Quer über den See soll die historische Sichtachse wieder auf das am Ostufer gelegene Schloßchen geöffnet werden.

Eingezwängt von Autobahn und Bundesstraße entsteht nördlich des Seegartens ein Neun-Loch-Golfplatz. Der erste Golfball wird voraussichtlich 1993 gespielt. Auf der Südostseite des Parks wird das bisherige Portal einem Lindenrondell weichen. Die Stadt Ludwigsburg baut daneben einen neuen Parkplatz für mindestens 200 Autos. Zum Hotel, der Reithalle und der Hofweinkellerei wird eine neue Zufahrt gebaut. Nach Riegers Angaben will der Bauherr somit die letzte Präsenz des Hauses Württemberg im Großraum Stuttgart aufpolieren.

Dabei sind die Pläne für diesen Park 190 Jahre alt. Der Hofbaumeister von Herzog Friedrich II., Nikolaus Friedrich von Thouret, legte bis zu dessen Krönung zum württembergischen König im Jahre 1806 einen ersten englischen Landschaftsgarten an. So

wurde das noch unter Herzog Karl Eugen gebaute Rechteckbassin in eine urwüchsige Seenplatte umgestaltet. Der Wasserspiegel wurde abgesenkt. Dadurch entstanden Inseln, darunter die Amor- und die Kapelleninsel. Dem damaligen Zeitgeschmack folgend sollten sie die heitere Antike mit einem Amorentempel und das düstere Mittelalter mit einer neugotischen Kapelle darstellen.

Exotische Pflanzen verdrängen hiesige Flora

(Isw) Akazie, Pfeilkresse und Indisches Springkraut wurden vor wenigen Jahrzehnten noch als exotische Raritäten bestaunt. Inzwischen sind sie zu Sorgenkindern des Naturschutzes geworden. Nicht etwa, weil sie bedroht sind, sondern weil sich diese Neuzugänge in unserer heimischen Pflanzenwelt allzu stark ausbreiten. Dadurch könnten sie empfindliche Pflanzenarten aus ihren Biotopen verdrängen, teilte das baden-württembergische Umweltministerium mit.

Meist unbeabsichtigt wurden ihre Samen über Handelsgüter aus Amerika, Asien oder dem Mittelmeergebiet in unsere Region eingeschleppt. Andere wiederum wurden absichtlich als Zierpflanzen eingeführt. Ein Teil der Arten verschwand nach kurzer Zeit wieder oder paßte sich in bestehende Pflanzengesellschaften ein. In einigen Fällen können sie kaum durchdringbare Dickichte bilden und bodenständige Stauden verdrängen oder in ihrer Lebenskraft schwächen. Heimische Lebensgemeinschaften aus Pflanzen und speziell angepaßten Tieren können daran zugrunde gehen.

Von Schädlingen werden diese Pflanzen praktisch nicht befallen, da ihre natürlichen Feinde in den Ursprungsländern geblieben sind. Die Bestände können also nicht auf natürliche Weise in Schach gehalten werden. Die Goldrute beispielsweise hat in ihrer Heimat Nordamerika 293 Insektenarten als Fraßschädlinge, hierzulande jedoch keinen einzigen.

Berufsbild: Fachmann für Umweltschutz

(SZ) Umweltschutz ist eine arbeitsintensive Sache. Das hat Walter Hohneker, seit 1. März Umweltfachmann der Stadt Blaubeuren, gleich in den ersten Wochen festgestellt. Auf der langen Liste der Umweltaufgaben, die der Gemeinderat im März 1990 aufgestellt hat, sind viele Punkte noch nicht abgehakt. Und das kann auch nicht sein. «Es handelt sich um Aufgaben für Jahre», meint Bürgermeister Georg Hiller. Pläne für die Bepflanzung von Flüssen, für Eingrünungen von Gewerbegebieten und für die Vernetzung von Biotopen lassen sich nicht im Hau-Ruck-Verfahren verwirklichen. Ähnlich sieht es mit der Aufklärung der Bürger in Sachen Müllvermeidung und Recycling aus. Walter Hohneker, Diplomingenieur (FH) für Landespflege, hat bei der letzten Sperrmüllabfuhr mit Herzklopfen an mancher Haustür geklingelt, vor der viel zu viel Sperrmüll aufgehäuft war.

Blaubeuren war die erste Gemeinde im Alb-Donau-Kreis, die einen hauptamtlichen Fachmann für Umweltschutz anstellte. Für die Mitarbeiter des Stadtbauamts seien die Aufgaben einfach zu umfangreich geworden, begründet Bürgermeister Hiller die Einstellung des Umweltfachmanns, der sein Büro im Stadtbauamt hat. «Ich sitze nicht nur im Büro», versichert der 31jährige Landespfleger Walter Hohneker. Erkundungen in der Stadt, in den Dörfern und in der Natur sowie der Kontakt zu den Bürgern ist das, was dem Umweltfachmann an seiner Arbeit besonders gefällt.

Auch um die Felsen, die auf städtischen Grundstücken stehen, kümmert sich der Umweltfachmann. Er sorgt dafür, daß die Felsen in Zusammenarbeit mit der Bergwacht untersucht und von losen Steinen befreit werden.

«Landschaftspflegerische Maßnahmen» heißt ein weitreichender Punkt im Aufgabenkatalog des Umweltfachmanns. Walter Hohneker beantragt Zuschüsse für spezielle Maßnahmen und überwacht deren Ausführung. Nicht nur bei solchen Über-

wachungsaufgaben hat der Umweltexperte die Augen offen, er achtet auch auf die Einhaltung der Bestimmungen in Wasserschutzgebieten.

Ein Bereich, der in Blaubeuren erst so langsam anläuft, ist die Erkundung und Sanierung von Altlasten. Hohneker soll künftig die Federführung im Rathaus übernehmen und mit entsprechenden Fachfirmen zusammenarbeiten.

Während Hohneker über einen Großteil seiner jetzigen Aufgaben schon im Studium oder während seiner Tätigkeit in einem Büro für Garten- und Landschaftsbau etwas erfahren hat, sind die Themen Müll und Recycling für ihn neu. Etwa fünfzig Anrufe von Bürgern hat er nach der letzten Sperrmüllabfuhr erhalten. «Ich war tagelang damit beschäftigt, den Leuten zu erklären, was nicht mitgenommen wird und was auf dem Recyclinghof abgegeben werden muß», berichtet Hohneker. Wie es in der Müllsatzung vorgeschrieben ist, ließen die Müllmänner Säcke und andere Dinge, die nicht in den Sperrmüll gehören, am Straßenrand stehen. Nach einer halben Woche hat der städtische Mitarbeiter dann nachgesehen, was noch draußen steht. In den Gesprächen mit den Bürgern habe er dabei durchaus auch positive Erfahrungen gemacht, nur ganz wenige hatten gedroht, den Müll dann eben in den Wald zu fahren. Viele Bürger, die »falschen Müll« rausgestellt hätten, seien sich dessen durchaus bewußt gewesen, hätten aber auf eine lasche Handhabung der neuen Müllsatzung gehofft. «Ich bin an die Leute rangekommen», erzählt Hohneker zufrieden. Anfangs habe er freilich ein un gutes Gefühl gehabt, die Leute auf ihr Fehlverhalten hinweisen zu müssen. Die Stadtverwaltung sieht den Umweltbeauftragten auch ein bißchen in der Rolle des Abfallberaters. So stehe der Mitarbeiter auch den Gewerbetreibenden als Ansprechpartner zur Verfügung und könne das örtliche Gewerbe bei speziellen Fragen an die zuständigen Stellen beim Landratsamt weiterverweisen.

Ein Wegweiser zum Artenschutz

(STZ) Wenn Leinfelden-Echterdingens Gemeinderat künftig etwas gegen Artenschwund und den Mangel an naturnahen Biotopen tun möchte, kann er jetzt auf einen hilfreichen Wegweiser zurückgreifen. In mehrjähriger Arbeit ist unter Mitwirkung von ehrenamtlichen Helfern und privaten Naturschutzorganisationen Faktenmaterial zusammengetragen worden, das Eingang in eine umfangreiche Biotopkartierung gefunden hat. Der vom Grünflächenamt und vom Stuttgarter Büro Kindermann und Partner erarbeitete Bericht wird durch eine Untersuchung über tagaktive Schmetterlinge ergänzt. Eine Bestandserhebung, die den Kommunalpolitikern wichtige Fingerzeige geben kann, wie der in der Stadtentwicklungsplanung formulierte Verbund von naturnahen Biotopen in die Tat umgesetzt werden könnte.

Daß dringlich etwas zu tun sei, untermauern die Autoren beispielsweise mit den Ergebnissen der Beobachtung einer einjährigen Ackerbrache. Die Zusammensetzung der spontan gesprossenen Pflanzen sei zwar recht artenreich gewesen, gefehlt hätten aber floristische Besonderheiten und »selbst lokale seltenere Arten«. Das deute auf eine Verarmung hin. Die sei auf manchen Flächen bereits so weit fortgeschritten, »daß auch das im Boden enthaltene Samenpotential fast nur noch aus Allerweltsarten bestehe«. Kleinflächig und über voneinander losgelöste Einzelmaßnahmen vorzugehen sei nicht empfehlenswert, meinen die Verfasser, denen flächenübergreifende Pflegekonzepte vorschweben, die sich verstärkt am Biotop- und Artenschutz orientieren.

Die sogenannte Spontanflora auf Leinfelden-Echterdingers Markung (ohne Wald und Siedlung) umfaßt 608 Pflanzenarten, haben die Faktensammler ermittelt. Die artenreichsten Biotope liegen im Randbereich von Schönbuch und Glemswald. Dort sind auch die meisten geschützten Pflanzen zu finden. 16 Prozent der aufgelisteten Biotope werden als von »überdurchschnittlicher Bedeutung«

bezeichnet. «Die geringste Artenzahl weisen die Filder auf», beleuchten die Autoren einen Teilbereich des Untersuchungsgebiets. Noch nicht abgeschlossen ist die Kartierung der Waldflächen und einzelner Teilbereiche, in denen die Experten ihr Augenmerk auf Vögel, Fledermäuse und Laufmäuse richten.

Vergessener «Invalidenfriedhof»

(epd) Fast in Vergessenheit geraten ist in Schwäbisch Hall der unterhalb der Comburg gelegene Friedhof, auch «Invalidenfriedhof» genannt. Die Haller Stadthistorikerin Elisabeth Schraut hat seine Geschichte, soweit sie nachzuvollziehen war, in einer Broschüre dokumentiert, die zu einem Besuch des reizvoll gelegenen, 1690 entstandenen Friedhofs anregen soll. 1693 wurde eine Totenkapelle darin errichtet, die dem Heiligen Grab Christi in Jerusalem nachgebaut ist. Solche Nachbauten finden sich auch im Speyerer Dom, in der 1160 errichteten Kapuzinerkirche Eichstätt und in barocken Kirchen.

Die Comburg war von 1078 bis 1488 Benediktinerkloster und danach, bis 1802, ritterliches Chorherrenstift. Von 1817 bis 1909 war das württembergische Ehreninvalidencorps, also mittellose invalidisierte Soldaten, teilweise mit ihren Familien, in der Comburg untergebracht. Viele von ihnen wurden offenbar auf dem Comburger Friedhof bestattet. Da ab 1871 die Versorgung der Invaliden Reichssache war, lief diese Verwendung der Comburg aus. 1926 wurde sie eine der ersten württembergischen Heimvolkshochschulen, die sich an der Reformpädagogik ausrichteten. Die Friedhofbenutzung war inzwischen abgeschlossen. 1936 wurde die Schule von den Nationalsozialisten aufgelöst und die Comburg für Hitlerjugend, Arbeitsdienstlager und eine Bauhandwerkerschule genutzt. Nach dem Krieg sammelten dort die Alliierten ehemalige Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter, ehe 1947 die Akademie für Lehrerfortbildung installiert wurde, die bis heute besteht.

Laubbäume – Patentrezept für den Schwarzwald?

(epd) Der Schwarzwald soll durch vermehrtes Anpflanzen von Laubbäumen grüner werden und damit das ursprüngliche Aussehen zurück-erhalten. Spätere Generationen sollen dort, wo jetzt Fichten stehen, überwiegend Buchen und Tannen antreffen. Dies unterstrich der Karlsruher Forstpräsident Friedemann Kälble am 31. Juli in Enzklösterle bei einer Pressefahrt der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald. Der einst vorhandene natürliche Waldbestand des Schwarzwaldes sei heute nur noch in Resten vorhanden, sagte Kälble. Früher sei der Schwarzwald noch grüner gewesen und habe – wie Pollenanalysen erharteten – bis weit in das 17. Jahrhundert hinein fast zur Hälfte aus Buchen und Tannen bestanden. Dann habe aber im Zuge der einsetzenden Flößerei ein geradezu «brutales Ausschlagen» der Wälder eingesetzt; unvorstellbare Holz-mengen seien auf Riesenflößen zum Schiffbau in die Niederlande oder noch weiter als Grubenholz nach England gebracht worden. Auf dem Rhein seien Flöße von bis zu 300 Meter Länge und 50 Meter Breite keine Seltenheit gewesen. Diese schwimmenden Siedlungen hätten bis zu 500 Mann Besatzung gehabt und 30000 Festmeter Holz umfaßt.

Durch diesen Raubbau – mit dem Herzog Karl Eugen eine aufwendige Hofhaltung mitfinanzierte – war der württembergische Schwarzwald nach Angaben des Forstpräsidenten um 1800 geradezu «verwüstet»; es habe riesige Kahlfelder gegeben und Holz sei Mangelware geworden. Die damals noch übliche «Waldweide» (Tiere wurden zur Weide in den Wald getrieben), das weitverbreitete Zusammenrechen des Laubs für die heimischen Ställe, örtliche Brandkatastrophen und extreme Temperaturschwankungen hätten vollends dazu geführt, daß die Buche heute fast völlig aus dem Schwarzwald verdrängt worden sei. Die einst typische Tanne sei von nahezu 50 Prozent des Waldbestands auf 25 Prozent reduziert worden, während die früher kaum anzutreffende flachwur-

zelnde und damit sturmanfällige Fichte jetzt etwa 45 Prozent des Holzbestandes im Schwarzwald ausmache.

Ziel der Forstwirtschaft heute ist es nach den Worten Kälbles, das Anpflanzen von tiefwurzelnden Tannen zu fördern und damit den Anbau von Laubbäumen vorzubereiten. Infolge des früheren Raubbaus sei heute der Schwarzwaldboden auch weithin übersäuert, nur Tannen mit ihrem leichten Nadelheu könnten dies abpuffern und so Voraussetzungen für die Wiederaufforstung von Laubbäumen schaffen. Es werde aber Generationen dauern, bis der Schwarzwald wieder grün geworden sei und sein Ursprungssehen zurückerhalte.

Bottwartal-Straße wird kritisiert

(LNV) Der Landesnaturschutzverband hat die zur Ausführung kommende Trassenführung der L 1100 zwischen Marbach und Großbottwar (Bottwartalstraße) wegen des schwerwiegenden Eingriffs in die Murrtaale, leider erfolglos, abgelehnt und bis heute für die Beibehaltung der Schienenstrecke Marbach-Steinheim als umweltverträglichsten Transportweg für Massengüter und für Personen plädiert, um der Schiene den vielzitierten Vorrang tatsächlich wieder einzuräumen.

In einem Schreiben an das RP Stuttgart fordert der Landesnaturschutzverband nun die Zurückstellung der Planung für den Anschluß Steinheim-Süd der Bottwartalstraße, nicht nur weil dieser Anschluß einen weiteren schwerwiegenden Eingriff in die Murrtaale darstellt, sondern auch aus folgenden Gründen:

Ende 1990 wurde vom Landratsamt Ludwigsburg zusammen mit den Bottwartalgemeinden ein Gutachten für eine «Gesamtkonzeption Schienenverkehr von Marbach bis ins obere Bottwartal» in Auftrag gegeben, das im Herbst dieses Jahres vorliegen wird. Ziel dieses Gutachtens, das vom LNV grundsätzlich begrüßt wird, ist es, eine unter vier möglichen Bahntrassenvarianten in der Fort-

schreibung der Flächennutzungspläne freizuhalten. Diese Trassenauswahl sollte nicht durch weitere straßenbauliche Planungen eingeschränkt werden. Eine sinnvolle Schienenverbindung vom oberen Bottwartal nach Marbach müssen das «Kopfmachen» der Züge in Marbach vermeiden, d.h. die neue Bahnstrecke müßte östlich des Marbacher Bahnhofs in Richtung Murrthal und Bottwartal abzweigen. Es biete sich an, den weiteren Verlauf der Trasse zwischen Murr und Steinheim zu legen, also zum Teil parallel zur neuen L 1100, und zwar genau im Bereich des geplanten Anschlusses Steinheim-Süd. Im Gebiet südlich oder nördlich der Kreuzung zwischen alter und neuer L 1100 wäre ein gemeinsamer Bahnhof für Murr und Steinheim denkbar.

Im Sinne einer Rückverlagerung von Verkehr auf die Schiene sollte daher das Ergebnis des vorgenannten Gutachtens nach Auffassung des LNV vor der Planung neuer Straßenanschlüsse unbedingt abgewartet werden.

Gründerzeit-Villa als «Haus der Kirche»

(epd) Zu einem «Haus der Kirche» mit zahlreichen überörtlichen kirchlichen und diakonischen Diensten soll die aus der Gründerzeit stammende Villa umgebaut werden. Das von Kirchenbezirk und Stadtkirchengemeinde gemeinsam um 3,5 Millionen Mark günstig erworbene Tübinger Kleinod an der Hechinger Straße wird mit veranschlagten Kosten von etwa 4,5 Millionen Mark für seine neuen Zwecke umgebaut. In einem ersten, auf 1,2 Millionen Mark geschätzten Bauabschnitt sollen zunächst die Gebäudesubstanz saniert und die technischen Einrichtungen durchgreifend überholt werden. Dies bestätigte das Evangelische Dekanat Tübingen auf Anfrage.



Ein Stück Lebensqualität

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn. Manchmal ein Streitgespräch. Doch in einem sind sie sich immer einig: Der Vorrat an Württembergischer Genossenschaftsweinen sollte so vielfältig sein, wie ihre Themen. Denn Einstellungen ändern sich, die Qualität bleibt. Und der Württemberger ist ein Stück Lebensqualität.



Kenner trinken  **Württembergischer Genossenschaftsweine**

Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte an Ihre Freunde und Bekannten – Kostenlos und unverbindlich!

Schlüpf 'rein in die Freizeit...

...in **Ganter**
mit der
**Aktiv-
Sohle!**

Für Damen /
0407,
für Herren
1007



schuh-verlässlich



Ganter

Schuh-Haus

Abele

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18
Fernsprecher 29 08 16

Landesgeschichtliches bei Attempo



Attempo Verlag Tübingen

Josef Störzer

**Von unten nach oben,
vom Notstand zum Wohlstand.
Meine »schwäbische« Geschichte**

252 Seiten. br. 29,90 DM
ISBN 3-89308-141-0

Diese Autobiographie ist der sachlich-schnörkellose, gleichwohl bewegendende Rückblick eines Mannes, dem seine (scheinbar) so glänzende Laufbahn zum wohlhabend-arrivierten Fabrikanten nicht in die Wiege gelegt worden war. Gewiß, wer das Buch liest, wird am Ende Josef Störzers Lebenswerk, den gewonnenen Lebenslauf »von unten nach oben« gehörig bestaunen. Aber faszinierender noch als der bloße Umstand, daß er sein Ziel geschafft hat, ist seine Entwicklung, ist sein Weg dorthin: wie er sein Ziel erreichte, welche Menschen und Einflüsse ihn prägten, ihm Anreiz waren, durch welche »Lebensschule« er ging, wie er mit seinen (wirklich zahlreichen) privaten und geschäftlichen Rückschlägen und

Enttäuschungen fertig wurde. Und beeindruckend, »der Erfolg hatte durchaus seinen Preis«, ist zum Schluß seiner niedergeschriebenen Geschichte die Summe, die Bilanz, die er zieht.

Seine »schwäbische« Geschichte ist ein »bürgerliches« Selbstzeugnis im allerbesten Sinne. (Nicht nur für Schwaben.)

Weiß, Michael

**Bücher, Buden, Burschenschaften.
Tausend Semester Tübinger
Studentenleben.**

165 Seiten. br. 26,80 DM
ISBN 3-89308-124-0

Junginger, Gabriele (Hrsg.)
**Maria Gräfin von Linden.
Erinnerungen der ersten
Tübinger Studentin.**

160 Seiten. br. 26,80 DM
ISBN 3-89308-125-9

Randstreifen sollten im März gemäht werden

(LNV) Von mehreren Mitgliedsverbänden des Landesnaturschutzverbandes (Schwäbischer Albverein, Naturschutzbund Deutschland – Landesverband Baden-Württemberg, Landesjagdverband Baden-Württemberg) wurde in Pressemitteilungen und Schreiben an Landwirtschaftsminister Weiser das Mähen von Altgrasstreifen oder das Mulchen stillgelegter Ackerflächen mitten im Sommer kritisiert. Nach der Heuernte bieten oft nur noch wenige Kleinstrukturen am Rande landwirtschaftlicher Nutzflächen Deckungs- und Nahrungsmöglichkeiten für das Rebhuhn und andere Feldbewohner. In vielen Fällen würden aber die Landwirte die für das Rebhuhn notwendigen Altgrasstreifen um ihre Ackerschläge aus alter Gewohnheit zwischen der Heu- und Getreideernte abmähen. Auch die Gemeinden beteiligten sich aus Gewohnheit an diesem «Sauberkeitskult» in der Feldflur und mähten im Juli und August die Graswege und Grabenränder. Nach wie vor würden auch stillgelegte oder extensivierte Ackerflächen während der Brut- und Aufzuchtzeit gemäht oder gemulcht oder mehrfach gegrubbert, obwohl dies nach den Empfehlungen des Landwirtschaftsministeriums nicht vor dem 15. Juli geschehen sollte.

Durch den Siegeszug des schnellen Kreiselmähers seien nicht nur direkte Verluste bei brütenden Altvögeln und hilflosen Jungvögeln unvermeidlich geworden, es werden auch alle größeren Insekten und Amphibien in den Mähwiesen zerschlagen. Landesjagdverband und Naturschutzbund haben deshalb Landwirtschaftsminister Weiser in einem Brief aufgefordert, die Landwirtschaftsämter in eine konzertierte Aktion zur Erhaltung einer vielfältigen Kulturlandschaft, in der auch Rebhuhn und Lerche ihren Platz haben, stärker einzubringen. Der Landesnaturschutzverband bittet alle Landwirte und Kommunen, durch ein entsprechendes Verhalten zur Erhaltung des zusammengeschrumpften Naturpotentials beizutragen.

Favoritepark soll Naturschutzgebiet bleiben

(STZ) Der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) unterstützt die Pläne der fünf Städte und Gemeinden, die zwischen Kornwestheim und Bietigheim-Bissingen eine große zusammenhängende Grünzone schaffen wollen, wendet sich aber strikt dagegen, daß das umzäunte Naturschutzgebiet Favoritepark auf Ludwigsburger Markung für den regionalen Grünzug «geöffnet» wird. «Dieses für die Region einmalige Stück Natur darf nicht übereifrigen Planern geopfert werden», wehrt BUND-Kreisvorsitzender Claus-Peter Hutter ab und weist darauf hin, daß der Park mit jährlich 150000 Besuchern «die Grenze seiner Belastbarkeit bereits erreicht».

Die Städte Ludwigsburg, Kornwestheim, Bietigheim-Bissingen und Freiberg sowie die Gemeinde Tamm wollen langfristig ihre wenigen noch verbliebenen Naherholungs- und Naturflächen sichern. Als Langzeitziel streben sie einen naturnahen Landschaftspark an, der sich als 22 Quadratkilometer großer Grüngürtel von Kornwestheim bis Bietigheim erstreckt. In diese grüne Achse sollen auch bereits vorhandene Parkanlagen einbezogen werden, unter ihnen auch das älteste Naturschutzgebiet in Baden-Württemberg, der rund 70 Hektar große Favoritepark, das einzige im Unterland verbliebene Beispiel eines früheren Weidewaldes. Das Münchner Architekturbüro Grub, das im Auftrag der fünf Kommunen ein Konzept für die interkommunale Freiraumplanung erarbeitet, schlägt vor: «Im Favoritepark sollen zwar noch einzelne Tiergehege vorgesehen werden, insgesamt halten wir es jedoch für sinnvoll, den Park nach allen Seiten zu öffnen und eine Verzahnung zwischen Park, öffentlichen Grünflächen und Wohngebieten anzustreben.»

Die geforderte Öffnung des Parks, so argumentieren die BUND-Leute, würde das Ende des Naturschutzgebiets mit dem freilebenden Dam-, Axis- und Muffelwild und mit seinem alten Baumbestand bedeuten. Conrad Fink, Artenschutzbeauftragter

beim BUND-Kreisverband, rechnet vor, daß in diesem Park allein mehr als hundert verschiedene Vogelarten leben, darunter der sehr seltene Mittelspecht, der nur in den alten Eichenbeständen brüten kann. Bis jetzt dürfen sich die Besucher des Favoriteparks nur in bestimmten Gebieten entlang des Hauptwegs bewegen. Der größte Teil der Wald- und Wiesenflächen dient als Schutzgebiet für Wild und Amphibien, für selten gewordene Pflanzenfamilien und Insekten. Würden die Zäune fallen, verlöre der jahrhundertealte Hudewald Favoritepark sein charakteristisches Erscheinungsbild.

Landwirtschaft bedroht Tier- und Pflanzenarten

(lsw) Die landwirtschaftliche Nutzung bedroht nach einer Untersuchung des Instituts für Landschaftsökologie und Naturschutz in Bühl-Vimbuch den Lebensraum der auf Wiesengebiete angewiesenen Tier- und Pflanzenarten. Nach einer fünfjährigen Studie des Diplom-Biologen Martin Boschert in Zusammenarbeit mit der Universität Tübingen sind besonders die Bestände des Großen Brachvogels gefährdet. In der Oberreinebene sei seit 1986 ein über fünfzigprozentiger Rückgang dieses typischen Wiesenbrüters festzustellen, erklärte Boschert vor Journalisten. Die zuletzt gezählten 80 Brutpaare zögen zudem immer weniger Jungvögel auf, was zu einem plötzlichen Zusammenbruch des gesamten Bestandes führen könne.

Als Ursache für die Gefährdung des Großen Brachvogels und anderer Wiesenbrüter und -pflanzen nannte Boschert den Wasser- und Nahrungsmangel als Folge landwirtschaftlicher Nutzung ehemaliger Wiesenflächen. Die Zerstörung der Gelege durch Rabenvögel falle dagegen kaum ins Gewicht. Die in Bühl erarbeitete Studie soll nach Angaben des Instituts Grundlage für ein langfristiges Konzept zum Schutz der vom Aussterben bedrohten Wiesenbrüter für das Land Baden-Württemberg werden.



**Texte und Bilder
aus 250 Jahren**

Ein Streifzug durch Stuttgart
in Wort und Bild, von Dichtern,
Musikern, Künstlern und
Politikern . . .

»Ich empfehle dieses Buch
vorbehaltslos jedem, der daran
interessiert ist, mehr über
Stuttgart zu wissen, um Stuttgart
intensiver erleben zu können.«

MANFRED ROMMEL

391 S., 254 Abb., 48 farbig, Sonderausgabe,
DM 39,80

**Eine literarisch-
historische Reise
durch Baden und
Württemberg**

Eine Reise in die Vergangenheit –
60 Städte, gesehen mit den Augen
von Künstlern, Dichtern und
Historikern – ein Mosaik aus
Biographien, Reiseberichten,
Briefen und zeitgenössischen
Bildern.



351 S., 61 Farb-, 18 S/w-Abb., Ln., DM 58,-

P. A. Bicheler

Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen/Reutlingen



Ein Streifzug
durch die Region
Tübingen
Reutlingen

P. A. Bicheler

**Kostbarkeiten
der Natur**

Das einzige Buch,
das mit 130 brillanten
Farbfotos die Region
Tübingen/Reutlingen
naturgetreu darstellt.
Mit bildbegleitenden,
erläuternden Texten.
Ein außergewöhnliches
Geschenk für
jeden Naturfreund.
Ein Buch, das den
Leser zum Staunen
bringt.

Broschur mit farbigem
Kartonumschlag,
Format 12,5 x 18,5 cm,
Umfang 232 Seiten,
Verkaufspreis
29,- DM.

Erhältlich im Buch-
handel, beim Verlag
Tübinger Chronik,
Tübingen, August-
Bebel-Straße 9, und
beim Bürger- und
Verkehrsverein
Tübingen an der
Neckarbrücke



Verlag
Tübinger
Chronik

**SCHWÄBISCHES
HANDWÖRTERBUCH**



H. Laupp'sche Buchhandlung
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

**2., verbesserte Auflage 1991.
451 Seiten. ISBN 3-16-145724-2
Papband. Subskriptionspreis bis 31.12.91
DM 49,80, danach DM 58,-**

Prächtige Buch-Geschenke!

Dr. Horst Ludwig, München:

Josef Klari (Schelklingen) – Tiermaler des 20. Jh.
ein herrl. Gzln.-Bildbd. im Großformat 28 x 25 cm, 143 S. Kunstdruckpap.
mit 81 meist ganzstgn. Abb., 29 Vierfarb-Reproduktionen, DM 108,-

Ulmer Bilder-Chronik

das einzigartige Geschichtswerk, dzt. noch lieferbar
Bd. 5a: 1933–1938, 332 S., DM 150,-
Bd. 6 : 1945–1964, 535 S., DM 123,-

Dieter Schefold: „So beleuchtet...“
Sprüche, Verse, Aphorismen – das Schmunzelbuch!
Ktn., 118 S., DM 16,-

Dr. Kurt Diemer: Alt-Biberach, Bildband mit 110 Großfotos um 1900,
Großformat, 126 S., DM 59,-

Aus Ihrer Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Dr. Karl HÖHN KG
7950 Biberach
Telefon 0 73 51/79 56
Telefax 0 73 51/1 30 26

**Alt-Stuttgarter
Weihnachtskarten!**

Winterliche Motive aus Alt-Stuttgart zeigt eine
Postkartenserie der Ortsgruppe Stuttgart des
Schwäbischen Heimatbundes. Die Serie
besteht aus acht verschiedenen Bleistift- und
Federzeichnungen des Stuttgarter Künstlers
Alfred Teuffel, die in den Jahren 1909 und 1911
entstanden sind. Sie erhalten diese Serie zum
Preis von DM 8,- bei der Geschäftsstelle.

«Igel-Rettungsaktionen nur in Ausnahmefällen!»

(ddp) In der kalten Jahreszeit wird wieder so mancher Tierfreund einen Igel auf der Straße auflesen, um ihm in seinem Heim Zuflucht zu bieten. Igel sind jedoch Wildtiere und sollten deshalb im Freien bleiben, wie jetzt der Naturschutzbund Hamburg (DBV) mitteilte.

Nach der Bundesartenschutzverordnung zählt der Kleinsäuger und nützliche Insektenvertilger zu den besonders geschützten Tieren. Nur in besonderen Ausnahmefällen darf er gefangen und im Haus gepflegt werden.

Die größte Bedrohung für den Igel besteht nach Angaben der Naturschützer heute im Straßenverkehr und in der Vernichtung seiner Lebensgrundlagen: In einer auf- und ausgeräumten Landschaft könnten die Tiere nicht überleben. Die Erhaltung von Hecken, Wegrainen, alten Feldschuppen und Gebüsch sowie die naturnahe Gestaltung von Gärten und Grünanlagen seien für den Schutz der Art allemal wichtiger als die Überwinterung in menschlicher Obhut.

Wer Igel und anderen Tieren in seinem Garten Quartiere einrichten will, sollte ihnen dichtes Gebüsch, Laub- und Reisighaufen oder Holzstöbe bieten. Selbstverständlich sollte auch der Verzicht auf Insektizide sein. In einer solchen Umgebung haben nach Angaben der Naturschützer auch schwache Tiere eine gute Chance, den Winter zu überstehen. Igel, die bis Ende Oktober weniger als rund 500 Gramm wiegen, können allerdings im Haus gepflegt werden. Die richtige Haltung erfordert gute Fachkenntnisse und ist mit einigem Aufwand und Kosten verbunden, wie der Naturschutzbund unterstreicht. Als Behausung kann ein größerer Pappkarton oder eine Holzkiste dienen; für den Schlafplatz empfiehlt sich ein umgedrehter Schuhkarton. Wichtig ist die richtige Nahrung: Am besten eignet sich lauwarmes Hunde- oder Katzenfutter auf Fleisch- oder Fischbasis, dem noch Vitamine zugesetzt werden sollten. Auch darf den Tieren keine Milch, sondern aus-

schließlich warmes Wasser gegeben werden.

Nach Auskunft von Uwe Westphal, Biologe beim DBV, spielt zudem die richtige Raumtemperatur bei der Überwinterung eine wichtige Rolle: So bleibt ein Igel, der in einem zu warmen Raum untergebracht ist, den ganzen Winter aktiv. Daher sollten Tiere, die schwer genug sind, in einem kühlen, aber frostfreien Raum untergebracht werden.

LNV gegen Ostumgehung Böblingen-Schönaich

(LNV) Der Landesnaturschutzverband hat in einer umfangreichen Stellungnahme seine Ablehnung zu der geplanten Ostumgehung der K 1047 Böblingen-Schönaich dem Regierungspräsidium gegenüber begründet.

Danach führe die genaue Analyse des Datenmaterials aus der Verkehrsuntersuchung zu dem Ergebnis, daß die bestehende Verkehrsproblematik gerade nicht durch eine Umgehungsstraße gelöst werden könne. Bei einem Anteil von 50% reinem Binnenverkehr zwischen Böblingen und Schönaich sei ein attraktives öffentliches Personennahverkehrssystem zweifellos besser geeignet, für die gewünschte Verkehrsentslastung zu sorgen. Die K 1057 neu werde dagegen durch ihre Netzverknüpfungsfunktion zu einem nicht vertretbaren Anstieg des motorisierten Individualverkehrs führen.

Im übrigen zeige sich, daß die Straßenplanung völlig überdimensioniert sei, was den Bedarf an militärischem Verkehr betrifft, da dieser lediglich aus Lkw der 2,5t bzw. 5t-Klasse bestehe. Gerade auch im Hinblick auf die langfristig sehr unsichere Stationierungsperspektive von seiten der amerikanischen Streitkräfte sei eine Straßenplanung, wie die vorliegende, nicht vertretbar.

Die bereits in verkehrlicher Hinsicht kritische Beurteilung der vorliegenden Planung werde durch die schwerwiegenden Eingriffe in die Schutzfunktion des Waldes (mit seiner ökologisch unbedingt notwendigen Brücke zum Schönbuch hin) öst-

lich von Böblingen noch unterstrichen.

Die Parallelführung alte Panzerstraße und K 1057 neu habe auf einer Länge von 1300 Metern 2 umfangreich mit Brückenbauwerken ausgebaute Verkehrsknoten zur Folge, was neben der eigentlichen Straßenführung nochmals einen umfangreichen Geländeverbrauch verursache. Dazu kämen nochmals gut 500 Meter Parallelführung zum Schießplatz.

Besonders schwerwiegend sei, daß der Naherholungsraum für die Wohngebiete Böblingen-Tannenbergrauher Kapf und Schönaich weitestgehend entwertet werde. Durch den Truppenübungsplatz seien diese Erholungsgebiete sowieso schon stärkstens eingeschränkt. Der Rest würde jetzt auch noch zerstückelt werden.

In Schönaich würde wertvoller Erholungsraum, Obstwiesen und landwirtschaftliche Flächen im Osten der Gemeinde durchschnitten und entwertet. Des weiteren sei zu befürchten, daß die Straße durch das besonders schützenswerte Seebachtal zu einem späteren Zeitpunkt fortgesetzt wird. Damit würde auch hier wertvoller Natur- und Erholungsraum zerstört, ohne daß sich innerorts wesentliche Verbesserungen ergäben.

Briefe an die Königin aus Küchenherd gerettet

(PM) Mitarbeiter einer archäologischen Grabung im Kloster Bebenhausen machten eine erstaunliche Zufallsentdeckung: Sie fanden im großen Herd der Schloßküche einen Korb mit etwa hundert zerrissenen Briefen. Bei näherem Zusehen ergab sich, daß alle Briefe aus dem Jahre 1921 stammen und anlässlich des Todes von König Wilhelm II. an Königin Charlotte gerichtet sind. Absender sind u.a. Präsidenten und Vertreter von Institutionen wie der Evangelischen Landeskirchenversammlung, Tübinger Fakultäten, der Reichsbank in Berlin, des Oberlandesgerichts und des Landgerichts. Auch der Regierungspräsident des Neckarkreises, die Oberbürgermeister von Ludwigsburg und Marbach und zahlrei-

che andere Amtsträger sind darunter. Mehrere Schreiben stammen von sozialen Einrichtungen wie der Zentraleitung für Wohltätigkeit, den Wernerschen Anstalten, dem Rudolph-Sophien-Stift, dem Verein für Volksheilstätten, dem Landesasyl- und Unterstützungsverein, dem jüdischen Schwesternheim und von Diakonissenhäusern – ein Zeichen für die enge Verbundenheit des Königshauses mit karitativen Verbänden. Andere Briefe gingen von Frauenverbänden aus, wie dem württembergischen Lehrerinnenverein, dem Offiziersfrauenbund, dem Schwäbischen Frauenverein und der Sozialen Frauenschule. Natürlich fehlt auch der Adel des Landes nicht, an der Spitze der Fürst von Hohenzollern.

Die Briefe wurden 1943 in den Herd geschoben, der zum Glück seitdem nicht mehr beheizt wurde. Dr. Barbara Scholkmann vom Landesdenkmalamt übergab die zerrissenen Briefe dem Hauptstaatsarchiv zur Restaurierung und Aufbewahrung.

Bodenschutzgesetz trat am 1. September in Kraft

(Umi) Am 1. September 1991 trat das Bodenschutzgesetz Baden-Württemberg in Kraft, nachdem es am 20. Juni 1991 mit großer Mehrheit im Landtag beschlossen wurde. Wie Umweltschaatssekretär Werner Baumhauer in Stuttgart mitteilte, betrete Baden-Württemberg mit dem Bodenschutzgesetz bundesweit Neuland und stelle damit einmal mehr seine umweltpolitische Vorreiterrolle unter Beweis.

Neben der Luft und dem Wasser sei der Boden das dritte wichtige Umweltmedium und brauche daher besonderen Schutz. Bisher gab es nur für die Bereiche Luft und Wasser eigene gesetzliche Regelungen. Ab jetzt bestehe eine ausdrückliche Verpflichtung zum Bodenschutz und eine Verpflichtung der Behörden und Planungsträger zur Anhörung bzw. Beteiligung der Bodenschutzbehörden in Planungen, Maßnahmen und sonstigen Vorhaben, die wesentliche Belange des Bodenschutzes berühren können.

Schiltach: Rolläden im Stadtkern sind verboten

(SWP) Jahrzehntlang waren an den Fenstern eines Fachwerkhauses im historischen Stadtkern von Schiltach im Kreis Rottweil große Rolladenkästen aus Aluminium angebracht. Als sie die Besitzerin durch farblich angepaßte, nur halb so große Kästen ersetzen ließ, griff der Denkmalschutz ein. Die alten Rolläden hatten durch ihre langjährige Existenz einen unangreifbaren «Bestandschutz» erlangt. Die neuen Kästen, die das Erscheinungsbild des Hauses zwar verbesserten, haben einen solchen Bestandschutz nicht und müssen nun wieder abmontiert werden. Eine entsprechende Verfügung des Landratsamts Rottweil wurde jetzt vom baden-württembergischen Verwaltungsgerichtshof in Mannheim bestätigt.

In zwei Bauvorschriften hatte die Stadt Schiltach 1978 und 1991 festgelegt, daß bei Bauten im denkmalgeschützten Altstadt kern in den Obergeschossen als Sonnenschutz nur Holzklappläden oder Innenjalousien zugelassen sind. Doch auch ohne diese Bestimmungen wäre, erklärten die Mannheimer Richter in ihrem Urteil, der Austausch der Rolladenkästen, nicht genehmigungsfähig, denn bei dem Gebäude handle es sich um ein typisches Schiltacher Bürgerhaus, das mit seiner Fensteranordnung in einer regionalen Bau tradition stehe. Es dokumentiere die Lebensverhältnisse Schiltacher Bürger im 18. und 19. Jahrhundert.

Die von außen sichtbaren Rolläden und deren Kästen beeinträchtigen das Erscheinungsbild dieses Kulturdenkmals empfindlich. Obwohl die Rolläden farblich auf die ebenfalls vorhandenen Holzklappläden abgestimmt seien, seien sie als störende Fremdkörper klar zu erkennen. Die Denkmalschutzbehörde habe die Beseitigung der neuen Rolläden zu Recht angeordnet, um das ursprüngliche Erscheinungsbild des Gebäudes wieder herzustellen, hieß es (Aktenzeichen: 1 S 2022/90).

Hohlwege im Kraichgau sollen saniert werden

(lsw) Für die Pflege und Sanierung von zehn Hohlwegen im Landkreis Karlsruhe stellt die Stiftung Naturschutzfonds beim Umweltministerium einen Betrag von 250 000 Mark zur Verfügung. Nach Angaben des Ministeriums will die Naturschutzverwaltung gemeinsam mit Gemeinden und Landkreisen die wenigen noch verbliebenen, als Kleinbiotope ökologisch sehr wertvollen Hohlwege im Kraichgau erhalten. Als Grundlage für das Sanierungs- und Schutzprogramm hat die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Karlsruhe eine Beschreibung und Bewertung von 148 Hohlwegen erstellt.

Pflummerner Gockel darf weiterhin krähen

(STZ) Die fünfte Zivilkammer des Landgerichts Ravensburg hat die Klage des Revierförsters von Pflummern bei Riedlingen abgewiesen, der sich über störendes Hahnenkrähen beschwert hatte. Nach eingehendem Ortstermin vor dem Försterhaus befand das Gericht jetzt, daß das von dem Forstmann beanstandete Krähen eines Gockels auf dem Dach des Nachbarhauses «ortsüblich» sei. Der Gockel darf also weiterhin krähen. Seit seinem Einzug im Forstamt reichte der lärmempfindliche Revierförster eine Klage nach der anderen, vom Amtsgericht bis zum Oberlandesgericht, wegen störendem Hundebellen und anderen Geräuschen ein und bekam teilweise auch Recht. Zu dem Ortstermin in Pflummern wegen Hahnenkrähens wurden Richter, Pfleger, Anwälte, Mandanten und sechs Polizisten aus Riedlingen als Zeugen bemüht. Eine Demonstration von Pflummerner Bürgern gegen den «Förster-Terror» endete nach Abzug des Gerichts damit, daß der Forstmann nach einem Wortwechsel zwei Männer beim rasanten Rückwärtsstoßen mit seinem Fahrzeug anfuhr. Einer mußte stationär, der andere ambulant behandelt werden.

Sachsen sanieren Steinenberger Pfarrhaus

(epd) Das historische Pfarrhaus in Rudersberg-Steinenberg wird von einer sächsischen Baufirma saniert. Nach jahrelangem Tauziehen war Ende 1990 entschieden worden, das baufällig gewordene denkmalgeschützte Gebäude zu einem von der evangelischen Kirchengemeinde und der Bürgerschaft gemeinsam genutzten Haus umzubauen. Zu der Aufbauhilfe aus Sachsen für das württembergische Pfarrhaus kam es, nachdem bei der Ausschreibung für den Umbau nach Angaben des Kirchengemeinderats nur ein einziges Rohbau-Angebot eingegangen war. Die Kirchengemeinde bemühte sich daraufhin, auch in den thüringischen Partnergemeinden der Stadt sowie der Kirchengemeinde ein Bauunternehmen zu finden. Als auch dies erfolglos blieb, setzte man die Suche in Sachsen fort. In der Nähe von Zwickau wurde nun ein geeigneter Betrieb ausfindig gemacht.

Naturschutz für den «Häslach-Wald»

(lsw) In Stuttgart-Plieningen ist der Häslach-Wald als Naturschutzgebiet ausgewiesen worden. Das 53,6 Hektar große Areal zeichnet sich nach Angaben des Regierungspräsidiums Stuttgart durch eine eigenartige Pflanzendecke aus. Der größte Teil der Fläche wird von Wald eingenommen, der mit einer sehr artenreichen Krautschicht versehen ist und in verschiedenen Holzartenzusammensetzungen bzw. Waldgesellschaften auftritt. Dem Wald noch teilweise zuzurechnen ist das Ufergehölz der Körsch als Rest eines Auwaldes. Eine «Ersatzgesellschaft» für den von Natur aus ohne menschlichen Einfluß anzutreffenden Wald ist das Grünland, das im südwestlichen Teil des Gebietes als typische Streuobstwiese mit Obstbäumen bestanden ist. Der Auenwaldrest und das teils obstbaumbestandene, teils freie Grünland tragen zu einer größeren Vielfalt an Pflanzen und Tieren im Schutzgebiet bei.

Zehnter Landespreis für Heimatforschung

(lsw) Der Landespreis für Heimatforschung ist am 9. Juli in Karlsruhe zum zehnten Mal vergeben worden. Den mit 5000 Mark dotierten Hauptpreis erhielt der Diplom-Psychologe und Theologe Raimund Kolb (Weingarten/Kreis Ravensburg) für sein Werk «Bähnle, Mühle, Zug und Bus – die Bahn im mittleren Schussental». Die drei jeweils mit 2500 Mark dotierten Förderpreise erhielten Werner Debler (Schwäbisch Gmünd/Ostalbkreis), August Vetter (Waldkirch/Kreis Emmendingen) und Gotthelf Zell (Kirchberg/Reims-Murr-Kreis). Nach Auffassung der 15köpfigen Jury handelt es sich bei der Arbeit Kolbs über die Geschichte der Eisenbahn von Ravensburg nach Weingarten und Baienfurt um eine eindrucksvolle, lebendige Darstellung der Verkehrsgeschichte dieser Region, die zugleich interessante Aspekte der Sozial- und Alltagsgeschichte enthalte. Durch die 1887 von der Stadt Weingarten errichtete Dampfstraßenbahn, die 1910 elektrifiziert wurde, erhielt der oberschwäbische Raum Anschluß an das Schienennetz der Reichsbahn. 1959 war die Stichbahn infolge der zunehmenden Bedeutung des Autoverkehrs wegen Unrentabilität eingestellt worden. Der Landespreis ist eine gemeinsame Stiftung der baden-württembergischen Landesregierung, des Landesausschusses Heimatpflege sowie der Volks- und Raiffeisenbanken von Baden und Württemberg. Für den diesjährigen Wettbewerb waren insgesamt 150 Arbeiten von der Jury gesichtet worden. In den vergangenen zehn Jahren gingen nahezu 2000 Einsendungen ein. Im Rahmen der Preisverleihung würdigte Wissenschafts-Staatssekretär Norbert Schneider die Qualität der ausgezeichneten Arbeiten, bedauerte jedoch, daß relativ wenige Einsendungen von jungen Menschen kamen. Aus diesem Grunde habe in diesem Jahr auch der Jugend-Förderpreis nicht vergeben werden können.

Moderne «Archäologie»: Jagdflugzeug geborgen

(STZ) Umfangreiche Recherchen haben eine Gruppe von sechs Hobbyforschern – ihr Steckenpferd ist das Aufspüren abgestürzter Flugzeuge aus dem Zweiten Weltkrieg – auf die Spur eines bei Plüderhausen abgestürzten Messerschmittjägers geführt. Im Gewann «Walkersbacher Wand» wurde nach Einholen der notwendigen Genehmigungen mit Hilfe eines Baggers in etwa vier Meter Tiefe das zerschellte Wrack einer Me 109/G-6 entdeckt. Zutage gefördert wurden neben sterblichen Überresten des Piloten auch die Bordkanone und Munition. Anhand der Erkennungs-marke konnte der Flieger identifiziert werden. Es handelt sich um einen 1926 in Bamberg geborenen Gefreiten der Luftwaffe, der zuletzt in Herzogenaurach bei Nürnberg stationiert war. Der Mann war am 18. März 1944 zur Abwehr eines Bomberverbandes der Alliierten mit seinem Jäger aufgestiegen und seitdem vermißt. Bordkanone und Munition wurden von Mitarbeitern des Kampfmittelbeseitigungsdienstes gesichert. Durch ihre selbstfinanzierten Grabungsarbeiten hat die Gruppe der Hobbyforscher in den vergangenen drei Jahren 17 abgestürzte Flugzeuge aus dem Zweiten Weltkrieg entdeckt und zur Klärung von Vermißtschicksalen beigetragen.

PERSÖNLICHES

Am 30. September 1991 ist zu Beginn seines 88. Lebensjahres DR. DIETER NARR in Vellberg gestorben. Der Gelehrte hatte sich vor allem der Erforschung der Aufklärung im deutschen Südwesten und ihres Einflusses auf das Volksleben verschrieben.

HANS BINDER, Vertrauensmann der Nürtinger Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes, ist am 25. Oktober 1991 wegen seines Engagements in zahlreichen Ehrenämtern mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden.